This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 408863

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

GR
340
.R314
G5
1875

Der Geiſt von Sakura.

395-02

Geschichten aus Alt-Japan.

Von

Redesdale, A. B. Mitford,
zweitem Secretär bei der brittischen Gesandtschaft in Japan.

Aus dem Englischen übersetzt

von

J. G. Kohl.

Mit Illustrationen,
gezeichnet und in Holz geschnitten von japanischen Künstlern.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1875.

I.

Der Geist von Sakura.

I.

Der Geist von Sakura.

I.

Der Geist von Sakura

Der Geist von Sakura.

Die Leiden und der Tod des Pächters Sogoro gehören, obwohl die angeblich damit zusammenhangenden übernatürlichen Erscheinungen Lächeln erregen mögen, zu den jedem Japaner geläufigsten und ganz populären Volksüberlieferungen. Sie geben uns eine sehr eindringliche Belehrung und ein deutliches Bild von denjenigen Verhältnissen, welche in Japan zwischen dem Pächter und seinem Grundherrn bestehen, sowie von der unbegrenzten Gewalt, die der Letztere in Händen hat, um Gutes oder Böses zu stiften. Es ist höchst merkwürdig, daß in einem Lande, wo der Bauer — als in der Classeneintheilung des Volkes dem Range nach zunächst dem Krieger und über dem Handwerker stehend — kein geringes Ansehen genießt, und wo dem Ackerbau gesetzlich so reichlicher Schutz gegen wilden Pflanzenwuchs zu Theil wird, daß seinetwegen schattenverbreitende Zweige abgehauen und Hecken beschnitten werden müssen — daß in diesem Lande der Gutsbesitzer hinsichtlich seines Verfahrens gegen seine den Acker bebauenden Leute factisch keiner Controle unterworfen ist. —

Die Landtaxe, oder vielmehr die vom Pächter jährlich zu

entrichtende Rente wird gewöhnlich auf vierzig Procent vom Ertrage abgeschätzt. Doch giebt es darüber kein klares und bestimmtes Gesetz und sehr häufig theilen der Landeigenthümer und der Bauer das Ergebniß der Ernte zu gleichen Hälften unter sich. Reisland wird in drei Classen eingetheilt, und nach diesen Classen ist die Berechnung so, daß ein „tan“ (1800 Quadrat-Fuß) des besten Landes dem Eigenthümer ein Einkommen von fünf Sack Reis jährlich tragen sollte. Ein jeder solcher Sack hält vier „to“ (ein „to“ ist etwas weniger als ein halber kaiserlicher Scheffel) und hat im jetzigen Augenblick (1868) den Werth von drei „Rijos“ oder von ungefähr sechzehn Schilling. — Land von der mittleren Classe sollte ein Einkommen von drei oder vier Sack liefern. Die Rente wird entweder in Reis oder in Geld bezahlt, je nach dem augenblicklichen Preise des Kornes, welcher bedeutenden Schwankungen unterworfen ist. Sie ist im elften Monat des Jahres fällig, nachdem alle Ernten eingeheimset, und die Marktpreise festgestellt sind. —

Die Rente desjenigen Landes, welches nicht Reis, sondern Baumwolle, Bohnen, Wurzeln und andere Früchte trägt, ist während des zwölften Monats in Münze fällig. Die Wahl über die Art der Früchte, welche er bauen will, scheint dem Pächter überlassen zu sein.

Wenn der japanische Landeigenthümer von Armuth bedrängt wird, beschränkt er sich nicht auf die bloße Einziehung seiner gesetzmäßigen Renten: er vermag immer von seinen bedürftigen Pächtern den Vorschuß einer Jahresrente oder ein

Darlehn von so vielem Gelde, wie zur Deckung seiner augenblicklichen Bedürfnisse erforderlich ist, zu erzwingen. Wenn der Herr ein rechtlicher Mann ist, wird er dem Bauer in Zeitabschnitten, die sich über zehn bis zwanzig Jahre erstrecken, das Capital mit Zinsen zurückzahlen. Aber nur zu oft ereignet es sich, daß solche Anleihen von ungerechten und unbarmherzigen Herren gar nicht zurückerstattet werden, daß diese im Gegentheil noch mehr Vorschuß erpressen. Dann geschieht es wohl, daß die armen Pächter, angethan mit ihren Regenmänteln von Gras, Sicheln und Bambusstangen in den Händen tragend, sich vor dem Thore des Palastes ihres Herrn in der Hauptstadt versammeln und ihre Beschwerden vorbringen, indem sie die Vermittelung der Dienerschaft, ja sogar der zufällig vorübergehenden Frauen anflehen. Manchmal müssen sie diese Dreistigkeit mit dem Leben büßen; aber jedenfalls haben sie die Genugthuung, ihrem Bedrücker in den Augen seiner Nachbarn und des Publikums Schande zu bereiten.

Die amtlichen Berichte über die neueren Reisen im Innern Japan's haben das harte Loos, welches die Bauern während der Regierung der Taikune und besonders unter den Hatamotos, dem von der Dynastie geschaffenen Adel, zu ertragen hatten, vollständig aufgedeckt. In einer Provinz, in welcher die Dorfschulzen die Erpressungen ihres Herrn unterstützt zu haben scheinen, mußten sie die Flucht ergreifen vor der erbitterten Bevölkerung, welche sich den Aufstand zu Nutze machte, um die Häuser ihrer Tyrannen zu verwüsten und zu plündern,

indem sie laute Gebete für eine neue und gerechte Schätzung des Landes zum Himmel schickten, und überall die Wiederaufnahme der höchsten Regierungsgewalt durch den Mikado und die Abschaffung des niederen Adels, der sich durch das Elend seiner Untergebenen erhöhen wollte, mit lauten Beifallsbezeugungen begrüßten. Am Hofe zu Jedo sonnten sich ehedem die Hatamotos und wurden fett, hielten dort glänzende Gelage und kümmerten sich wenig um Die, welche in der Provinz jammerten und verhungerten. Geld mußte geschafft werden und es wurde geschafft.

Es ist indessen nöthig, auch noch ein Wort beizufügen über die Dorfschulzen, welche in der Geschichte, die ich hier mittheilen will, eine so wichtige Rolle spielen.

Die Bauern Japan's werden von drei Classen von Amtleuten regiert: von dem „Nanuschi" oder Schulzen, — von den „Kumigaschira" oder den Vereinsvorstehern und von den „Hijakuschodai" oder Stellvertretern der Pächter. Das Dorf, welches von dem Nanuschi oder Schulzen regiert wird, ist in Gesellschaften oder Vereine eingetheilt, die, jede aus fünf Familien bestehend, von einem Kumigaschira überwacht werden; und diese Vereine zerfallen wieder in Unterabtheilungen, jede bestehend aus einer Gruppe von fünf Männern, welche aus ihrer Anzahl einen wählen, der ihre Stelle vertreten muß, im Fall sie eine Bittschrift einzureichen oder irgend welche Geschäfte bei ihren Obern auszurichten haben. Dieser Beamte ist der Hijakuschodai.

Der Schulze, das „Vereinsoberhaupt" und der „Stell-

vertreter" halten Register über die Familien und Leute unter ihrer Aufsicht, und sind verantwortlich für deren gutes und ordnungsmäßiges Betragen. Sie müssen dieselben Taxen bezahlen wie die übrigen Pächter, aber sie bekommen ein Gehalt, dessen Höhe sich nach der Größe und dem Reichthum des Dorfes richtet. Fünf Procent der jährlichen Landtaxe macht den Gehalt des Schulzen aus, und die andern Beamten erhalten jeder fünf Procent von der Taxe, welche von den kleinen Körperschaften, die sie insbesondere überwachen, entrichtet wird.

Durchschnittlich ist der Betrag des Stückes Boden, welches eine Familie zu bebauen hat, ungefähr ein „Tscho" oder 9000 Quadrat-Ellen, doch giebt es Pächter, welche wohl fünf oder sogar sechs Tscho von ihren Vorfahren ererbt haben. Es existirt auch eine Classe von Pächtern, ihrer Armuth wegen die „wassertrinkenden Pächter" genannt, die gar kein eigenes Land besitzen, sondern von Denen etwas miethen, die mehr haben, als sie eigenhändig bewirthschaften können. Der dafür bezahlte Zins ist verschieden; für gutes Reisland beläuft er sich indeß auf 1 Pfund Sterling und 18 Schillinge bis zu 2 Pfund 6 Schillinge per Tan (1800 Quadrat-Fuß).

Die Tagelöhner der Pächter werden mit sechs oder sieben Rijos jährlich bis zu dreißig Rijos (das Rijo ungefähr im Werthe von 5 Schillinge 4 Pence) bezahlt; außerdem werden sie noch gekleidet und genährt, grade nicht mit Leckerbissen, aber doch reichlich. Der Reis, den sie selbst bauen, ist für sie ein fast unbekannter Luxus; Hirse ist ihre gewöhnliche Nahrung, und an Fest- und Feiertagen erhalten sie Portionen von Gerste

oder Buchweizen. Da, wo der Maulbeerbaum cultivirt wird und man die Seidenzucht treibt, bekommt der Tagelöhner den höchsten Lohn.

Das Ergebniß der Reisernte sollte auf besonders gutem Boden dreizehntehalbfältig sein, und auf gewöhnlichem Boden sechs- bis siebenfältig. Gewöhnliches Ackerland ist nur halb so werthvoll wie Reisland, welches letztere nicht unter vierzig Rijos per Tan gekauft werden kann. Gemeines Hügel- oder Waldland ist wieder wohlfeiler als Ackerland, aber Obstgärten und Haine von Paulowniabäumen gelten von fünfzig zu sechszig Rijos per Tan.

Was die Strafe der Kreuzigung anbetrifft, durch welche Sogoro, der Held der folgenden Erzählung, den Tod erleiden mußte, so wird sie für folgende Vergehungen auferlegt: für Vatermord (den Mord oder Todtschlag von Eltern, Onkeln, Tanten, älteren Brüdern, von Herren oder Lehrern inbegriffen), — für Falschmünzerei und für unerlaubte Uebertretung der Grenzen des Gebietes des Taikun.*) Der Verbrecher wird an einem aufrechtstehenden Pfahle befestigt und seine Arme und Füße mit Seilen an zwei Querbalken desselben gebunden. Darauf wird er von Männern, welche zur Classe der „Eta" (oder japanischen Pariahs) gehören, mit Speeren durchstochen. Einst als ich über den Hinrichtungsplatz bei Jedo ging, war dort eben ein Leichnam am Kreuze befestigt. Der Todte hatte seinen Arbeitgeber ermordet und war, nachdem er zum Kreuzes-

*) Dieses letztere Verbrechen ist jetzt natürlich veraltet.

Die Deputation der Bauern vor dem Thore ihres Schloßherrn.

tode verurtheilt worden, im Gefängniß gestorben, ehe noch das Todesurtheil ausgeführt werden konnte. Er wurde also in niederkauernder Stellung in einen weiten rothen irdernen Krug eingepackt, dieser fest mit Salz ausgefüllt und hermetisch versiegelt. Ein Jahr, nachdem das Verbrechen begangen worden, trug man den Krug zum Hinrichtungsplatz und zerbrach ihn, nahm den Leichnam heraus und band diesen an das Kreuz, nachdem man die Gelenke der Knie und Arme durchschnitten hatte, damit die steifen, zusammengezogenen Gliedmaaßen ausgedehnt werden könnten; dann durchstach man ihn mit Speeren, und so blieb er dort drei Tage den Blicken der Vorübergehenden ausgesetzt. Ein offnes Grab, neben welchem die umhergestreute Erde nur aus Ueberbleibseln von Todtengebeinen zusammengesetzt zu sein schien, war bereit, den entehrten Leichnam aufzunehmen; drei oder vier Etas, unsaubere und herabgewürdigte Geschöpfe, saßen als Wache dabei und rauchten ihre Pfeifen neben einem spärlichen Kohlenfeuer, während sie allerlei gemeine Späße trieben. Das wäre wohl eine ergreifende und abschreckende Mahnung gewesen, wenn die Leute sich die Mühe gegeben hätten, die Lehre zu verstehen; aber die auf der Landstraße Vorübergehenden nahmen wenig oder gar keine Notiz von dem Schauspiel, und kaum zehn Schritte von dem Todten entfernt, war eine Gruppe rothbäckiger und fröhlicher Kinder beim Spiele, als ob nichts Ungewöhnliches oder Grauenhaftes in der Nähe gewesen wäre.

Der Geist von Sakura.*)

Wie wahr ist der Satz, den Confucius aufgestellt hat, daß das Wohlwollen der Fürsten aus ihrem Lande widerstrahlet, während durch ihre Bosheit überall Aufruhr und Verwirrung entsteht!

In der Provinz Schimôsa und daselbst im Districte Soma war Hotta Kaga no Kami, Herr des Schlosses von Sakura und das Haupt der Hottafamilie, welche seit vielen Generationen berühmte Krieger hervorgebracht hatte. Als Kaga no Kami, welcher im Gorodschu, dem Kabinet des Schogun, gesessen hatte, im Schlosse Sakura starb, erbte sein ältester Sohn Kotsuké no Suké Masanobu seine Besitzungen und Titel und wurde zu einem Sitze im Gorodschu erhoben. Dieser war aber ein ganz anderer Mensch, als die edlen Herren, welche ihm vorangegangen waren. Er war hart und ungerecht gegen seine Pächter und Bauern und legte ihnen außergewöhnliche und drückende Taxen auf, wodurch er die Unterthanen auf seinen Gütern in die äußerste Armuth brachte. Wiewohl sie nun Jahr aus Jahr ein, und einen Monat um den andern um Gnade flehten, und Vorstellungen gegen diese Ungerechtigkeit

*) Diese Geschichte, welche man auch zum Gegenstande eines Drama gemacht hat, existirt in Japan gedruckt, zwar mit veränderten Namen, damit die mächtige Hottafamilie nicht dadurch beleidigt werde. Wir haben hier die wirklichen Namen beibehalten. Die erzählten Begebenheiten trugen sich unter der Regierung des Schogun Jémitsu, in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts zu.

machten, so gab man doch nicht Acht darauf, so daß in allen Dörfern die Leute in's höchste Elend gestürzt wurden. —

Endlich traten die Oberhäupter der hundertundsechsundbreißig Dörfer, welche ihrem Herrn ein Totaleinkommen von 40,000 Kokus Reis verschafften, zusammen, hielten untereinander Rath und beschlossen einmüthig eine Bittschrift bei der Regierung, mit ihren Siegeln versehen, einzureichen, und darin darzuthun, wie ihre Ortsbehörden nicht die geringste Notiz von ihren oft wiederholten Vorstellungen genommen hätten. Darnach versammelten sie sich in großer Anzahl vor dem Hause eines der Räthe ihres Herrn, Namens Ikéura Kasujé, um ihm vorher die Bittschrift zu zeigen. Aber auch hier schenkte man ihm keinerlei Beachtung. Deshalb begaben sie sich wieder nach Hause zurück, und nachdem sie abermals mit einander Rath gepflogen, beschlossen sie, sich am siebenten Tage des zehnten Monats nach dem „Jaschiki" (Palaste) ihres Herrn in Jedo zu begeben. Sie waren einstimmig der Meinung, daß alle hundertundsechsundreißig Dorfoberhäupter nach Jedo gehen müßten, und das Oberhaupt des Dorfes Iwahaschi, ein Mann von etwa achtundvierzig Jahren, Namens Sogoro, der sich durch Verstand und Urtheilskraft auszeichnete und einem Districte, der tausend Kokus einbrachte, vorstand, trat auf und sprach:

„Meine Herren, dieses ist durchaus keine leichte Sache. Allerdings wäre es wohl von großer Wichtigkeit, daß wir unsere Klage beim Palast unseres Herrn in Jedo vorbrächten;

aber wie wollt Ihr es ausführen? Habt Ihr Euer Verfahren schon wohl überlegt und festgestellt?"

„Ja! in der That ist es eine höchst wichtige Sache," entgegneten die Andern, aber weiter wußten sie nichts zu sagen. Da nahm Sogoro wieder das Wort und sprach:

„Wir haben uns an das öffentliche Amt unserer Provinz gewendet, jedoch ohne Erfolg. Wir haben bei den Räthen unseres Fürsten supplicirt, aber auch vergebens. Also weiß ich, daß Alles, was uns nun noch zu thun übrig bliebe, dies wäre, daß wir unsern Fall im Palaste unsers Herrn zu Jedo vorbrächten. Aber wenn wir dahin gehen, so ist es auch dort eben so gewiß, daß man uns nicht anhören, im Gegentheil uns in's Gefängniß werfen wird. Wenn man hier in unserer eigenen Provinz nichts von uns wissen will, wie viel weniger werden die Beamten in Jedo sich um uns kümmern. Wir können unsere Petition vielleicht auf öffentlicher Straße in die Sänfte eines Mitgliedes des Gorodschu werfen; aber da unser Herr selbst ein Mitglied dieses hohen Rathes ist, so würde auch in diesem Falle keiner von seinen Genossen sich bemühen, das Recht oder Unrecht unserer Klage zu untersuchen, aus Furcht ihn zu beleidigen, und der Mann, welcher die Bittschrift auf so verwegene Art einreichen würde, möchte wohl leicht sein Leben um einer vergeblichen Sache willen einbüßen. Wenn Ihr dazu geneigt und entschlossen seid, auf jeden Fall Euch aufzumachen, so geht meinetwegen nach Jedo. Aber nehmt von Eltern, Kindern, Frauen und Verwandten einen langen, langen Abschied! — Das ist meine Ansicht!"

Darauf, nachdem sie den Sogoro angehört, beschlossen die Anderen dennoch, nach Jedo zu gehen, was auch davon kommen möchte; und sie machten mit einander aus, daß sie sich Alle am dreizehnten Tage des elften Monats im Dorfe Funabaschi einfinden wollten.

Am verabredeten Tage kamen alle Dorfbeamten auf dem bestimmten Platze zusammen, — nur Sogoro, das Oberhaupt des Dorfes Iwahaschi, fehlte, und als derselbe am folgenden Tage auch noch nicht erschien, sandten sie Einen aus ihrer Mitte, Namens Rokurobei, zu ihm, die Ursache zu erforschen. Rokurobei kam gegen 4 Uhr Nachmittags in Sogoro's Wohnung an und fand ihn, wie er ganz ruhig über seinem Kohlenfeuer saß, sich wärmend, als ob es nichts zu thun gebe. Als der Bote dieses sah, sagte er etwas ärgerlich:

„Alle Oberhäupter der Dörfer sind unserer Uebereinkunft gemäß zu Funabaschi versammelt, und da Du, Meister Sogoro, nicht erschienen bist, so bin ich gekommen, mich zu erkundigen, ob Krankheit oder irgend eine andere Ursache Dich abgehalten habe."

„Es thut mir wirklich leid," erwiderte Sogoro, „daß Du Dir so viel Mühe gegeben hast. Es war gestern meine Absicht, abzureisen; aber heftiges Bauchgrimmen, von dem ich oftmals gequält werde, ergriff mich, und wie Du siehst, muß ich mich beim Feuer pflegen, so daß ich wohl kaum in ein oder zwei Tagen werde aufbrechen können. Habe Du die Güte, die Andern dieses wissen zu lassen."

Da Rokurobei sah, daß er nichts weiter dabei ausrichten

könne, ging er zum Dorfe Funabaschi zurück und theilte den Andern mit, was er erfahren. Alle waren höchst aufgebracht darüber, daß Einer, der so schöne Worte gesprochen hatte, jetzt sich, wie sie meinten, als feige und ihnen abtrünnig zu erweisen schien. Doch sie beschlossen, daß das Benehmen eines Mannes die Uebrigen nicht beeinflussen dürfe, und suchten einander zu überreden, daß sie selbst mit ihrer Angelegenheit schon fertig werden würden. Hiermit brachen sie allesammt auf, ihre Bittschrift einzureichen.

Als sie in Jedo angekommen waren, kehrten sie in der Straße, die Bakurotscho heißt, ein. Aber wie sehr sie sich auch bemühten, ihre Klage bei den verschiedenen Beamten ihres Herrn vorzubringen, da war Keiner, der ihnen Gehör leisten wollte; Jeder schlug ihnen die Thür vor'm Gesichte zu, so daß sie am Ende gänzlich niedergeschlagen und ohne Erfolg in ihre Herberge zurückkehren mußten.

Am folgenden Tage, als am achtzehnten des Monats, kamen sie wieder Alle zusammen in einem Theehause in einer Allee, gegenüber einer Kapelle von Kwannon Sama*), und nachdem sie dort eine Berathung gehalten, ohne einen richtigen Ausweg zu finden, beschlossen sie, den Sogoro noch einmal zu beschicken, um zu sehen, ob er nicht doch einen Plan für sie entwerfen wolle. Demgemäß machten Rokurobei und ein gewisser Dschujémon sich zum Dorfe Iwahaschi um die Mittagszeit auf und kamen noch am selben Abend daselbst an.

*) Eine buddhistische Gottheit.

Sogoro aber, des Dorfes Oberhaupt, der sich wohl bewußt war, daß die Ueberreichung jenes Documentes eine nicht leicht zu nehmende Sache sei, rief Weib und Kinder sammt allen Verwandten zusammen und redete sie also an:

„Ich habe eine Reise nach Jedo vor und zwar wegen folgender Gründe: Unser gegenwärtiger Grundherr hat die Bodensteuer auf Reisland und die andern Abgaben um mehr als das Zehnfache erhöht, so daß Feder und Papier kaum einen Begriff zu geben vermöchten von der Armuth, in welche die Leute versunken sind. Die Bauern haben alle Qualen der Hölle schon hier auf Erden zu erdulden. Die Oberhäupter der verschiedenen Dörfer, die das mit ansehen müssen, haben deshalb Bittschriften eingereicht, deren Resultat aber noch zweifelhaft ist, ich wünsche darum ernstlich, Mittel aufzufinden, um eine so grausame Verfolgung zu hemmen. Sollte mein hochstrebender Plan mir nicht gelingen, so werde ich nicht wieder heimkehren, und selbst dann, wenn ich meinen Zweck erreichen sollte, ist es doch ungewiß, wie mich Die behandeln werden, welche die Macht in Händen haben. Laßt uns daher einen Becher Wein mit einander trinken, denn es ist sehr wohl möglich, daß Ihr mein Angesicht nicht wiedersehen werdet. Mein Leben wollte ich darum geben, wenn ich das Elend der guten Leute dieser Gegend mildern könnte. Wenn ich sterben sollte, so betrauert mein Schicksal nicht, weint nicht um mich."

Nachdem er dieses gesagt, wandte er sich an seine Frau und seine vier Kinder, und gab ihnen sorgfältige Anweisungen über Alles, was sie nach seinem Tode verrichten sollten, indem

er ihnen alle Wünsche seines Herzens bis auf's Kleinste offenbarte. Darauf nahm er freundlich Abschied von allen Anwesenden, nachdem er den Scheidebecher mit ihnen getrunken hatte, und begab sich zu einem Theehause im benachbarten Dorfe Funabaschi, woselbst die beiden Abgesandten Rokurobei und Dschujémon mit Ungeduld seiner harrten, um ihm Alles zu erzählen, was sich in Jedo zugetragen hatte.

„Um es kurz zu machen," sagten sie, „so will es uns bedünken, daß unsere Sache gänzlich fehlgeschlagen ist; und wir sind daher zu Dir gekommen, um Deine Vorschläge anzuhören. Hast Du irgend einen Ausweg ersonnen, so möchten wir ihn gern erfahren."

„Wir haben es bei den Districtsbeamten versucht," erwiderte Sogoro, „und wir haben es im Palaste unseres Herrn zu Jedo versucht. Wenn wir uns auch noch so oft vor dem Thore unseres Herrn versammelten, so würde man uns doch keiner Beachtung würdigen. Uns bleibt also nichts Anderes übrig, als an den Schogun selbst zu appelliren."

Darauf blieben sie noch im Besprechen ihrer Pläne beisammen, bis die Nacht schon weit vorgerückt war, und dann erst gingen sie zur Ruh. Die Winternacht war lang; aber kaum begannen die Krähen mit ihrem Gekrächze den Morgen zu verkünden, als die drei Freunde sich auf die Wanderschaft machten zum Theehause in Asakusa, woselbst sie bei ihrer Ankunft die andern Dorfältesten schon versammelt fanden.

„Willkommen, Meister Sogoro," riefen diese ihm zu. „Wie kommst Du so spät? Wir haben umsonst bei allen Be-

amten supplicirt und uns vergebens abgelaufen. Wir sind mit unserer Weisheit zu Ende und können keinen neuen Plan mehr entwerfen. Wenn Du irgend eine Aushülfe erdenken kannst, welche Dir passend erscheint, so bitten wir Dich, darnach zu handeln."

„Meine Herren," erwiderte Sogoro in ruhigem Tone, „wiewohl wir hier nicht mehr erreicht haben, als in unserm eigenen Orte, so wäre es doch unnütz zu jammern. In ein oder zwei Tagen wird der Gorodschu sich auf's Schloß begeben; diese Gelegenheit müssen wir abwarten, um dem Aufzuge zu folgen und unser Document in eine der Sänften der Herren hineinzuwerfen. Das ist meine Ansicht; was meint Ihr davon?"

Ohne Ausnahme erklärten sich die versammelten Aeltesten alle von der Vortrefflichkeit dieses Planes überzeugt, und nachdem sie beschlossen hatten, danach zu verfahren, kehrten sie zu ihrer Herberge zurück.

Sogoro hielt darauf eine geheime Berathung mit fünf der Aeltesten: Dschujémon, Hanso, Rokurobei, Tschinso und Kiuschiro, und setzte mit ihrer Hülfe die Bittschrift auf und da sie hörten, daß Kusé Jamato no Kami sich zu einem Palast unter der westlichen Mauer des Schlosses begeben würde, sobald der Gorodschu auf das Schloß komme, so legten sie sich an einem Orte ganz in der Nähe auf die Lauer. Sobald die Sänfte des Gorodschu sich ihnen näherte, schritten sie darauf zu und reichten ihre Bittschrift hinein, nachdem sie demüthig ihre Beschwerden vorgebracht hatten; da dieselbe angenommen

ward, wuchs den sechs Aeltesten der Muth und sie zweifelten kaum mehr an der Erfüllung ihrer Herzenswünsche; sie verfügten sich demnach zu einem Theehause in Rijogoku, und Dschujémon sagte:

„Wir können uns wirklich zu dem Erfolge gratuliren. Unsere Bittschrift haben wir dem Gorobschu übergeben, und mögen uns dabei beruhigen; ehe noch viele Tage vorüber sind, werden wir von der Regierung einen günstigen Bescheid erhalten. Dem Meister Sogoro sind wir für seine Bemühungen großen Dank schuldig."

Sogoro aber trat vor sie hin und erwiderte: „Wenn wir auch unsere Bittschrift dem Gorobschu präsentirt haben, so wird die Entscheidung der Sache doch nicht alsobald erfolgen; darum wäre es nutzlos, wenn so Viele von uns hier länger verweilten. Elf Männer können bei mir bleiben und die Uebrigen mögen zu ihren verschiedenen Dörfern heimkehren. Sollten wir Zurückbleibenden der Verschwörung angeklagt und enthauptet werden, so können die Andern sich dahin vereinigen, unsere Leichname zurückzufordern und zu bestatten. Die Kosten aber betreffend, welche wir bis zur Beendigung unseres Prozesses auf uns laden sollten, so wollen wir es damit unserem ursprünglichen Uebereinkommen gemäß halten. Sollte es erforderlich sein, so wollen wir für die Sache der hundertsechsunddreißig Dörfer unser Leben dahingeben und uns der Schande unterwerfen, daß unsere Köpfe, gleich denen von gemeinen Verbrechern, zur Schau gestellt werden". —

Sie hielten darauf ein Abschiedsfest mit einander, und

nach einem betrübten Lebewohl begab sich der größte Theil der Aeltesten in ihre Heimath zurück, während die übrigen den Weg zu ihrem Quartiere einschlugen, um dort geduldig abzuwarten, bis man sie vor den hohen Rath laden würde. Als Sogoro am zweiten Tage des zwölften Monats eine Vorladung zur Residenz des Gorodschu Kusé Jamato no Kami erhalten hatte, machte er sich auf, derselben nachzukommen. Man führte ihn zum Portal des Hauses, woselbst zwei Räthe Namens Aidschima Gidaiju und Jamadschi Jori ihm entgegen traten und sagten:

„Vor einigen Tagen hattest Du die Verwegenheit, eine Bittschrift in die Sänfte unseres Herrn Jamato no Kami zu werfen. Nun hat derselbe sich zu einem ganz außergewöhnlichen Gnadenacte entschlossen und will Dir diese abscheuliche Beleidigung verzeihen. Solltet Ihr aber jemals wieder versuchen, ihm Eure Bittschriften aufzudrängen, so würdet Ihr aufrührerischen Betragens schuldig erachtet werden;" und hiermit stellten sie ihm die Bittschrift zurück.

„Ich erkenne demüthigst die Gerechtigkeit dieses Tadels Seiner Gnaden an. Aber mit Verlaub, meine Herren, dieses ist keine übereilte und unüberlegte Handlung. Jahr aus Jahr ein ist ein Mißgeschick nach dem andern über uns gekommen, bis die Leute zuletzt in Noth und Mangel gerathen sind, so daß, da das Ende dieses Uebels nicht abzusehen war, wir uns erkühnt haben, diese Bittschrift einzureichen. Ich bitte Euer Gnaden, unserem Falle doch Barmherzigkeit angedeihen zu lassen und huldvollst unsere Schrift annehmen zu wollen. Las-

sen Sie Sich herab zu solchen Maßregeln, die unserm Volke wieder Gedeihen geben, o dann wird unsere Dankbarkeit für so große Güte keine Grenzen kennen!"

„Deine Forderung ist zwar eine gerechte," erwiderten die beiden Räthe, „dennoch kann Eure Bittschrift keine Annahme finden; deshalb mußt Du sie nichtsdestoweniger zurücknehmen."

Mit diesen Worten gaben sie ihm das Document zurück und schrieben die Namen des Sogoro und der sechs Aeltesten, die ihn begleitet hatten, auf. Was half's, sie waren genöthigt, ihre Bittschrift wieder mitzunehmen und sich in ihre Herberge zurückzubegeben. Da saßen nun die sieben Männer, niedergeschlagen und voll Sorgen, mit verschränkten Armen, und überlegten, was jetzt zu beginnen wäre und welchen neuen Plan sie machen sollten. Zuletzt als sie mit ihrer Weisheit ganz am Ende waren, sprach Sogoro mit flüsternder Stimme:

„Also ist unsere Bittschrift, die wir mit so vieler Mühe an den Mann gebracht haben, uns doch wieder zurückgegeben! Wie sollen wir uns nun nach so großer Schande wieder in unsern Dörfern zeigen? Ich für mein Theil will meine Mühe wenigstens nicht umsonst verschwendet haben; ich bin jetzt entschlossen, an den Schogun selber zu appelliren, den rechten Augenblick zu erspähen, in welchem er sich vom Schlosse wegbegeben wird, da will ich ihm an der Landstraße aufpassen und ihn, der ja der Herr über unsern Herrn ist, mit unsern Beschwerden bekannt machen. Das ist jetzt unsere letzte Zuflucht."

Dieser Rede gaben die Andern ihren Beifall und nachdem

sie allesammt frischen Muth gefaßt hatten, harrten sie auf eine Gelegenheit.

Nun trug es sich zu, daß es am zwanzigsten Tage des zwölften Monats dem damals herrschenden Schogun, dem Fürsten Jiémitsu gefiel, bei den Gräbern seiner Vorfahren zu Ujéno*) seine Andacht zu verrichten. Als Sogoro und die übrigen Aeltesten dies hörten, sahen sie es als eine besondere Gunst der Götter an und hofften, daß es ihnen dieses Mal nicht mißlingen werde. Deshalb entwarfen sie eine neue Bittschrift und zur festgestellten Zeit versteckte Sogoro sich unter der Sammajébrücke, angesichts des hinteren Thores von Ujéno.

Als der Fürst Jiémitsu in seiner Sänfte vorüberkam, kletterte Sogoro zur großen Ueberraschung des Gefolges des Schogun unter der Brücke herauf. Sie schrien: „Stoßt den Burschen auf die Seite"; Sogoro jedoch machte sich die darüber entstandene Verwirrung zu Nutze, erhob laut seine Stimme und indem er rief: „Ich wünsche Seiner Hoheit in Person „demüthigst eine Bittschrift zu überreichen", drängte er sich mit seiner Schrift, die er oben an ein sechs Fuß langes Bambusrohr befestigt hatte, vor und versuchte, sie in die Sänfte zu werfen. Trotz der Aufrufe, ihn festzunehmen, und ungeachtet der Püffe, welche das Gefolge ihm austheilte, gelang es ihm, sich bis an die Sänfte hindurchzuwinden, und der

*) Zerstört während der Revolution im Sommer 1868, von den Truppen des Mikado. Siehe weiter unten die Bemerkungen über die Gräber der Schogune.

Schogun nahm selbst das Document entgegen. Sogoro aber wurde von dem Gefolge arretirt und in's Gefängniß geworfen. Was die Bittschrift anbelangt, so befahl Seine Hoheit, sie den Händen des Gorodschu Hotta Kotsuké no Suké, des Herrn der Bittsteller, zu übergeben.

Als Hotta Kotsuké no Suké in seinem Hause angekommen war und die Bittschrift gelesen hatte, rief er einen seiner Räthe Kodschima Schikibu zu sich und sagte:

„Meine Gutsverwalter sind wahre Stümper. Warum weigerten sie sich, die Bittschrift von den versammelten Bauern in Empfang zu nehmen? Dadurch haben sie mir diese Unannehmlichkeit bereitet. Ihre Dummheit ist ganz unglaublich gewesen, indessen das ist nun einmal geschehen. Die Sache ist zu bekannt geworden. Wir sind jetzt gezwungen, ihnen alle die neuen Steuern zu erlassen, und Du mußt Dich erkundigen, wie viel den früheren Schloßherren entrichtet worden ist. Was diesen Sogoro aber betrifft, so ist er wohl nicht der Einzige, welcher hinter der Verschwörung steckt; allein da sein abscheuliches Verbrechen, der Processión des Schogun's aufgelauert zu haben, strafbar und unverzeihlich ist, so müssen wir es dahin bringen, daß wir ihn von der Regierung ausgeliefert bekommen und daß er als warnendes Beispiel für meine übrigen Leute an's Kreuz geschlagen werde, — er sowohl wie sein Weib und seine Kinder auch. Und nach seinem Tode soll sein Besitzthum confiscirt werden. Die anderen Sechs müssen verbannt werden; und damit soll die Sache zu Ende sein."

„Herr," entgegnete Schikibu, indem er sich vor ihm nieder-

warf, „Deine hohen Absichten sind gerecht. Sogoro hat in der That für sein abscheuliches Verbrechen die höchste Strafe verdient. Aber ich unterfange mich, Dir demüthigst vorzustellen, daß sein Weib und seine Kinder nicht in demselben Grade schuldig genannt werden können. Darum flehe ich, Herr, Dich an, sie gnädiglich einer so strengen Strafe zu entheben."

„Wenn die Sünde des Vaters so groß ist, können Frau und Kinder nicht verschont bleiben," erwiderte Kotsuké no Suké. Und da sein Rath erkannte, daß des Herrn Herz völlig verhärtet war, mußte er nothgedrungen seinen Befehlen ohne weitere Widerrede gehorsamen.

Sobald Kotsuké no Suké die Auslieferung Sogoro's von der Regierung erreicht hatte, verordnete er, daß derselbe, gleich einem Verbrecher, nach seinem Landgute Sakura in einer mit Netzen überspannten Sänfte gebracht und in ein Gefängniß eingesperrt werde. Seine Sache wurde in Untersuchung gezogen, und Kotsuké no Suké, der Herr und Gebieter, fällte ein Urtheil dahin, daß er eines verabscheuungswürdigen Verbrechens wegen bestraft werden müsse. Demzufolge wurde er am neunten Tage des zweiten Monats des zweiten Jahres der Periode, genannt Schoho (A. D. 1644) zum Kreuzestode verurtheilt.

Sogoro, nebst Frau und Kindern, sowie auch die Aeltesten der hundertsechsunddreißig Dörfer wurden zum Gerichtshofe von Sakura gebracht, woselbst fünfundvierzig der obersten Beamten sich versammelt hatten. Hier unterrichtete man die

Aeltesten davon, daß in Uebereinstimmung mit ihrer Bittschrift ihr Herr sich gnädig herablassen wolle, Befehl zu geben, daß ihnen die drückenden Steuern erlassen werden und die seit alten Zeiten erhobenen Abgaben nicht übersteigen sollten. Was aber Sogoro und dessen Frau betrifft, so wurde über sie folgendes Urtheil gesprochen:

„Inmaßen Du Dich als Oberhaupt der Dorfbewohner gerirt hast; — inmaßen Du Dich zweitens unterfangen hast, die Regierung so gering zu achten, daß Du Dich mit Deiner Bittschrift direct an Seine Hoheit, den Schogun, wandtest, wodurch Du Deinem Herrn eine grobe Beleidigung zufügtest, — und inmaßen Du zum Dritten dem Gorodschu eine Bittschrift überreicht hast, — und inmaßen Du zum Vierten Mitwisser und Theilnehmer einer Verschwörung warst: wirst Du wegen all dieser gehässigen Verbrechen zum Tode am Kreuze verurtheilt. Dein Weib wird verurtheilt, auf dieselbe Weise zu sterben, und Deine Kinder sollen enthauptet werden."

Obiges Urtheil ist über folgende Personen verhängt worden:

Ueber Sogoro, das Oberhaupt des Dorfes Iwahaschi, 48 Jahre alt.

Seine Frau Man, 38 Jahre alt.

Seinen Sohn Gennosuké, 13 Jahre alt.

Seinen Sohn Sohei, 10 Jahre alt.

Seinen Sohn Kihatschi, 7 Jahre alt.

Die älteste Tochter Sogoro's, Namens Hatsu, 19 Jahre alt, war an einen Mann, Namens Dschujémon, im Dorfe

Hakamura in Schitatschi, jenseits des Flusses im Bezirk des Matsudaira Mutsu no Kami (des Fürsten von Sendai), verheirathet. Seine zweite Tochter, deren Namen Saki war, welche 16 Jahre zählte, war an einen gewissen Todschura, Oberhaupt eines Dorfes im Gebiete des Gutsherrn Naito Geki, verheirathet. Ueber diese Frauen wurde keine Strafe verhängt.

Den sechs Aeltesten, welche Sogoro begleitet hatten, bedeutete man, daß sie zwar nach Recht und Billigkeit auch den Tod verdient hätten, daß indessen aus besonderer Mildherzigkeit ihres Gebieters ihr Leben geschont werden solle, und sie nur zur Verbannung verurtheilt worden seien. Ihren Frauen und Kindern sollte nichts geschehen und ihr Eigenthum ihnen bleiben. Diese sechs Männer wurden nach Oschima in der Provinz Idsu verbannt.

Sogoro hörte seinen Urtheilsspruch mit größter Ruhe an.

Die sechs Männer wurden verbannt, aber drei von ihnen erlebten es noch, daß sie beim Ableben des Schogun, des Fürsten Genjuin*), begnadigt wurden, worauf sie in ihre Heimath zurückkehren durften.

Obiger Entscheidung gemäß wurden den Bauern die hohen Steuern erlassen, und Männer und Frauen, Jung und Alt jubelten über den Vortheil, welchen Sogoro und die sechs Aeltesten für sie errungen hatten, auch gab es keinen Einzigen

*) Dies ist der Name, den man dem Schogun Ijétsuna nach seinem Tode beigelegt hatte. Er war der vierte von der Dynastie Tokugawa's, welcher am achten Tage des fünften Monats des Jahres 1680 n. C. G. starb.

unter ihnen, der nicht über das Schicksal dieser Märtyrer getrauert hätte.

Als die Beamten der verschiedenen Dörfer den Gerichtshof verlassen hatten, theilte Sembei, das Oberhaupt des Dorfes Sakato, den Andern mit, daß er mit ihnen über gewisse wichtige Dinge zu sprechen habe, weshalb er sie bat, sich im Tempel Fukuschoin zu ihm zu finden. Dazu waren sie allesammt willig und als die hundertsechsunddreißig Männer in jenem Tempel versammelt waren, redete Sembei sie folgendermaßen an:

„Für den glücklichen Erfolg unserer Bittschrift, durch welche wir erreicht haben, daß unsere Steuern wieder auf denselben Betrag herabgesetzt worden, wie sie unter unseren früheren Herren waren, sind wir dem Meister Sogoro verpflichtet, der sein Leben für uns in die Schanze geschlagen hat. Jetzt sollen er, seine Frau und Kinder als Verbrecher für die Sache der hundertundsechsunddreißig Dörfer leiden. Daß dieses vor unseren eigenen Augen geschehen solle, scheint mir eine Sache der Unmöglichkeit zu sein. Was sagt Ihr dazu, liebe Herren?"

„Jawohl! jawohl! Alles, was Du da sagst, ist wahr, vollkommen wahr," erwiderten die Anderen, und darauf trat Hansajémon, der Aelteste des Dorfes Katsuta, vor und sagte:

„Wie Meister Sembei eben gesagt hat, ist unser Sogoro zum Tode verurtheilt worden wegen einer Sache, bei welcher alle Dorfbewohner bis zum letzten Manne betheiligt sind. Das können wir nicht ruhig mit ansehen. Zwar weiß ich gewiß, daß es ganz nutzlos wäre, wollten wir uns für Sogoro selbst

verwenden; jedoch könnten wir wenigstens darum ansuchen, daß man seiner Frau und den Kindern das Leben lasse."

Nachdem alle versammelten Aelteste dieser Rede ihren Beifall zugejauchzt hatten, beschlossen sie eine Bittschrift zu entwerfen, und kamen dahin überein, daß wenn ihr Gesuch nicht von den Ortsbehörden bewilligt werden sollte, es in ihres Herrn Palast in Jedo zu präsentiren sei und daß man, wenn das mißlänge, sich an die Regierung wenden müsse. Demgemäß setzten sie alle am folgenden Tage ihr Siegel unter das Gnadengesuch, nachdem vier von ihnen, darunter Sembei und Hansajémon, es folgendermaßen entworfen hatten:

„In tiefster Ehrfurcht wagen wir demüthigst folgendes Gesuch, welches die Aeltesten der einhundertsechsunddreißig Dörfer mit ihren Siegeln versehen haben, einzureichen: Man hat auf unsere demüthige Bitte, welche wir kürzlich vorgebracht, die Gnade gehabt, unsere Steuern wieder bis auf dasselbe Maaß herabzusetzen, welches bei unseren früheren Gutsherren bestand, und man hat uns mit neuen Privilegien beschenkt. Mit ehrfurchtsvoller und dankbarer Freude haben die Bauern alle, Jung und Alt, diese Gnadengeschenke entgegengenommen. Was aber Sogoro, den Aeltesten des Dorfes Iwahaschi, anbetrifft, welcher es gewagt, Seine Hoheit, den Schogun, in Person anzuflehen, und sich dadurch eines verabscheuungswerthen Verbrechens schuldig zu machen, so ist er zum Tode in der Festungsstadt verurtheilt worden. Mit Furcht und Zittern anerkennen wir die Gerechtigkeit dieses Urtheils. Aber was sein Weib und seine Kinder betrifft, so ist sie nur eine Frau

und die letzteren sind so jung und unschuldig, daß sie nicht Ost und West unterscheiden können. Darum bitten wir, daß Du in Deiner großen Huld ihnen ihre Sünde vergeben mögest, und sie den Stellvertretern der hundertsechsunddreißig Dörfer ausliefern wollest, wofür wir Dir ewig dankbar sein werden. Wir, die Aeltesten der Dörfer, wissen nicht, bis zu welchem Grade wir uns einer Uebertretung schuldig machen, wenn wir dieses Gesuch einreichen. Wir waren darin alle schuldig, daß wir unser Siegel auf das frühere Bittgesuch setzten; aber Sogoro, das Haupt eines großen Districtes, welcher tausend Kokus Einkommen brachte, und der daher ein sehr erfahrener Mann war, handelte für uns Andere, und es bekümmert uns tief, daß er allein für Alle leiden sollte. Jedoch ergeben wir uns darein, daß in seinem Falle keine Begnadigung zu hoffen ist. Für seine Frau und Kinder aber flehen wir demuthsvoll um Rücksicht und Erbarmen."

„Unterzeichnet von den Aeltesten der Dörfer des Grundbesitzes, im zweiten Jahr des Schoho und im zweiten Monat."

Nachdem die hundertundsechsunddreißig Aeltesten dieses Gesuch aufgesetzt hatten, zogen sie, mit Sembei an der Spitze, zum Gerichtshofe, um dasselbe einzureichen, und fanden dort die verschiedenen Beamten in feierlichem Conclave. Der Schreiber nahm ihnen sofort die Schrift ab, öffnete sie und las sie laut vor. Darauf sagte der Rath Ikéura Kasujé:

„Das Gesuch, welches Ihr an uns gerichtet habt, ist jedenfalls höchst lobenswerth. Doch müßt Ihr wissen, daß dieses eine Sache ist, welche unserer Controle nicht mehr

unterworfen ist. Die Angelegenheit ist vor die Regierung gebracht, und obgleich die Priester des Tempels der Vorfahren meines Herrn sich für Sogoro verwendet haben, so ist mein Gebieter doch so erbittert, daß er sogar ihnen kein Gehör leiht, denn er behauptet, dieser Mensch würde ihn sicher in's Verderben gestürzt haben, wenn er nicht ein Mitglied des Gorodschu gewesen wäre; nur sein hoher Rang habe ihn gerettet. Ja so streng und entschieden drückte sich mein Herr aus, daß sogar die Priester sich nicht getrauten, wieder auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Ihr seht also, daß Euer Versuch, neue Schritte in dieser Sache zu thun, ganz vergebens sein würde, denn Eure Bittschrift wird auf keinen Fall angenommen werden. Darum thätet Ihr besser, nicht länger daran zu denken." Und mit diesen Worten gab er ihnen das Memorial zurück.

Da Sembei und die Aeltesten zu ihrer größten Betrübniß sahen, daß ihr Beginnen hoffnungslos sei, verließen sie den Gerichtshof und pflogen betrübten Herzens Rath mit einander, sie bissen die Zähne zusammen vor Enttäuschung und in Erwägung dessen, was der Rath über die Nichtigkeit ihres Versuches gesagt hatte. Aus lauter Kummer darüber verließ Sembei sammt Hansajémon und Heidschuro am elften Tage des zweiten Monats (dem Tage, an welchem Sogoro mit seinem Weibe und den Kindern die Strafe erlitt) Ewarabai, den Ort der Hinrichtung; sie begaben sich zu dem Tempel Senkodschi in der Provinz Schinschiu. Dort bestiegen sie den Berg Koja in Kischiu, ließen sich am ersten Tage des achten Monats das Haupt scheeren und wurden Priester. Dabei änderte Sembei

seinen Namen in Kakuschin und Hansajémon den seinen in Senscho. Was Heidschuro anbetrifft, so wurde er am Ende des siebenten Monats krank und am elften Tage des achten Monats starb er im siebenundvierzigsten Jahre seines Alters. So blieben diese drei Männer, welche Sogoro geliebt hatten, wie die Fische das Wasser lieben, ihm treu bis an's Ende. Heidschuro wurde am Berge Koja bestattet. Kakuschin durchwanderte als Priester das Land, indem er für Sogoro und seine Kinder um Einlaß in's Paradies betete. Nachdem er alle Kapellen und Tempel besucht hatte, kehrte er in seine eigene Provinz Schimosa zurück und ließ sich beim Tempel Riakakudschi im Dorfe Kano im Districte Imban nieder, hielt dort Gebete und brachte Opfer dar für das Heil der Seelen Sogoro's, seiner Frau und Kinder. Hansajémon, nun unter dem Namen des Priesters Senscho bekannt, blieb in Schinagawa, einer Vorstadt Jedo's, und sammelte bei guten und barmherzigen Leuten Geld zur Errichtung von sechs broncenen Buddhas, welche noch bis heute vorhanden sind. Später wurde er krank und starb in seinem siebzigsten Jahre, am zehnten Tage des zweiten Monats des dreizehnten Jahres der Periode, welche „Kambun" genannt wird. Sembei, welcher als Priester seinen Namen in Kakuschin umgeändert hatte, starb mit sechsundsiebzig Jahren am siebzehnten Tage des zehnten Monats des zweiten Jahres der Periode, genannt „Empo".

Also weihten sich diese Männer um Sogoro's und seiner Familie willen ganz verschiedenen Werken der Andacht. Auch die übrigen Dorfbewohner brachten Opfer und Speisen herbei,

um die Manen der Todten zu beschwichtigen, und sie beteten um ihren Eingang in's Paradies. Und da man auf diese Weise ohne Unterbrechung viele Litaneien wiederholte, so kann gar kein Zweifel obwalten, daß Sogoro die Seligkeit erlangt habe.

„Im Paradiese, wo die Gnadengaben Gottes unparteiisch vertheilt werden, lernt die Seele ihre Fehler erkennen durch das Maaß der Belohnung, welches ihr gegeben wird. Den Gelüsten des Fleisches hat sie entsagt, und der geläuterte Geist steigt zur Herrlichkeit Buddha's empor."*)

Am elften Tage des zweiten Monats des zweiten Jahres des „Schoho" wurde zu Ewarabai ein Schaffot errichtet, weil Sogoro eines strafwürdigen Verbrechens schuldig erkannt worden, und der Rath, welcher zu Jedo residirte, sowie der Rath, der auf den Landgütern des Herrn Kotsuké no Suké residirte, sammt den übrigen Beamten, verfügte sich in feierlichster Ordnung zu dem Platze. Darauf nahmen die Priester von Tokdschi aus dem Dorfe von Sakénaga, denen die Sargträger folgten, ihre Stelle gegenüber den Räthen ein und sprachen:

„Wir suchen demüthigst um die Erlaubniß nach, eine Bitte vorzubringen."

„Was haben Eure Hochwürden zu sagen?"

„Wir sind Männer, welche die Welt verlassen und sich dem Priesterthum zugewandt haben," antworteten die Mönche ehrfurchtsvoll, „und wir wünschen, wenn es möglich wäre, die Leichname Derjenigen, welche sterben sollen, bei uns aufzu-

*) Buddhistische Textworte.

nehmen, damit wir sie ehrenvoll begraben können. Es würde uns zu großer Freude gereichen, wenn unsere Bitte gnädigst erhört und uns zugestanden werden sollte."

„Euer Gesuch soll Euch gewährt werden; allein da Sogoro's Verbrechen sehr groß war, muß sein Körper drei Tage und drei Nächte zur Schau ausgestellt bleiben, darnach aber soll derselbe Euch ausgeliefert werden."

Um die Zeit der Schlange (10 Uhr N. M.), als der zur Hinrichtung festgesetzten Zeit, strömten die Leute aus den benachbarten Dörfern und von der Schloßstadt, Jung und Alt, Männer und Frauen, herbei, um das Schauspiel mit anzusehen. Viele auch kamen, um dem Sogoro, seinem Weibe und den Kindern ein letztes Lebewohl zu sagen und für sie zu beten. Als die Stunde geschlagen, wurden die Verurtheilten gebunden herbeigeführt, und sie mußten sich auf grobe Matten niedersetzen. Sogoro und seine Frau schlossen die Augen, denn der Anblick war mehr, als sie ertragen konnten, und die Zuschauer riefen schluchzend und unter strömenden Thränen aus: „O! Grausam"! und „Unbarmherzig"! Sie nahmen dabei Süßigkeiten und Kuchen aus ihren Brusttaschen hervor und warfen sie den Kindern zu. Pünktlich um die Mittagsstunde wurden Sogoro und seine Frau auf die Kreuze gebunden, diese wurden alsdann aufgestellt und in der Erde befestigt. Nachdem dieses geschehen, wurde der älteste Sohn, Gennosuké, vor das Schaffot den beiden Eltern gegenüber geführt. Da schrie Sogoro laut:

„O grausam! grausam! Was für ein Verbrechen hat denn

dieses arme Kind begangen, daß man es so behandelt? Was mich anbetrifft, so ist es ja einerlei, was aus mir wird." Und heiße Thränen flossen von seinem Angesicht nieder.

Die Zuschauer beteten laut und schlossen ihre Augen, ja sogar der Scharfrichter, der hinter dem Knaben stand, sagte, es sei grausam, daß das Kind wegen der Schuld des Vaters leiden solle, und betete im Stillen. Der Knabe Gennosuké aber, welcher immer mit geschlossenen Augen dagestanden hatte, sprach zu seinen Eltern:

„O mein Vater und meine Mutter! Ich gehe Euch voran in's Paradies, dem seligen Lande, um Euch dort zu erwarten. Meine kleinen Brüder werden mit mir am Ufer des Flusses Sandsu*) stehen und wir werden unsere Hände nach Euch ausstrecken, um Euch hinüberzuhelfen. Lebet wohl Ihr Alle, die Ihr gekommen seid, uns sterben zu sehen, und nun, bitte, schlagt meinen Kopf schnell ab!"

Damit bot er seinen Nacken dar, indem er sein letztes Gebet flüsterte; und nicht nur Sogoro mit seiner Frau, sondern selbst der Scharfrichter und die Zuschauer konnten ihre Thränen nicht zurückhalten; jedoch erschüttert wie er war und im Innersten der Seele gerührt, mußte der Henker, kraft seines Amtes, des Kindes Kopf abschlagen, und eine herzzerreißende Wehklage erhob sich aus dem Munde der Eltern und Zuschauer.

*) Der buddhistische Styx, welcher das Paradies von der Hölle scheidet, und über welchen die Todten von einer alten Frau gerudert werden, weswegen eine kleine Münze für diese mit ihnen begraben wird.

Darauf sagte das jüngere Kind Sokei zum Scharfrichter: „Herr, ich habe ein Geschwür an meiner rechten Schulter, bitte, schlage mir den Kopf von der linken Schulter her ab, damit Du mir nicht weh thuest. Ach ich weiß nicht, wie man sterben muß, und was ich thun soll".

Als der Henker und die Beamten daneben des Kindes arglose Rede hörten, weinten sie wieder aus Mitleid; aber helfen konnten sie nicht und der Kopf fiel schneller nieder, als Wasser im Sande aufgesogen werden kann. Darauf wurde der kleine Kihatschi, der dritte Sohn, welcher seines zarten Alters wegen doch wohl hätte geschont werden können, hingeschlachtet, während er noch in seiner Einfalt von den Süßigkeiten aß, die ihm von den Zuschauern zugeworfen waren.

Nachdem die Hinrichtung der Kinder zu Ende war, nahmen die Priester von Tokodschi ihre Körper, legten sie in ihre Särge, trugen diese unter den Wehklagen der Umstehenden fort und beerdigten sie mit großer Feierlichkeit.

Eben wollte Schigajemon, ein Diener Dansajémon's, des Obersten der Etas, welcher zu diesem Zwecke da war, seinen Speer auf Sogoro werfen, als O Man, Sogoro's Frau, ihre Stimme erhob und sagte:

„Bedenke, lieber Gatte, daß Du von Anfang an auf dieses Schicksal vorbereitet warst. Wenn denn nun unsere todten Körper schimpflich an diesen Kreuzen zur Schau ausgestellt bleiben müssen, — so haben wir doch die Verheißungen der Götter vor uns; darum traure nicht! Laß uns dem Tode in's Angesicht schauen! Wir nähern uns dem Paradiese und

werden bald mit allen Heiligen vereint sein. Sei ruhig, lieber Mann. Laß uns fröhlich unsere beiden armen Leben zum Besten für Viele dahingeben. Der Mensch lebt nur für eine Generation; aber sein Name durchdauert viele. Ein guter Name ist höher zu achten als das Leben."

So sprach sie und Sogoro lächelte von seinem Kreuze herab und gab ihr zur Antwort:

„Wohl gesprochen, mein liebes Weib! Wenn wir denn auch für Viele Strafe leiden müssen, unser Gnadengesuch hat doch seinen Zweck erreicht, und es bleibt uns nichts zu wünschen übrig. Ich bin jetzt glücklich, denn ich sehe meines Herzens Verlangen erfüllt. Das Leben ist mannigfachem Wechsel und vielen Glücksfällen unterworfen. Aber hätte ich auch fünfhundert Leben und könnte fünfhundert Mal diese meine Gestalt wieder annehmen, so würde ich dennoch wünschen fünfhundert Mal zu sterben, um so große Ungerechtigkeiten zu beseitigen. Auch bekümmere ich mich nicht um meinetwillen, nur daß meine Frau und Kinder bestraft werden mußten, das ist zu viel. Das ist unbarmherzig und grausam! Darum wenn auch mein Herr sich mit eisernen Wänden umgeben sollte, so soll mein Geist sie doch durchbrechen und seine Knochen zermalmen, zum Lohne für diese schlimme That."

Und wie er so sprach, wurden seine Augen gluthroth und strahlten wie die Sonne oder der Mond, und er sah aus wie der Dämon Rasetsu.*)

*) Ein buddhistischer Teufel.

„Komm denn, Henker!" schrie er laut, „beeile Dich und durchstich mich mit Deinem Speer."

„Deine Wünsche sollen Dir gewährt werden," sagte der Eta Schigajémon und warf einen Speer in seine rechte Seite, so daß er aus der linken Seite wieder herausdrang, und das Blut wie ein Springquell emporspritzte. Darauf durchstach er die Frau an der linken Seite; sie schlug ihre Augen auf und sagte mit sterbender Stimme:

„Lebet wohl, Ihr Alle, die Ihr gegenwärtig seid. Möge Trübsal fern von Euch bleiben! Lebt wohl, lebt wohl!" und als ihre Stimme schon fast erloschen war, wurde der zweite Speer in ihre rechte Seite geworfen, und sie gab ihren Geist auf. Sogoro aber zeigte keine Spur von Furcht und Klage, nicht einmal veränderte sich seine Gesichtsfarbe, vielmehr öffnete er seine Augen sehr weit und sprach:

„Hört, meine Herren! alle, die Ihr gekommen seid, um dieses Schauspiel anzusehen. Denkt daran, daß ich meinem Herrn, dem Kotsuké no Suké, bezahlen werde für sein heutiges Werk. Ihr werdet es mit eigenen Augen sehen, und kommende Geschlechter werden noch davon zeugen. Zum Zeichen soll mein Kopf nach meinem Tode sich wenden und gegen das Schloß sehen. Sobald Ihr dieses wahrnehmet, werdet Ihr nicht mehr zweifeln, daß meine Worte in Erfüllung gehen werden."

Als er das gesagt hatte, gab der Beamte, welcher die Hinrichtung leitete, dem Eta Schigajémon ein Zeichen und befahl ihm, der Sache ein Ende zu machen, damit Sogoro nicht länger fortfahre zu sprechen. Also durchstach Schigajémon

ihn zwölf bis dreizehn Mal, bis er todt war. Und als er gestorben war, — da wandte sich sein Kopf herum und richtete sich auf das Schloß. Die beiden Räthe aber, welche dieses Wunder sahen, stiegen von ihrer hohen Tribüne herab, knieten vor Sogoro's Leichnam nieder und sprachen:

„Wiewohl Du nur ein Bauer dieses Gutes warst, ersannst und betriebst Du doch einen hochherzigen Plan, um den andern Pächtern in ihrer Noth beizustehen. Du hast Dich abgemüht und zerquält um ihretwillen. Allein darin, daß Du Dich an den Schogun in eigener Person wandtest, begingst Du ein schweres Verbrechen und zolltest Deinen Vorgesetzten nicht genügend Achtung; und darum konntest Du unmöglich unbestraft bleiben. Jedoch geben wir zu, daß es ein grausamer Act war, Dein Weib und Deine Kinder in Dein Verbrechen hineinzuziehen und sie vor Deinen Augen zu tödten. Was nun aber geschehen ist, ist geschehen, und das Bedauern nutzt nichts mehr. Allein Deinem Geiste soll Ehre wiederfahren, Du sollst heilig gesprochen werden gleich dem heiligen Daimijo und sollst unter die Schutzgötter der Familie unseres Herrn versetzt werden."

Bei diesen Worten verneigten die beiden Räthe sich mehre Male vor dem Todten, um damit ihre Treue gegen ihren Herrn zu beweisen. Als diesem aber die Sache hinterbracht wurde, lachte er spöttisch über den Einfall, daß der Haß eines Bauern dem Lehnsherrn etwas anhaben könne; und er behauptete, dieser Vasall, der die Kühnheit gehabt, ein Complott auszuhecken, welches ihn zu Grunde gerichtet haben würde,

wenn nicht seine hohe Stellung ihn gerettet hätte, nichts als seinen verdienten Lohn bekommen habe. Und was dessen Heiligsprechung anbelange, so solle er bleiben, was er gewesen. Da die Beamten ihres Herrn Zorn sahen, mußten sie wohl gehorchen.

Aber nicht lange währte es, so erfuhr er selbst, daß, wenn auch Sogoro todt war, seine Rache doch lebendig blieb.

Nachdem die Verwandten Sogoro's und die Aeltesten der Dörfer zum Gerichtshofe geladen waren, wurde folgendes Erkenntniß erlassen:

„Obgleich das Eigenthum Sogoro's, des Aeltesten des Dorfes Iwahaschi, eingezogen worden, soll sein ganzes Hausgeräth den beiden verheiratheten Töchtern übermacht werden; und die Dorfbeamten sollen darauf sehen, daß diese wenigen armseligen Sachen nicht von unrechtmäßigen und gewissenlosen Menschen gestohlen werden."

„Seine Reis- und Kornfelder, nebst seinem Berg- und Ackerland sollen meistbietend verkauft werden. Sein Haus und das dasselbe umgebende Grundstück sollen den Aeltesten des Dorfes überliefert werden. Die Summe, welche der Verkauf seines Eigenthums einbringt, soll dem Gutsherrn ausgezahlt werden."

„Obiges Decret wird den Bauern der Dorfes seinem vollen Inhalte nach mitgetheilt werden; und es wird auf's Strengste verboten, diese Entscheidung zu tadeln."

„Gegeben am zwölften Tage des zweiten Monats, und im zweiten Jahre der Periode Schoho."

Nachdem die Bauern diesen Ausspruch in gebührender Demuth angehört hatten, verließen sie den Gerichtshof. Darauf wurden folgende Bestrafungen den Beamten des Schlosses auferlegt, die durch Zurückweisung der ersten Bittschrift ihrem Herrn so großen Verdruß bereitet hatten:

„Ihres Amtes werden enthoben: die zu Jedo und auf der Burg wohnhaften Beamten."

„Aus der Provinz werden verbannt: vier Districtgouverneurs und drei Amtmänner sowie neunzehn kleinere Beamten."

„Ihres Amtes entlassen: drei Metsukés oder Censoren und sieben Magistratspersonen."

„Zum Harakiri verurtheilt: ein Districtgouverneur und ein Jedo-Amtmann."

„Dieser strenge Urtheilsspruch ist als eine Folge jener Ungerechtigkeit anzusehen, deren sich die Angestellten schuldig machten, indem sie den Leuten neue und unvorhergesehene Steuern auferlegten und die Bauern durch Zurückweisung ihrer Bittschriften, ohne vorhergegangene Berathung mit ihrem Herrn, in so große Bedrängniß brachten, daß sie dadurch veranlaßt wurden, sich an die Person des Schogun's selbst zu wenden. In ihrer Habsucht verloren sie die Zukunft aus den Augen und legten den Bauern eine zu schwere Last auf, wodurch diese verführt wurden, an eine höhere Gewalt zu appelliren und dadurch die Ehre des Hauses ihres Herrn in Gefahr zu bringen. Wegen dieses schlechten Betragens sollen die verschiedenen Beamten, wie oben gesagt, bestraft werden."

Auf diese Art wurde im Palaste zu Jedo und im Gerichtshofe daheim die Gerechtigkeitspflege gehandhabt. Aber in der Weltgeschichte sind von den ältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag wenige Beispiele vorhanden, daß ein Mann sein Leben für Viele so willig opferte, wie Sogoro es that; dafür wird er auch vom Adel und vom Landvolk gleich hoch erhoben.

Monat nach Monat war vorübergegangen, da wurde gegen das vierte Jahr der Zeitperiode Schoho die Gemahlin des Herrn Kotsuké no Suké von heftigen Schmerzen ergriffen, als sie guter Hoffnung war; und es wurden Diener nach allen verschiedenen Tempeln und Kapellen ausgesandt, um für sie beten zu lassen. Doch Alles ohne Erfolg: sie litt nach wie vor. Gegen Ende des siebenten Monats desselben Jahres erschien jede Nacht ein übernatürlicher Schein im Zimmer der hohen Dame; und dieses wurde von grauenhaften Tönen begleitet, als ob viele Personen ein teuflisches Lachen ausstießen, zuweilen auch von erbärmlichen Wehklagen, als ob Myriaden von Menschen jammerten. Die tiefe Betrübniß und der Schrecken, welche sie hierüber empfand, vermehrten ihre Leiden. Daher schlug ihr eigener Geheimrath, ein bejahrter Mann, in einem anstoßenden Zimmer seine Wohnung auf, um dort Wache zu halten. Plötzlich vernahm dieser ein Geräusch wie von einer großen Menge Menschen, die auf den Brettern am Dache über dem Zimmer der Dame marschirten, darauf einen Ton, als ob Männer und Frauen weinten; und als der Rath, wie vom Donner getroffen und außer sich vor Entsetzen, noch da-

rüber nachsann, was alles dies wohl bedeuten möchte, erscholl ein laut ausbrechendes Gelächter und darnach war Alles wieder still. Früh am folgenden Morgen erschienen die Frauen, welche dem Haushalte der hohen Dame vorstanden, in Gegenwart des Herrn Kotsuké no Suké und sprachen:

„Seit der Mitte des letzten Monats haben die Aufwärterinnen sich bei uns über die gespensterhaften Geräusche beklagt, durch welche unsere Frau nächtlich beunruhigt wird, und sie behaupten, daß sie ihr nicht länger mehr dienen können. Wir haben versucht, sie damit zu beschwichtigen, daß wir sagten, die Teufel sollten gebannt werden und dann sei nichts mehr von ihnen zu fürchten. Dennoch fühlen wir, daß ihre Angst nicht unbegründet ist, und daß sie wirklich ihre Arbeit nicht mehr verrichten können; darum bitten wir Euer Gnaden, die Sache in Ueberlegung zu ziehen."

„Das ist eine überaus seltsame Geschichte, die Ihr mir da erzählt; indessen will ich diese Nacht selbst in den Gemächern meiner Gemahlin bleiben und wachen. Ihr könnt mit mir kommen."

Demgemäß blieb der hohe Herr Kotsuké no Suké in selbiger Nacht in eigenster Person wach. Zur Stunde der Ratte (Mitternacht) ward ein entsetzliches Getöse von Stimmen hörbar, und Sogoro und seine Frau, Beide an ihre verhängnißvollen Kreuze gebunden, erschienen plötzlich. Geister ergriffen die Hand der Dame und sprachen:

„Wir sind Dir entgegengekommen. Wohl sind die Schmer-

zen groß, welche Du jetzt leidest, doch sind sie nichts gegen die in der Hölle, zu der wir Dich bald führen wollen."

Bei diesen Worten ergriff Herr Kotsuké no Suké sein Schwert und wollte die Geister durch einen gewaltigen Streich verjagen; aber ein lautes Gelächter ließ sich vernehmen und die Erscheinungen waren verschwunden. Entsetzt sandte Kotsuké no Suké seine Diener zu allen Tempeln und Altären, daß die Priester um die Vertreibung der Dämonen beten möchten; allein die Geräusche wurden allnächtlich vernommen wie zuvor. Als der elfte Monat des Jahres wiederkehrte, wurden die Erscheinungen menschlicher Gestalten in den Gemächern der Dame immer häufiger und noch schrecklicher; die Geister überhäuften sie mit Spott und heulten ihr entgegen, daß sie gekommen wären, sie zu holen. Darüber fingen alle Frauen an zu schreien und fielen in Ohnmacht, und dann verschwanden die Geister gewöhnlich wieder mit lautem Hohngelächter. Dies trug sich eine Nacht nach der andern zu, und selbst bei Tage zeigten sich die Erscheinungen manchmal; die Krankheit aber der Herrin wurde täglich schlimmer, bis sie endlich in der letzten Minute des Jahres vor Gram und Angst starb.

Nun fing der Geist Sogoro's und der seiner gekreuzigten Frau an, Tag und Nacht dem Herrn Kotsuké no Suké selber zu erscheinen. Sie schwebten durch sein Zimmer und glotzten ihn an mit ihren rothen flammenden Augen. Den Dienstleuten standen vor Entsetzen die Haare zu Berge; sobald sie aber nach den Geistern schlagen wollten, wurden ihre Glieder wie gelähmt, und weder Hände noch Füße gehorchten ihnen. Kot=

suké no Suké zog sein Schwert, welches über seinem Bette hing; allein jedes Mal verschwanden dann die Geister, um sofort in einer noch schauerlicheren Gestalt wieder zu erscheinen, bis auch er endlich nach Erschöpfung seiner Kräfte und seines Muths von Angst überwältigt wurde. Da gerieth der ganze Haushalt in Verwirrung; mystische Religionsgebräuche und Zauberformeln wurden Tag für Tag von den Priestern über Kohlenfeuern abgehalten, und ununterbrochen Gebete ausgesprochen; aber die Erscheinungen wiederholten sich nur um so häufiger und von ihrem Aufhören war nichts zu merken.

Nach dem fünften Jahre „Schoho" wurde die Benennung der Zeitperiode in „Keian" umgeändert und während des ersten Jahres „Keian" fuhren die Geister fort im Palaste zu spuken; sie erschienen nun auch im Zimmer von Kotsuké no Suké's ältestem Sohne, wobei sie sich mit noch mehr Schauerzeichen umgaben als vorher. Auch wenn Kotsuké no Suké sich anschickte, zum Schlosse des Schogun's zu gehen, hörte man sie ihr Rachegeschrei in der Vorhalle des Hauses erheben.

Endlich versammelten sich die Verwandten der Familie und die Mitglieder des ganzen Haushaltes und hielten Rath mit einander. Sie sprachen dem Herrn Kotsuké no Suké ihre Meinung darüber aus, daß gewöhnliche Mittel keinenfalls hinreichen würden, die Geister zu bannen; man müsse dem Sogoro eine Kapelle erbauen und ihm göttliche Ehren erweisen. Erst dann würden die Erscheinungen wirklich weichen.

Nachdem Kotsuké no Suké die Sache sorgfältig überlegt und seine Einwilligung gegeben hatte, wurde Sogoro unter dem Namen „Sogo Daimijo" heilig gesprochen und ihm zu Ehren eine Kapelle errichtet. Nachdem man ihm göttliche Verehrung dargebracht hatte, wurden diese entsetzlichen Erscheinungen nicht länger wahrgenommen, und der Geist Sogoro's blieb ruhig auf immer.

Im zweiten Jahre der Periode Keian am elften Tage des zehnten Monats, als man das Fest feierte, an welchem man das erste Feuer auf dem Herde anzündet, kamen die verschiedenen Daimios und alle die bedeutendsten Hatamotos auf das Schloß des Schogun's zu Jedo, um ihre Glückwünsche bei dieser Gelegenheit darzubringen. Während der Ceremonien hatte der Herr Hotta Kotsuké no Suké mit Sakai Iwami no Kami, dem Herrn des Schlosses von Matsumoto in der Provinz Schinschiu, einen blutigen Streit, dessen Ursache unbekannt blieb, und Sakai Iwami no Kami, obgleich er von einer tapfern und edlen Familie abstammte, erhielt dabei eine so schwere Wunde, daß er am folgenden Tage, im Alter von dreiundvierzig Jahren, starb. In Folge dessen wurde seine Familie gestürzt und entehrt.*) Der Herr Kotsuké no Suké hatte

*) Wenn in alten Zeiten ein Edelmann ermordet wurde und außerhalb seines eigenen Hauses starb, so war er entehrt und seine Güter waren verfallen. Als der Regent des Schogun vor einigen Jahren außerhalb des Schlosses von Jedo ermordet wurde, gab man mit Hülfe einer gesetzlichen Fiction bekannt, er sei im eigenen Palaste gestorben, damit sein Sohn Nachfolger werden und in den Besitz seiner Güter gelangen könne.

das große Glück, aus dem Schlosse zu entkommen, um in seinem eigenen Hause Zuflucht zu suchen. Dort bestieg er ein tüchtiges Pferd, Namens Hira-Abumi, und floh zu seinem Schlosse Sakura in Schimôsa, indem er den Weg dorthin, welcher ungefähr sechzig Meilen beträgt, in sechs Stunden zurücklegte. Als er vor dem Eingange des Schlosses angekommen war, rief er mit lauter Stimme der inneren Wache zu, die Thore zu öffnen, und gab ihrem Anruf die Erwiderung, er sei Kotsuké no Suké, der Herr des Schlosses. Da die Wache ihren Ohren nicht trauen wollte, schickte sie zum Rath, unter dessen Aufsicht das Schloß stand, und dieser stürzte heraus, um sich zu überzeugen, ob die Person, welche Einlaß begehrte, wirklich der Gebieter selber sei. Sobald er Kotsuké no Suké erkannte, ließ er die Thore öffnen, und da es ihm über die Maßen wunderbar schien, sagte er:

„Bist Du es wirklich, mein Gebieter? Welcher seltsame Zufall bringt Dich zu so später Nachtzeit, zu Pferde und allein, ohne einen einzigen Begleiter hierher?"

Mit diesen Worten ließ er Kotsuké no Suké herein, welcher auf die besorgten Fragen seiner Leute über die Ursache seiner plötzlichen Erscheinung antwortete:

„Wohl mögt Ihr Euch wundern. Ich hatte heute im Schlosse von Jedo einen blutigen Streit mit Sakai Iwami no Kami, dem Herrn des Schlosses von Matsumoto, und stach ihn nieder. Man wird mich bald verfolgen, laßt uns deshalb die Festung in Vertheidigungszustand setzen und uns auf einen Angriff vorbereiten."

Als sein Hausgesinde dieses hörte, gerieth das ganze Schloß in Aufregung. Zu gleicher Zeit waren auch die Leute in Kotsuké no Suké's Palast zu Jedo in größter Sorge, da sie nicht wußten, wohin ihr Herr geflohen sei, bis endlich ein Bote von Sakura seine Ankunft daselbst berichtete.

Als der Streit innerhalb des Schlosses von Jedo und die Flucht Kotsuké's ruchbar geworden, wurde er des Verraths angeklagt und man sandte Soldaten aus, ihn todt oder lebendig zu fangen. Midsuno Setsu no Kami und Goto Jamato no Kami wurden mit der Ausführung dieses Befehls beauftragt, und sie machten sich am dreizehnten Tage des zehnten Monats auf. In der Stadt Sasai angekommen, sandten sie einen Herold ab mit folgender Botschaft:

„Weil Kotsuké no Suké den Sakai Iwami no Kami im Schlosse zu Jedo getödtet hat, und ohne Erlaubniß zu seinem eigenen Schlosse entflohen ist, wurde er des Verrathes angeklagt, und wir, die wir durch Bande des Bluts und der Freundschaft mit ihm verbunden, sind beauftragt, ihn zu verhaften."

Der Herold richtete diese Botschaft an den Rath des Kotsuké no Suké aus, welcher seinen Herrn damit entschuldigte, daß er toll geworden sei, worauf er die beiden Edelleute bat, sich für ihn zu verwenden. Goto Jamato no Kami ließ darauf den Rath zu sich fordern und beredete sich im Geheimen mit ihm, wonach der letztere sich verabschiedete und nach dem Schlosse Sakura zurückkehrte.

In der Zwischenzeit war im hohen Rathe zu Jedo entschieden worden, daß, weil Goto Jamato no Kami und Mid-

suno Setsu no Kami mit Kotsuké no Suké verwandt seien und aus diesem Grunde Schwierigkeiten haben möchten, so wolle man ihnen zwei andere Edelleute, Ogasawara Iki no Kami und Hagai Hida no Kami zu Hülfe schicken, mit dem Befehl, daß sie bei irgend welchen Unannehmlichkeiten sogleich Nachricht nach Jedo senden sollten. Zufolge dieses Befehls waren die beiden Edelleute eben bereit, am fünfzehnten des Monats mit fünftausend Mann nach Sakura abzumarschiren, als ein Bote von diesem Orte kam, welcher dem Gorodschu folgenden Bescheid von den beiden Edelleuten, die ihnen vorangegangen waren, brachte:

„Den Befehlen seiner Hoheit des Schogun gemäß, begaben wir uns am dreizehnten Tage dieses Monats zum Schlosse von Sakura, und leiteten eine gründliche Untersuchung der Sache ein. Es ist wahr, daß Kotsuké no Suké sich des Verraths schuldig gemacht hat, aber er hat seinen Verstand verloren; seine Diener haben Aerzte herbeigerufen, und er befindet sich in einer Behandlung, welche seine Vernunft allmählig wieder herstellen und seinen Geist vom Schlaf erwecken wird. Zur Zeit, da er den Sakai Iwami no Kami erschlug, war er für seine Handlung nicht verantwortlich und er wird sein Verbrechen aufrichtig bereuen, sobald er es erkennen kann. Wir haben ihn gefangen genommen und werden Deiner Befehle gewärtig sein. Durch diese Zeilen wollten wir Dir kund geben, was wir gethan.

(Gezeichnet:) Goto Jamato no Kami,
Midsuma Setsu no Kami.

„An den Gorobschu, im zweiten Jahre Keian, zweiten Monats, vierzehnten Tages.“

Dieser Bericht erreichte Jedo am sechzehnten des Monats und wurde vom Gorobschu gelesen, nachdem sie das Schloß verlassen hatten. In Folge der Aussage über Kotsuké no Suké's Tollheit erhielt die zweite Expedition Gegenbefehl und folgende Instructionen wurden an Goto Jamato no Kami und Midsuno Setsu no Kami gesandt:

„Bezüglich der Angelegenheit des Hotta Kotsuké no Suké, des Herrn des Schlosses von Sakura in Schimôsa, dessen Streit mit Sakai Iwami no Kami im Innern des Schlosses von Jedo mit Blutvergießen endete, — ist dieses strafwürdigen Verbrechens halber und seiner Mißachtung der Heiligkeit des Schlosses wegen der Befehl erlassen, daß Kotsuké no Suké als Gefangener in einer mit Netzen überspannten Sänfte nach Jedo gebracht werde, damit man seine Sache dort aburtheile.

„Im zweiten Jahre Keian, zweiten Monats.

(Unterzeichnet vom Gorobschu.)

Inaba Mino no Kami,

Inuje Kawatschi no Kami,

Kato Etschiu no Kami.“

Gleich nach Empfang dieser Depesche wurde Hotta Kotsuké no Suké in eine Sänfte gesetzt, die mit einem Netz von grüner Seide überdeckt war, unter strenger Bewachung der Diener jener beiden Edelleute nach Jedo geführt und nach Ankunft in der Hauptstadt der Obhut des Akimoto Tatschima no Kami überantwortet. Alle seine Untergebenen wurden ganz in der

Stille zerstreut und man befahl die Thore seines leeren Schlosses zu öffnen und es der Obhut des Midsuno Iki no Kami zu überlassen.

Endlich begann Kotsuké no Suké zu fühlen, daß er den Tod seiner Gemahlin und seine eigenen gegenwärtigen Unglücksfälle nur als eine gerechte Strafe für Sogoro's und seiner Frau und Kinder Ermordung zu betrachten habe, und ihm war zu Muthe, wie Einem, der aus einem schweren Traume erwacht. Nacht und Morgen brachte er, von Reue erfüllt, dem heiligen Geiste des gestorbenen Pächters Gebete dar; er bekannte sein Verbrechen, beklagte es und that das Gelübde, daß, wenn seine Familie vor dem Untergange bewahrt und wieder in ihre Gerechtsame eingesetzt werden sollte, er sich am Hofe des Mikado für den Geist Sogoro's verwenden wolle, daß diesem von nun an zu Kijoto mit noch größerer Ehrfurcht gehuldigt und daß die Feier seines Namens auf alle folgende Generationen überliefert werde.*)

Demzufolge geschah es, daß der Geist Sogoro's in seiner Rachbegier nachließ, und da er aufhörte, die Hottafamilie heimzusuchen, so erhielt „Kotsuké" no Suké im ersten Monat des vierten Jahres Keian eine Vorladung zum Schogun, und nachdem ihm Vergebung zu Theil geworden, machte man ihn zum

*) In den Tagen der Macht des Schogun's blieb der Mikado doch stets der Brunnquell aller Ehren und als Haupt der Volksreligion und als directer Nachkomme der Götter theilte er göttliche Würden aus. Selbst noch im Jahre 1868 erschien in dem Regierungsblatte eine Verordnung, wonach einem Vorfahren des Fürsten von Koschiu nachträglich göttliche Ehrenbezeugungen zuerkannt wurden.

Herrn des Schlosses Matsujama, in der Provinz Déwa, mit einem Einkommen von zwanzigtausend Kokus.

Im selben Jahre, am zwanzigsten Tage des vierten Monats, gefiel es dem Fürsten Jjémitsu im achtundvierzigsten Jahre von diesem Leben zu scheiden, und da wurde Kotsuké no Suké, — mag es dem barmherzigen Gemüthe des Fürsten zu verdanken sein oder der großmüthigen und göttlichen Vermittelung des heiligen Sogoro, — zum Besitze des Schlosses Utsu no Mija in der Provinz Schimotsuké befördert mit einer Einnahme von achtzigtausend Kokus, und sein Name wurde in Hotta Hida no Kami umgeändert. Dazu erhielt er sein ursprüngliches Schloß Sakura mit einem Einkommen von zwanzigtausend Kokus ebenfalls zurück; also daß kein Zweifel darüber obwalten kann, daß der Heilige Sogoro sich mit ihm vollkommen wieder ausgesöhnt habe. Zum Lohne für all diese Gunst wurde die Kapelle Sogoro's so herrlich ausgeschmückt, daß sie glänzte gleich einem Edelsteine.

Es ist unnöthig zu sagen, in wie großer Anzahl die Bauern der Güter der Familie Hotta zu der Kapelle hinströmten, was auch für Glücksfälle den Leuten zu Theil wurden, sie schrieben es Alles diesem Gotteshause zu, und die Andächtigen verrichteten dort Nacht und Tag ihren Gottesdienst.

Hier folgt nachträglich eine Abschrift der Bittschrift, welche Sogoro dem Schogun auf der Brücke überreicht hatte:

„Wir, die Aeltesten der hundertundsechsundbreißig Dörfer des Districts Kiba in der Provinz Schimôsa, sowie des Districtes

Buji in der Provinz Kadsusa reichen in tiefster Ehrfurcht unsere demüthige Bittschrift ein:"

„Als man unsern früheren Herrn, Doi Schoscho, im neunten Jahre der Periode Kanjé in ein anderes Schloß versetzt hatte, da wurde Hotta Kaga no Kami Herr des Schlosses von Sakura, und im siebzehnten Jahre derselben Periode folgte diesem der Herr Kotsuké no Suké. Seit der Zeit sind die Steuern, die man uns auferlegt hat, in dem Verhältniß von einem To und zwei Scho auf jeden Koku*) erhöht worden."

„Item. In jetziger Zeit werden Steuern von neunzehn Artikeln unserer Erzeugnisse erhoben, während unser früherer Herr nur verlangte, daß wir ihn mit Hülsenfrüchten und Sesam versorgten, wofür er uns in Reis bezahlte."

„Item. Wir werden jetzt nicht nur nicht bezahlt für unsere Erzeugnisse, sondern, wenn wir sie nicht auf Tag und Stunde einliefern, verfolgen und quälen die Beamten uns, und wenn sich trotzdem noch ein Aufschub ergiebt, werden wir hart getadelt und in Fesseln gelegt; sodaß, wenn unsere Ernten mißrathen, wir von andern Districten kaufen müssen und auf diese Weise in's äußerste Elend getrieben werden." —

„Item. Wieder und wieder haben wir darum nachgesucht, dieser Lasten enthoben zu werden; aber unsere Bitten sind nicht angehört worden. So sind die Leute in Armuth verfallen, und sie können unter so schwerer Steuerlast kaum leben. Oft haben sie das Land, welches sie beackern, verkaufen wollen,

*) 10 Scho = 1 To. 10 To = 1 Koku.

aber es hat sich kein Käufer gefunden. Daher ist es vorgekommen, daß Einige ihr Land den Dorfbehörden übergeben haben und mit Weib und Kind in andere Provinzen geflohen sind. Siebenhundertunddreißig Menschen oder mehr sind an den Bettelstab gerathen, einhundertundachtundfünfzig Häuser sind gänzlich zerfallen, Land, welches siebentausend Kokus trug, ist aufgegeben worden und liegt unbebaut da, und elf Tempel sind in Schutt gefallen, weil Die, welche sie unter Aufsicht hatten, ruinirt sind."

„Außerdem haben die verarmten Pächter mit ihren Frauen, die in andern Provinzen Zuflucht gesucht, weil sie ohne Obdach waren, sich einem schlechten Lebenswandel ergeben, und dies veranlaßt die Leute, Uebles von ihrem Herrn zu reden; die Dorfbeamten sind nicht mehr im Stande, Ordnung zu halten, und werden gemaßregelt. Alle unsere Vorstellungen über diese Punkte hat man für nichts geachtet, darum sind wir gezwungen worden, unser Gesuch an den Gorodschu Kuzé Jamato no Kami, als er sich auf dem Wege zum Schlosse befand, zu richten, aber unsere Petition wurde uns zurückgegeben. Und jetzt wagen wir als letztes Hülfsmittel, uns zitternd Seiner Hoheit dem Schogun in Person zu nahen."

„Im ersten Jahre der Periode Schoho, zwölften Monats, zwanzigsten Tages."

„O Die Siegel der Aeltesten der 136 Dörfer."

Um diese Zeit war der Schogun: Fürst Jjémitsu, Enkel von Jjéjasu. Er erhielt nach seinem Tode den Namen Daiju-In.

Der Gorobschu um diese Zeit bestand aus: Hotta Kotsuké no Suké, Sakai Iwami no Kami, Inabe Mino no Kami, Kato Etschiu no Kami, Inouyé Kawatschi no Kami.

Die Wakadoschijori (oder der zweite Rath) waren: Torii Wakasa no Kami, Tsutschija Dewa no Kami und Itakura Naisen no Scho. —

Der Glaube an Geister scheint eben so allgemein verbreitet zu sein, wie es der an die Unsterblichkeit der Seele ist, auf welchen er sich gründet. In beiden Ländern, sowohl in China als in Japan, schreibt man den geschiedenen Geistern das Vermögen zu, die Erde wieder zu besuchen, in sichtbarer Gestalt ihre Feinde zu beunruhigen und an den Orten zu erscheinen, in denen ihre irdische Hülle trauerte und litt. Häuser, in denen es spukt, finden nicht leicht Bewohner; denn Gespenster kommen stets in der Absicht, Rache zu üben. Ja die Eigenthümer solcher Häuser lassen sich manchmal bereit finden, Leute für das bloße Bewohnen derselben zu bezahlen, so groß ist die Furcht davor und das Verlangen, den bösen Ruf, der an ihnen haftet, zu verwischen.

Als ich einst an einem kalten Winterabend mit einigen japanischen Freunden in Jedo bei einer Kohlenpfanne mit ihrer unvollkommenen Wärmeausstrahlung gekauert da saß, wandte sich das Gespräch auf die Geschichte Sogoro's und auf Geistererscheinungen im Allgemeinen. Viele Spukgeschichten wurden an dem Abend erzählt, und ich schrieb nachher die drei oder

vier folgenden nieder, für deren Glaubwürdigkeit die Erzähler mit der festesten Ueberzeugung einstehen wollten:

Der Geist des Senroku und sein Kind.

Vor ungefähr zehn Jahren wohnte in der Mikawastraße, in Kanda zu Jedo ein Fischhändler, Namens Senroku. Er war ein armer Mann, hatte eine Frau und einen kleinen Sohn. Seine Frau erkrankte und starb; deshalb nahm er eine alte Person in Dienst, daß sie auf seinen Knaben achte, während er selbst ausging, seine Fische zu verkaufen.

Nun begab es sich eines Tages, daß er und die andern Händler seiner Gilde um Geld spielten, und als dies den Behörden zu Ohren kam, wurden sie alle in's Gefängniß geworfen. Obwohl ihr Vergehen an sich nur als ein leichtes zu betrachten war, hielt man sie doch eine Zeit lang in Haft, so lange die Sache in Untersuchung blieb. Darauf erkrankte Senroku in Folge der feuchten und verpesteten Luft des Gefängnisses am Fieber. Sein Kind wurde während der Zeit von den Behörden den Beamten des Stadtviertels, zu welchem der Vater gehörte, übergeben und befand sich dabei ganz wohl; denn Senroku war als ein rechtschaffener Mensch bekannt und sein Schicksal erregte viel Mitleid.

Eines Abends kam Senroku blaß und elend in das Haus, in welchem der Knabe wohnte, und seine Freunde beglück-

wünschten ihn herzlich zu seiner Befreiung aus dem Kerker. „Was! wir glaubten, Du seist krank im Gefängniß. Das ist ja eine fröhliche Rückkehr!" Senroku dankte darauf Denen, welche sich seines Kindes angenommen hatten, indem er sagte, er sei heimlich durch Vergünstigung seiner Wärter für diesen Abend frei gelassen; aber erst am folgenden Tage würde sein Vergehen ihm ganz erlassen, und dann könne er öffentlich von seinem Hause wieder Besitz nehmen. Für diese Nacht müsse er noch in's Gefängniß zurückkehren. Damit bat er alle Anwesenden, ferner seinem Kleinen ihr Wohlwollen zu schenken, und verließ zögernd und mit sehr trauriger Miene das Haus.

Am folgenden Tage ließen die Gefängnißbehörden die Beamten das Quartiers vor sich fordern. Diese dachten, man habe sie berufen, damit Senroku ihnen als freier Mann zurückgegeben werde, wie er selbst es gesagt hatte. Aber zu ihrem Erstaunen vernahmen sie, daß er in der letzten Nacht im Gefängniß gestorben sei, und sie erhielten Befehl, seinen entseelten Leib zur Beerdigung fortzutragen. Da erkannten sie, daß sie Senroku's Geist gesehen hatten, und daß, als er von seinem Wiederkommen am nächsten Tage gesprochen, er seinen Leichnam gemeint habe. Also begruben sie ihn anständig und nahmen sich der Erziehung seines Sohnes an, welcher noch bis zum heutigen Tage lebt.

Die nächstfolgende Geschichte wurde von einem Professor am Collegium zu Jedo erzählt, und obgleich sie nicht so neuen

Datums ist, wie die vorige, stellte er sie doch als eine völlig authentische und ganz notorische Thatsache hin:

Schusen und der Geist im Brunnen.

Vor beinahe zweihundert Jahren gab es in Jedo ein Oberhaupt der Polizei, Namens Aojama Schusen, der in der Straße „Bantscho" wohnte. Es war seines Amtes, Diebe und Brandstifter einzuziehen. Er war ein grausamer jähzorniger Mann, herzlos und ohne Mitleid, und machte sich nichts daraus, Menschen hinzurichten und zu foltern und dabei seinen Groll und seine Rachsucht zu befriedigen.

Dieser Mann Schusen hatte in seinem Hause eine Magd, Namens O Kiku (Chrysanthemum), welche von Kindheit an in der Familie gewesen und daher mit dem Temperamente ihres Herrn sehr vertraut war.

Eines Tages zerbrach O Kiku aus Zufall eine Porzellanschüssel, die zu einer Reihe von zehn ähnlichen Schüsseln gehörte, auf welche der Hausherr einen besonders hohen Werth legte. Sie wußte wohl, daß sie für diese Unvorsichtigkeit leiden müsse; doch fürchtete sie, daß ihre Strafe noch größer werden würde, wenn sie die Sache geheim hielte. Daher ging sie sogleich zu der Frau ihres Herrn und bekannte mit Furcht und Zittern, was sie gethan.

Als Schusen zu Hause kam und vernahm, daß eine seiner Lieblingsschüsseln zerbrochen sei, gerieth er in so heftigen Zorn, daß er das Mädchen zu einem Schenktisch führte, sie mit

Stricken an denselben festband und jeden Tag einen ihrer Finger abschnitt. Festgebunden wie sie war und in Todesängsten vermochte O Kiku sich kaum zu bewegen; aber endlich gelang es ihr doch, die Stricke durchzubeißen und in den Garten zu entfliehen, wo sie sich in einen Brunnen stürzte und ertrank.

Von der Zeit an wurde jede Nacht eine Stimme aus dem Brunnen gehört, welche eins, zwei, drei und so weiter bis neun — die Zahl der unzerbrochen gebliebenen Schüsseln — zählte, und da, wo die zehnte Schüssel hätte kommen sollen, brach die Stimme in lautes Wehklagen aus. Hierüber ganz entsetzt verließ das ganze Gesinde das Haus ihres Herrn, bis endlich Schusen keinen einzigen Diener mehr hatte und nicht im Stande war, seinen öffentlichen Pflichten nachzukommen, und als die Regierungsbeamten dieses merkten, wurde er seiner Stelle entlassen.

Um diese Zeit war am Tempel Densuin ein berühmter Priester, Namens Mikadsuki Schonin. Derselbe hatte von Dem, was sich zugetragen, gehört und begab sich einst in der Nacht zu dem Hause. Als der Geist anfing, die Schüsseln zu zählen, verwies er es ihm und brachte es endlich durch sein Gebet und seine Ermahnungen dahin, daß dieses Gespenst aufhörte, die Lebenden zu beunruhigen.

Das Beschwichtigen von spukenden Geistern scheint bei den buddhistischen Priestern eine ihrer Amtsfunctionen zu sein;

wenigstens sieht man sie bei fast jeder Gespenstergeschichte eine hervorragende Rolle spielen.

Der spukende Gläubiger.

Vor etwa dreißig Jahren stand zu Mitsumé in Jedo ein Haus, von welchem es hieß, daß allnächtlich Geister darin umgingen. Daher wollte Niemand darin wohnen, und es blieb stets unvermiethet. Indessen kam ein Mann, Namens Miura Takeschi, ein Eingeborner der Provinz Oschin, nach Jedo, um sich daselbst als Fechtmeister niederzulassen. Seine Armuth machte es ihm wünschenswerth, so billig wie möglich zu wohnen. Als er daher vom Gespensterhause hörte, für das man durchaus keinen Miethsmann finden könne, und welches der Eigenthümer jedem etwaigen Liebhaber zinsenfrei geben wolle, sagte er, ihm sei weder vor Mensch noch vor Teufel bange, und so bekam er die Erlaubniß, das Haus umsonst zu beziehen. Er miethete sich anderswo ein Fechtzimmer, um darin bei Tage seine Stunden zu geben, und spät Abends kehrte er stets zum Geisterhause zurück.

Eines Abends wurde seine Frau, welche das Haus während seiner Abwesenheit hütete, durch einen entsetzlichen Lärm, der von einem Teiche im Garten kam, aufgeschreckt, und da sie dachte, dieses sei vielleicht der Geist, von dem sie so viel gehört, steckte sie ihren Kopf unter die Betttücher und verlor fast den Athem vor Angst. Sobald ihr Mann zu Hause kam, erzählte

sie ihm, was sich ereignet hatte, und am folgenden Abend kehrte er früher als gewöhnlich zurück, um den Geisterlärm abzuwarten. Um die nämliche Zeit wie vorher wurde derselbe Ton gehört, — als ob ein Gewehr mitten im Teich abgefeuert würde. Indem er die Fensterläden öffnete und hinausschaute, sah Takeschi Etwas wie eine schwarze Wolke über dem Wasser schweben, und in der Wolke gewahrte er die Gestalt eines Mannes mit kahlem Kopfe. Da er vermuthete, es müsse dieser Erscheinung eine besondere Ursache zum Grunde liegen, stellte er sorgfältige Nachfragen an und erfuhr, daß der frühere Miethsherr, vor etwa zehn Jahren, Geld von einem blinden Schampuirer*) geliehen und nicht im Stande die Summe zurück zu zahlen, seinen Gläubiger, weil er ihn des Geldes wegen drängte, ermordet und seinen Kopf in den Teich geworfen habe.

Der Fechtmeister rief seine Schüler zusammen, leerte mit ihnen den Teich und fand auf dem Grunde desselben einen Schädel. Dann ersuchte er einen Priester, daß er mit ihm den Schädel im Tempel bestatten und für die Ruhe der Seele des Ermordeten beten möge. Das geschah und auf diese Weise wurde der Geist des Gläubigers gebannt und erschien nun nicht mehr.

Der Glaube an Flüche, welche über Familien durch mehrere Generationen hängen, ist eben so allgemein, wie der an

*) Die anscheinend armen, blinden und kahlköpfigen Schampuirer in Japan treiben einen einträglichen Handel als Geldmäkler. Sie leihen kleine Summen aus gegen Zinsen von 20 Procent monatlich, 240 Procent jährlich; — und wehe dem armen Schelm, der in ihre Klauen fällt!

Geister und übernatürliche Erscheinungen. Man hat eine seltsame Geschichte dieser Art im Geschlechte Asai, welches zur Classe der Hatamotos gehört. Vor sechs Jahren hatte der Vorfahr des jetzigen Repräsentanten dieses Hauses ein Kebsweib, deren Herzenswunsch es war, einen das Haus oft besuchenden Mann, in den sie sich verliebt hatte, zu heirathen. Weil sie aber eine tugendsame Person war, fiel es ihr nie ein, etwas Unrechtes zu thun. Allein die Frau des Herrn Asai, die eifersüchtig auf das Mädchen war, suchte ihn zu überzeugen, daß ihre Nebenbuhlerin sich vergangen habe, und als er dies vernahm, wurde er so zornig, daß er das Mädchen mit einem Leuchter schlug, wodurch sie ihr rechtes Auge verlor. Sie hatte ihre Unschuld hoch betheuert. Da sie sich dennoch so grausam behandelt sah, sprach sie einen Fluch über das Haus aus, worauf der Herr noch einmal den Leuchter ergriff, der Armen den Kopf zerschmetterte und sie tödtete. — Kurz darauf verlor der Herr Asai sein linkes Auge, wurde krank und starb, und von der Zeit an bis auf den heutigen Tag hat, wie die Sage geht, der jedesmalige Repräsentant des Hauses Asai das linke Auge nach dem Alter von vierzig Jahren verloren, ist kurz darnach erkrankt und gestorben, ganz in demselben Alter, wie jener grausame Herr, welcher sein Kebsweib tödtete.

Anmerkung.

Ueber die Grabstätten der japanischen Schogune.

Unter den vielen schönen landschaftlichen Scenen und Punkten in der Nähe Jedo's ist wohl ganz besonders der Tempel von Sodschoji, einer der großen Beerdigungsplätze der Schogune, des Besuches werth. Ueberhaupt hat man nur nach den Kirchhöfen zu fragen, wenn man die allerschönsten Stellen irgend einer Stadt des Orients sehen will. Die Behausungen der Todten sind auch in Japan immer die lieblichsten Orte.

Der Haupttempel mit seinen gigantischen rothen Säulen, welche ein schweres chinesisches Dach von grauen Ziegeln tragen, steht inmitten eines Parkes von herrlichen und sorgfältig gepflegten Tannen und Pinien. Dieser Park umfaßt beinahe ein ganzes Städtchen, aus netten, reinlich aussehenden Häusern bestehend, dazu vierunddreißig Tempelgebäude für die Priester und für die Aufseher der Kapellen.

Den Eingang des Tempels bildet eine riesige offene Halle, welche in einen mit Steinen gepflasterten Hofraum führt. An dem einen Ende des Hofes befindet sich eine breite Freitreppe, deren drei oder vier unterste Stufen von Stein, die oberen von rothem Holze sind. Bei letzteren wird der Besucher durch eine Warnungstafel gebeten, seine Stiefeln auszuziehen, eine Mahnung, welche die Engländer mit ihrer charakteristischen Nichtachtung der Gefühle Anderer gewöhnlich zu übersehen pflegen.

Die Haupthalle des Tempels hat sehr großartige Proportionen und der Hochaltar ist mit schönen bronzenen Candelabern, Weihrauchpfannen und anderen Ornamenten geschmückt, und an zwei Tagen des Jahres werden die Wände mit einer Reihe von sehr merkwürdigen Gemälden behangen, welche diejenigen fünfhundert Götter darstellen, deren Abbilder allen Personen, die Canton besucht haben, bekannt sein werden.

Die große Glocke außen in der Haupthalle ist ausgezeichnet durch die große Schönheit ihrer tieftönigen Schallwellen, welche über die ganze Stadt rollen, so wie auch durch ihren ziemlich bedeutenden Umfang, der freilich im Vergleich mit den Riesenglocken von Moskau und Peking doch nicht in Betracht kommt. Sie ist zehn Fuß hoch und hat fünf Fuß acht Zoll im Durchmesser, dazu hat das Metall einen Fuß Dicke, sie wurde im Jahre 1673 aufgehängt.

Aber die Hauptgegenstände des Interesses in diesen wundervollen Anlagen sind die Kapellen, welche neben den Gräbern der Schogune stehen.

Einst — so wird erzählt — als Fürst Jjéjasu in Jedo einritt, um sein neues Schloß in Besitz zu nehmen, trat der Abt von Sodschoji aus seinem Tempel — schon damals einem alten Gebäude, und nahe beim Schlosse gelegen — heraus und ging vor's Thor, dem Fürsten zu huldigen. Da Jjéjasu sah, daß der Abt kein gewöhnlicher Mann sein könne, hielt er an, fragte nach seinem Namen und trat in den Tempel ein, um sich auszuruhen. Der Mönch fand durch seine gefällige Redeweise so große Gnade vor den Augen des Jjéjasu, daß er

Sodschoji zu seinem Familientempel erwählte, und da er fand, daß die Anlagen umher zu eng und dem Schlosse zu nahe waren, ordnete er an, daß der Tempel an den jetzigen Ort verlegt werden solle. Im Jahre 1610 wurde der Tempel, durch Vermittlung Jjéjasu's, zur Würde eines kaiserlichen Tempels erhoben, über welchen die Prinzen von Geblüt bis zur letzten Revolution das Präsidium hatten, und dem Abte wurde das Recht zugestanden, bei seinen Besuchen im Schlosse in seiner Sänfte sitzen bleiben zu dürfen bis zur Eingangshalle anstatt schon an der gewöhnlichen Stelle auszusteigen und zu Fuß durch verschiedene Thore und Höfe zu gehen. Auch waren die Privilegien des Tempels nicht blos auf fruchtlose Ehren beschränkt, denn er war mit Ländereien im Werthe von fünftausend Kokus Reis jährlich dotirt.

Als Jjéjasu starb, wurde ihm zu Ehren der Altar, genannt Antoku In, gegen Süden im Haupttempel errichtet. Am siebzehnten Tage des vierten Monats, dem Jahrestage seines Todes, werden hier seiner Seele zu Ehren, welche als „Gongen Sama" angebetet wird, Ceremonien gefeiert, und diese Kapelle wird für Alle, welche der Wunsch bewegt, hier zu beten, geöffnet. Aber Jjéjasu liegt hier nicht begraben; seine sterblichen Reste werden in einer reichgeschmückten Kapelle aufbewahrt, die inmitten der Berge, einige achtzig Meilen nördlich von Jedo, zu Nikko liegt, einem so wundervollen Orte, daß die Japaner von ihm ein in Versen gefaßtes Sprüchwort haben, worin ausgedrückt ist, daß Der, welcher Nikko nicht gesehen habe, nie das

Wort „Cekko" (reizend, herrlich, großartig, wunderschön) aussprechen dürfe.

Hidétada, der Sohn und Nachfolger Jjéjasu's, sowie Jjénobu, Jjétsugu, Jjéschigé, Jjéjoschi und Jjémotschi, der sechste, siebente, neunte, zwölfte und vierzehnte Schogun von der Tokugawadynastie, sind in den drei mit dem Tempel verbundenen Kapellen beigesetzt. Die Uebrigen, mit Ausnahme Jjémitsu's, des dritten Schogun, welcher bei seinem Großvater zu Nikko liegt, sind in Ujéno begraben.

Die Kapellen sind von außerordentlich großer Schönheit. Sie liegen längs einer herrlichen Allee von Pinien, welche die Einfassung eines breiten wohlunterhaltenen Kiesweges bilden. Nachdem man einen Thorweg von selten schöner Arbeit durchschritten, gelangt man in einen gepflasterten Hofraum, zu dessen Seiten eine lange Reihe kolossaler Laternen von Stein, Geschenke von den Vasallen des verstorbenen Fürsten, aufgestellt ist. Ein zweiter Thorweg, von vergoldeten Säulen getragen, die mit in Holz ausgehauenen Figuren von Drachen geschmückt sind, führt in einen andern Hof, in welchem ein Glockenthurm, eine große Cisterne, die in Form eines Sarkophags aus einem einzigen Steinblock herausgemeißelt ist, und eine kleinere Anzahl von bronzenen Laternen stehen. Diese sind das Geschenk der Go San Ké, der drei fürstlichen Familien, die zur Nachfolge im Amte des Schogun's berechtigt waren.

Im Innern dieses Hofes ist noch ein anderer Hof, der theilweise wie ein Kreuzgang bedeckt ist, und zu dem man

durch einen Thorweg von fast noch größerer Schönheit und Pracht, als die anderen, gelangt. Die Decke oben ist vergoldet und mit himmlischen Engeln, welche auf Musikinstrumenten spielen, bemalt. Das Getäfel der Wände besteht aus Skulpturen in erhabener Arbeit, Vögel und Blumen in Lebensgröße vorstellend, in wunderbar schöner farbenvoller und treuer Nachahmung der Natur. Im Innern dieses Raumes steht eine Kapelle, vor deren geschlossener Thür ein Priester an der einen, ein Untergebener des Hauses Tokugawa an der andern Seite Wache haltend, dasitzen, beide so stumm und unbeweglich, als machten sie selbst einen Theil dieser Ornamente und Schnitzwerke aus.

Man geht an der einen Seite der Kapelle vorüber und kommt dann in einen andern Hof, welcher einfacher ist als der vorhergehende. Daselbst befindet sich rückwärts des kleinen inneren Tempels eine Folge von steinernen Stufen und oben steht, von einer bronzenen Thür geschützt, auf einem Piedestal von Stein eine einfache Gedenkurne aus Bronze. Unter dieser ist das Grab selbst, und es war mir bei meinen Besuchen jedesmal sehr auffallend, welch hohe poetische Empfindung in diesem einfachen Abschluß aller vorhergehenden großen Pracht ausgedrückt liegt. Mag sein, daß diese Lehre mit Absicht hier gepredigt ist, oder vielleicht auch nur aus Zufall; aber sie steht da.

Es ist wenig Unterschied zwischen den drei Kapellen; sie sind alle in derselben Weise verziert. Sehr schwer ist es aber, ihrer Schönheit in Worten gerecht zu werden. Indem ich viele tausend Meilen von ihnen entfernt dieses niederschreibe,

schwebt vor meiner Erinnerung ein Platz, welcher grün im Winter und angenehm kühl im heißesten Sommer bleibt; friedliche Kreuzgänge, der Duft von Weihrauch, der dumpftönende Gesang reich gekleideter Priester und liebliches Glockengeläut, dazu wunderschöne Formen, Farbeneinklang und reiche Vergoldung. Hier schweigt das Summen der Riesenstadt draußen; ja selbst Jjéjasu hat in seinen Bergen von Nikko keinen stilleren Ruheplatz als seine Nachkommen im Herzen der Stadt, über welche sie herrschten.

Außer den Gräbern der Schogune enthält Sodschoji andere kleinere Kapellen, in denen die Frauen des zweiten, sechsten und elften Schogun's und der Vater des Jjénobu, des sechsten Schogun's, welcher durch Adoption in der Würde folgte, beigesetzt sind. Es giebt dort auch einen heiligen Ort, „der Satsumatempel" genannt, welcher ein besonderes Interesse hat. In ihm befindet sich eine Tafel zu Ehren des Tadajoschi, des fünften Sohnes von Jjéjasu, der den Titel Matsudaira Satsuma no Kami hatte und als Jüngling starb. Bei seinem Tode schnitten fünf seiner Untergebenen, an ihrer Spitze einer Namens Ogasasawara Kemmotsu, sich den Leib auf, um ihrem jungen Gebieter in die zukünftige Welt zu folgen. Sie wurden an diesem Orte beerdigt, und ich glaube, daß dieses das letzte Beispiel ist, welches man von der alten japanischen Sitte des „Junschi", das heißt „mit dem Herrn sterben" hat.

Es giebt im Jahreslauf verschiedene große Festlichkeiten, welche besonders in Sodschoji gefeiert werden. Die bedeutendsten derselben sind das „Kaisanki" (der Tag des Grün-

bers), welches am achtzehnten Tage des siebenten Monats stattfindet; — der fünfundzwanzigste Tag des ersten Monats, der Todestag des Mönches Honen, des Gründers der buddhistischen Secte Jodo (der Secte, welcher der Tempel gehört) — der Todestag Buddha's am fünfzehnten Tage des zweiten Monats; — der Geburtstag Buddha's am achten Tage des vierten Monats — und vom sechsten bis fünfzehnten des zehnten Monats.

Der zweite Beerdigungsplatz der Schogune ist zu Ujéno. Der Tempel „To-jei-san", welcher in den Anlagen von Ujéno stand, ist von Jjémitsu, dem dritten der Schogune aus dem Hause Tokugawa, im Jahre 1625, zu Ehren Jakuschi Niorai's, des buddhistischen Aesculap's, gebaut worden. Er liegt dem Thore des Schlosses, welches „Ki-mon" oder „das Teufelsthor" heißt, gegenüber und wurde nach dem Muster des Tempels Hi-jei-san, einem der berühmtesten Heiligthümer Kioto's, gebaut. Nachdem er den Tempel errichtet hatte, war Jjémitsu's nächste Sorge, darum zu beten, daß Morisumi, der zweite Sohn des abgedankten Kaisers, kommen möchte, dort zu wohnen, und von der Zeit an bis 1868 stand dem Tempel immer ein Mija, d. h. ein Mitglied der Familie des Mikado, vor. Diesem lag insbesondere die Sorge ob, über das Grab Jjéjasu's in Nikko zu wachen, und seine Stellung war die eines geistlichen Oberhauptes oder Primas des ganzen Ostens von Japan.

Die Tempel in Jedo sind in Hinsicht auf Schönheit mit denen in und um Peking nicht zu vergleichen. Was dort Marmor ist, ist hier Holz. Dennoch sind sie sehr hübsch, und

in den Tagen seines Glanzes war der Tempel von Ujéno einer der schönsten, die man sehen konnte. Aber ach! der Haupttempel, die Halle zu Ehren der Secte, der er gehört, die Halle für den Gottesdienst, der Glockenthurm, die Eingangshalle und der Wohnsitz der Prinzen von Geblüt — das Alles wurde in der Schlacht von Ujéno im Sommer 1868 niedergebrannt, als des Schogun's Leute gegen die Truppen des Mikado ihren letzten Widerstand leisteten. Das Schicksal des Tages wurde durch zwei Feldstücke entschieden, welche letztere auf das Dach eines benachbarten Theehauses schafften. Die Leute des Schogun nahmen, als sie aus der Stadt vertrieben wurden, den Mija mit fort, in der vergeblichen Hoffnung, seine Fahne im Norden Japan's als die eines Gegenmikado's wieder aufrichten zu können. Einige der kleineren Tempel und Gräber, und die schönen parkähnlichen Anlagen sind die einzigen Ueberbleibsel des früheren Glanzes von Ujéno.

Unter Dem, was noch geblieben ist, befindet sich ein Tempel in Form einer dachlosen Bühne, zu Ehren des tausendhändigen Kwannon. Im Mittelalter, während der Bürgerkriege zwischen den Häusern Gen und Hei kam ein Hauptmann des Hauses Hei, Namens Morihisa, nach der Vernichtung seines Clans und brachte tausend Tage lang Gebete dar im Tempel des tausendhändigen Kwannon zu Kijomidsu in Kijoto. Da sein Zufluchtsort entdeckt wurde, ergriff man ihn und brachte ihn gebunden nach Kamakura, der Hauptstadt des Hauses Gen. Hier wurde er verurtheilt, auf einem Platze am Seeufer, genannt Jui, zu sterben; aber jedesmal, wenn

der Henker sein Schwert erhob, um den Streich zu führen, wurde das Schwert vom Gotte Kwannon zerbrochen, und zugleich bekam die Frau des Joritomo, des Oberhauptes vom Hause Gen, eine Mahnung im Traume, er solle das Leben Morihisa's schonen. Daher wurde Morihisa begnadigt und kam zu hoher Macht im Staate, und das Alles durch die wundersame Vermittelung des Gottes Kwannon, welcher sich seiner treuen Anhänger auf's Beste annimmt. Ihm ist dieser Tempel gewidmet. Ein colossaler Buddha von Bronze, zweiundzwanzig Fuß hoch, welcher vor etwa zweihundert Jahren errichtet wurde, und eine steinerne Laterne, zwanzig Fuß hoch und zwölf Fuß oben im Umfang, werden von den Japanern auf's Höchste bewundert. Es giebt im ganzen Reiche nur drei solche Laternen. Die andern beiden befinden sich zu Nansendschi — einem Tempel in Kijoto, und zu Atsura, einer Kapelle in der Provinz Owari. Alle drei wurden 1631 n. C. G. von einem Manne, Namens Sakuma Daisen no Suké, aus Frömmigkeit erbaut.

Jjémitsu, der Gründer des Tempels, wurde neben seinem Großvater Jjéjasu zu Nikko beigesetzt, aber hier hat man beiden Fürsten zu Ehren Kapellen errichtet. Die Schogune, welche zu Ujéno beerdigt liegen, sind: Jjetsuma, Tsunajoschi, Joschimuné, Jjéharu, Jjénori, Jjésada, der vierte, fünfte, achte, zehnte, elfte und dreizehnte Fürst von dieser Linie. Außer diesen sind fünf Frauen der Schogune und der Vater des elften Schogun's hier bestattet.

II.

Wie Tajima Schumé gequält wurde von einem Teufel, den er sich selbst geschaffen hatte.

Wie Tajima Schumé gequält wurde von einem Teufel, den er sich selbst geschaffen hatte.

Einstmals kam ein Ronin, Namens Tajima Schumé, ein sehr gescheiter und belesener Mann, auf seinen Reisen von Land zu Land auf dem Tokaido*) nach Kijoto. Ihm begegnete in der Nähe von Nagoja, in der Provinz Owari, ein wandernder Priester, mit dem er sich in Unterredung einließ. Da sie entdeckten, daß sie Beide dasselbe Reiseziel hatten, kamen sie überein, beieinander zu bleiben und sich den Weg durch angenehme Gespräche über verschiedene Gegenstände zu verkürzen. Nach und nach, wie sie vertrauter wurden, fingen sie an, sich ganz offen über ihre Privatangelegenheiten auszulassen, und der Priester, welcher in die Redlichkeit seines Gefährten nicht den geringsten Zweifel setzte, theilte ihm den Zweck seiner Reise mit.

„Seit einiger Zeit," so sprach er, „habe ich einen Wunsch in mir genährt, der mich ganz beseelt. Ich habe mir nämlich vorge-

*) „Die Straße an der östlichen See", die berühmte Landstraße, welche von Kijoto nach Jedo führt. Man gebraucht diesen Namen auch, um die Provinzen zu bezeichnen, welche sie durchzieht.

nommen, zu Ehren Buddha's eine gegossene Bildsäule zu errichten; zu diesem Zwecke habe ich mehrere Provinzen durchzogen und Almosen gesammelt, (der Himmel weiß, wie mühsam das war!) Es ist mir gelungen, zweihundert Unzen Silber zusammenzubringen, — genug, hoffe ich, um dafür eine schöne Bronzefigur aufstellen zu können."

Was sagt das Sprüchwort? — „Der, welcher ein Juwel in seinem Busen trägt, birgt Gift bei sich." Kaum hatte der Ronin diese Worte des Priesters vernommen, als böse Gedanken in ihm aufstiegen und er zu sich selber sagte: „Des Menschen Leben, von der Wiege bis zum Grabe, besteht nur aus Glück und Unglück. Hier stehe ich, schon beinahe vierzig Jahre alt, ein Wandersmann, ohne Beruf, ja selbst ohne die Hoffnung mein Fortkommen in der Welt zu finden. Es scheint freilich eine Schande; jedoch wenn ich das Geld, dessen sich dieser Priester rühmt, mir aneignete, so würde ich den Rest meiner Tage sorglos verbringen können". Und hiermit fing er an zu überlegen, wie er seinen Vorsatz am besten zur Ausführung bringen möchte.

Der Priester, weit davon entfernt zu ahnen, welche Richtung die Gedanken seines Kameraden genommen, wanderte munter und sorglos mit ihm weiter, bis sie die Stadt Kuana erreichten. Hier hat das Meer einen Arm und es liegt daselbst eine Fähre, von der ein Boot abstößt, so oft sich zwanzig bis dreißig Passagiere zusammenfinden. In einem solchen Boote schifften sich die beiden Reisenden ein. Auf halbem Wege ungefähr kam dem Priester das plötzliche Bedürfniß, an die Seite des

Bootes zu gehen, und der Ronin folgte ihm, gab ihm, da eben Niemand hinsah, einen Stoß und stürzte ihn in die See. Als die Bootsleute und Passagiere das Plätschern hörten und den Priester mit den Wellen ringen sahen, erschraken sie und thaten ihr Möglichstes, ihn zu retten; aber der Wind war lebhaft, und da das Boot rasch unter den schwellenden Segeln dahin lief, waren sie bald mehrere hundert Ellen vom Ertrinkenden entfernt, und er sank, ehe man umkehren konnte, ihn zu retten.

Als der Ronin dieses sah, stellte er sich sehr betrübt, ja wie von Verzweiflung ergriffen und sprach zu den Mitreisenden: „Dieser Priester, den wir so eben verloren haben, war mein Vetter, er war auf dem Wege nach Kijoto, um die Kapelle seines Schutzheiligen zu besuchen, und da ich zufälligerweise ebenfalls dort ein Geschäft habe, so kamen wir überein, zusammen zu reisen. Nun ist mein Vetter ach! leider durch diesen Zufall verunglückt und gestorben, und ich bin allein geblieben".

Er sprach dies Alles anscheinend mit so aufrichtigem Kummer aus und weinte dabei so heftig, daß die Mitreisenden seiner Erzählung Glauben beimaßen, ihn sehr bedauerten und sich bemühten, ihn zu trösten. Darauf sagte der Ronin zum Bootsmann:

„Von Rechtswegen sollten wir dieses Ereigniß der Obrigkeit anzeigen; allein da die Zeit mir kurz zugemessen ist, und Dir die Sache auch Unannehmlichkeiten bereiten könnte, so wäre es vielleicht besser, wir verschwiegen sie einstweilen. Ich will dann gleich weiter nach Kijoto gehen, um es dem Schutz-

herrn meines Vetters mitzutheilen, so wie auch darüber nach Hause schreiben. „Was dünkt Euch, meine Herren?" fügte er hinzu, indem er sich zu den übrigen Reisenden wandte.

Diese waren natürlich nur zu froh, irgendwelches Hinderniß ihrer Weiterreise zu vermeiden, und erklärten sich einstimmig für den Vorschlag des Ronin und so ward die Sache beigelegt. Als sie endlich das Ufer erreicht hatten, verließen sie das Boot, und Jeder ging seiner Wege. Der Ronin aber nahm, überglücklich, das Gepäck des wandernden Priesters mit seinem eigenen zusammen und setzte die Reise nach Kijoto fort.

Als er die Hauptstadt erreicht hatte, änderte er seinen Namen Schumé in Tokubei um und indem er seine Stellung als Samurai aufgab, wurde er Kaufmann und fing an mit dem Gelde des Verstorbenen zu handeln. Das Glück begünstigte seine Speculationen, so daß es ihm gelang, große Reichthümer anzuhäufen. Er lebte fortan im Wohlstande und ließ es sich an nichts fehlen. Endlich nahm er sich im Verlaufe der Zeit ein Weib, das ihn mit einem Kinde beschenkte.

So vergingen Tage und Monate, als einst in einer schönen Sommernacht, etwa drei Jahre nach des Priesters Tode, Tokubei auf die Veranda seines Hauses hinaustrat, um die Kühle des Abends und die Schönheit des Mondlichts zu genießen. In dieser Stille und Einsamkeit begann er über Allerlei nachzusinnen; da trat plötzlich der Diebstahl und die Mordthat, welche er vor so langer Zeit begangen hatte, lebhaft vor sein Gedächtniß und er sagte zu sich selbst: „Hier stehe ich mit Reichthum und Ueberfluß gesegnet durch das Geld,

welches ich einst auf so gewaltsame und grausame Weise erlangte. Seit der Zeit ist mir Alles gelungen. Wäre ich damals nicht arm gewesen, würde ich nie zum Mörder und Diebe geworden sein. Weh mir! wie schlimm war das!" Und wie er so die Sache überdachte, beschlich ihn ein Gefühl der Reue, wie sehr er sich auch dagegen sträubte.

Indem nun seine Gewissensqualen heftiger wurden, bemerkte er plötzlich zu seinem größten Erstaunen die schwachen Umrisse eines Mannes, der sich an einen Tannenbaum im Garten lehnte. Er blickte aufmerksam nach ihm hin und sah, daß die Gestalt des Mannes hager und eingefallen war, der Mund bleich, die Augen trübe und hohl, und er erkannte in dieser traurigen Erscheinung vor sich den nämlichen Priester, den er bei Kuana in's Meer gestürzt hatte. Angst und Schauder überliefen ihn ganz kalt. Er schaute abermals hin und sah, daß der Priester spöttisch lächelte. Er wollte in's Haus fliehen, aber der Geist streckte seine dürren Arme nach ihm aus, durchbohrte ihn mit einem so finstern, rachedurstigen Blick und zeigte ihm so gräßlich geisterhafte Züge, daß vor diesem unaussprechlich schauerlichen Anblick jeder gewöhnliche Mensch in Todesangst vergangen und ohnmächtig geworden wäre. Aber Tokubei, jetzt zwar nur ein Handelsmann, war einst Samurai-Krieger gewesen und er fand in Hinsicht auf Muth und Unerschrockenheit nicht leicht seines Gleichen. Er schüttelte das Gespenst von sich ab, und nachdem er in sein Zimmer gesprungen war und einen Dolch ergriffen hatte, hieb und stach er tapfer um sich. Aber wie er auch stoßen mochte, der Geist zerfloß

immer in Luft und entzog sich seinen Streichen, erschien dann plötzlich wieder, um abermals zu verschwinden. Von der Zeit an kannte Tokubei keine Ruhe mehr, sondern wurde Nacht und Tag vom Geiste geplagt.

Endlich von solch unaufhörlicher Qual gänzlich erschöpft, fiel er in Krankheit und murmelte nun immer vor sich hin: „O Jammer! O Jammer! — der wandernde Priester kommt, mich zu foltern!" Als die Leute im Hause sein Stöhnen und Wehklagen hörten, glaubten sie, er wäre verrückt geworden, und riefen einen Arzt zu Hülfe, der ihm auch etwas verschrieb. Aber weder Pillen noch Mixtur vermochten Tokubei zu helfen, so daß sein unerklärlicher Wahnsinn bald zum Gespäch der ganzen Nachbarschaft wurde.

Da wollte es der Zufall, daß die Sache einem wandernden Priester zu Ohren kam, der in der nächsten Straße sein Quartier aufgeschlagen hatte. Als dieser die genaueren Umstände des Falls vernahm, schüttelte er den Kopf mit ernster Miene, als ob er alles Das längst gewußt hätte, und schickte einen Freund nach Tokubei's Hause, durch welchen er dort ansagen ließ, ein ganz in seiner Nähe wohnender wandernder Priester habe von Tokubei's Krankheit gehört, und er getraue sich, wenn sein Uebel auch noch so ernst sei, es durch Hülfe des Gebetes zu heilen. Die Frau des Tokubei, welche über die Krankheit ihres Mannes ganz außer sich war, besann sich keinen Augenblick, schickte zum Priester und führte ihn in's Krankenzimmer ihres Mannes.

Kaum hatte Tokubei den Priester erblickt, so schrie er laut

auf: „Hülfe! Hülfe! da kommt der wandernde Prieſter wieder, mich zu quälen. Vergebung! Vergebung"! und über und über zitternd ſteckte er ſeinen Kopf unter die Decke. Der Prieſter ließ nun alle Anweſenden ſich entfernen, legte dann ſeine Lippen nahe an's Ohr des entſetzten Mannes und flüſterte:

„Vor drei Jahren ſtürzteſt Du mich bei der Fähre Kuana in's Waſſer; Du erinnerſt Dich deſſen noch wohl!"

Tokubei aber blieb ſprachlos und bebte vor Angſt.

„Glücklicherweiſe," fuhr der Prieſter fort, „hatte ich ſchon als Knabe zu ſchwimmen und zu tauchen gelernt; ſo gewann ich im Sturme das Ufer und nachdem ich darauf noch viele Provinzen durchwandert hatte, gelang es mir, dem Buddha eine bronzene Bildſäule zu errichten und damit meines Herzens Wunſch in Erfüllung gehen zu ſehn. Auf der Heimreiſe nahm ich mein Quartier in der nächſten Straße und hörte dort von Deinem wunderbaren Uebel. Da ich die Urſache zu errathen glaubte, kam ich Dich zu beſuchen und freue mich darüber, daß ich mich nicht geirrt habe. Du haſt eine böſe That verübt, aber bin ich denn nicht Prieſter? Habe ich nicht den Dingen dieſer Welt entſagt? Es würde mir alſo ſchlecht anſtehen, Groll wider Dich im Herzen zu hegen. Gehe in Dich und bereue Deine ſchlimmen Wege. Sähe ich Dich das thun, ſo würde ich das als höchſte Seligkeit betrachten. Sei alſo fröhlich und getroſt, und ſchaue mir in's Antlitz, ſo wirſt Du bald gewahr werden, daß ich wirklich ein Lebender bin und kein rachſüchtiger Spukgeiſt zu Deiner Qual erſchienen."

Da nun Tokubei sah, daß er es mit keinem Geist zu thun habe, und da die Gutherzigkeit des Priesters ihn gänzlich überwältigte, brach er in Thränen aus und antwortete: „O wahrlich! wahrlich! ich weiß nicht, was ich sagen soll. In einem Anfall von toller Verblendung wurde ich versucht, Dich zu tödten und zu berauben. Später hat das Glück mich fortwährend begünstigt; aber je reicher ich wurde, desto tiefer empfand ich, wie gottlos ich gewesen, und desto deutlicher ahnte ich, daß die Rache meines Opfers mich eines Tages noch erreichen würde. Von diesem Gedanken verfolgt, verließ mich all mein Muth, bis ich eines Abends Deinen Geist sah, und da erkrankte ich. Aber wie Deine Rettung Dir gelang, und wie Du lebendig geblieben bist, ist mir unbegreiflich".

„Ein schuldbefleckter Mensch," sprach der Priester und lächelte dabei, „fährt beim Flüstern des Windes zusammen und schaudert beim Klappern des Storches, das Gewissen eines Mörders nagt an seinem Herzen, bis er endlich Dinge sieht, die gar nicht sind. Die Armuth treibt einen Mann zu Verbrechen, welche er in seinem Wohlstande bereut. Wie wahr ist der Lehrsatz des Moschi*), daß das Herz des Menschen, welches von Natur rein ist, durch die Umstände verdorben wird."

So moralisirte der Priester weiter, und Tokubei, welcher längst sein Verbrechen bereut hatte, flehete ihn um Vergebung und gab ihm eine große Summe Geldes, indem er hinzufügte: „Die Hälfte hiervon ist die Summe, welche ich vor drei Jahren

*) Mencius, der große Weise China's.

Dir ſtahl, die andere Hälfte bitte ich Dich inſtändigſt als Zinſen dafür anzunehmen oder als Geſchenk".

Der Prieſter weigerte ſich eine Weile, das Geld zu nehmen; allein Tokubei drang ſo ſehr in ihn, daß er nachgab. Dieſer that auch ſein Möglichſtes, ihn noch länger zurückzuhalten, aber vergebens. Der Prieſter ging ſeines Weges und verſchenkte das Geld an die Armen und Dürftigen. Was Tokubei ſelbſt betrifft, ſo ſchüttelte er bald ſeine Krankheit ab und lebte von nun an in Frieden mit allen Menſchen, von Allen daheim und in der Ferne geachtet und ſtets auf Werke der Wohlthätigkeit und Liebe bedacht.

III.

Verschiedene Arten des Aberglaubens.

Ueber verschiedene Arten von Aberglaubens in Japan.

Katzen, Füchse und Dachse werden von den Japanern mit abergläubischer Scheu und Ehrfurcht betrachtet. Man glaubt, daß sie menschliche Gestalt annehmen können, um die Leute zu behexen. Indessen arbeiten sie, wie die Feen in unsern europäischen Erzählungen, sowohl für gute wie für böse Zwecke. Wer ihnen einen wichtigen Dienst leistet, verschafft sich in ihnen mächtige Bundesgenossen. Aber wehe Dem, der ihnen Schaden zufügt! — er und die Seinigen werden jedenfalls dafür leiden müssen. Ueber die ganze Welt, scheint es, werden Katzen und Füchse als unheimliche Thiere betrachtet; aber daß die Dachse auch einen Platz im Feenlande haben, ist mir ganz neu. Die Insel Schikoku, die südlichste der großen japanischen Inseln, scheint derjenige Theil des Reichs zu sein, in welchem dem Dachse die größte Verehrung gezollt wird. Unter den mannigfachen Streichen, die er der menschlichen Rasse spielt, ist einer, von welchem ich eine sehr hübsche Darstellung, in Elfenbein geschnitten, besitze. Beim Herannahen der Dämmerung legt sich der Dachs an einem einsamen Ort auf die Lauer und wartet auf die Wanderer, welche von der Dunkelheit überfallen

werden; so wie Einer erscheint, holt das Thier tief Athem, bläht seinen Bauch auf und trommelt sehr leise darauf mit seiner geballten Pfote, wodurch er so bezaubernde Töne hervorbringt, daß der Wanderer nicht widerstehen kann, dem Klange zu folgen, welcher irrlichtergleich sich entfernt und dann wieder, wie er selbst vorwärts schreitet, bis er ihn in's Verderben gelockt hat. Die Liebe ist jedoch der mächtigste Hebel, welchen die Katze, der Fuchs und der Dachs, alle gleich oft in Bewegung setzen, um den Menschen in Schaden zu bringen. Kein deutscher Dichter ersann eine Wassernixe, die einnehmender gewesen wäre, als die schönen Jungfrauen, von denen der Ritter der japanischen Romanzen angefallen wird: „der wahre Held erkennt das Ungeheuer und erschlägt es; der schwächere Sterbliche giebt nach und unterliegt".

Die japanischen Geschichtenbücher sind voll von Erzählungen über die Streiche dieser Geschöpfe, welche, wie unsere „Weiße Frau", selbst in den Annalen alter Adelsfamilien eine Rolle spielen. Ich habe einige derselben gesammelt und bitte nun um ein geneigtes Ohr für eine ausgezeichnete und zweischwänzige*) Anverwandte des „gestiefelten Katers" und der „Frau Katze Blanca".

*) In Japan findet man, wie auf der Insel Man, Katzen, welche da, wo ein Schwanz sein sollte, nur ein Stümpfchen haben. Bisweilen ist dies durch Kunst hervorgebracht, bisweilen ein natürliches Gebrechen. Die Ueberlieferung sagt uns, daß die Katze von Nabéschima ein Ungeheuer mit zwei Schwänzen gewesen sei. Die Katzen in Jedo haben keinen guten Ruf als Mäusefänger, weil ihre Energie durch das Streicheln von Damenhänden häufig geschwächt wird.

Die Vampyrkatze von Nabéschima.

Es giebt eine Ueberlieferung in der Familie Nabéschima*), wonach der Fürst von Hisen von einer Katze, welche einer seiner Untergebenen sich hielt, behext wurde. Dieser Fürst hatte eine Dame von seltener Schönheit, Namens O Tojo, bei sich im Hause. Sie war sein Liebling unter allen Damen seines Palastes. Auch konnte keine sich an Reiz und Talenten mit ihr vergleichen.

Eines Tages ging der Fürst mit dieser O Tojo im Garten spazieren, und sie blieben, den Duft der Blumen einathmend, bis zu Sonnenuntergang dort, und kehrten dann in den Palast zurück, ohne im Geringsten darauf zu achten, daß eine große Katze ihnen nachschlich.

Nachdem O Tojo sich von ihrem Herrn getrennt hatte, zog sie sich in ihr eigenes Gemach zurück und ging zu Bett. Um Mitternacht wurde sie im Schlafe aufgeschreckt und gewahrte, daß eine große Katze, neben ihr gekauert, sie beobachtete. Als sie aufschrie, sprang das Thier auf sie los, setzte seine scharfen Zähne in ihren zarten Hals und erdrosselte sie. — O! welch beklagenswerthes Ende für eine so schöne Dame, die Herzliebste ihres Fürsten! So plötzlich sterben zu müssen! und von einer Katze todtgebissen zu werden!

Die Katze scharrte unter der Veranda ein Grab zurecht,

*) Die Familie des Fürsten von Hisen, eines der achtzehn Hauptdaimios in Japan.

begrub O Tojo darin und indem sie deren Gestalt annahm, begann sie den Fürsten zu behexen.

Der hohe Fürst aber wußte nichts von alle Dem, und ahnte nicht im Entferntesten, daß das liebliche Wesen, welches ihm schmeichelte und liebkoste, ein koboldartiges, widerwärtiges Ungeheuer war, das seine Geliebte getödtet und ihre Gestalt angenommen hatte, um ihm das Lebensblut auszusaugen.

Tag für Tag, wie die Zeit verlief, schwand des Fürsten Kraft dahin; die Farbe seines Gesichtes veränderte sich, sie wurde bleich und fahl, so daß er aussah, wie Einer, der an einer tödtlichen Krankheit leidet. Seine Räthe und seine Gemahlin, die es bemerkten, beunruhigten sich seinetwegen sehr; sie wandten sich an die Aerzte, welche ihm verschiedene Mittel verschrieben. Allein je mehr Arzenei er nahm, desto ernster schien seine Krankheit zu werden und keine Art der Behandlung schlug ein. Am meisten litt er zur Nachtzeit, in welcher sein Schlaf unterbrochen und er von gräulichen Träumen beängstigt wurde. Demzufolge stellten seine Räthe hundert Diener an, die Nachts aufsitzen und neben ihm Wache halten mußten.

Aber sonderbarer Weise, gleich in der ersten Nacht gegen zehn Uhr, als die Wache an ihrem Platze war, wurden Alle von einer so plötzlichen und unbegreiflichen Schläfrigkeit befallen, daß sie nicht widerstehen konnten und Einer nach dem Andern fest einschliefen. Nun trat die falsche O Tojo herein und quälte den Fürsten bis zum Morgen. In der folgenden Nacht begab sich ganz dasselbe und der Fürst blieb der Tyrannei

Die Vampyr-Katze von Nabeschima.

des Koboldes unterworfen, während seine Wächter um ihn her wider Willen schliefen.

Dieses wiederholte sich eine Nacht nach der andern, bis endlich drei von den Räthen des Fürsten sich entschlossen, selbst als Wache aufzusitzen und zu versuchen, ob sie dieser mysteriösen Schläfrigkeit Herr werden könnten. Allein es ging ihnen nicht besser wie den Andern, und etwa um zehn Uhr waren sie Alle fest eingeschlafen. Am nächstfolgenden Tage hielten die drei Räthe eine feierliche Sitzung, und ihr Oberhaupt, ein gewisser Isahaja Busen, sprach:

„Es ist doch ein wunderbares Ding, daß eine Wache von hundert Mann auf diese Weise vom Schlaf überwältigt wird. Ganz gewiß muß der Bann, der unsern Gebieter und seine Leute hält, das Werk irgend einer Zauberei sein. Da nun alle unsere Anstrengungen sich als fruchtlos erwiesen haben, so laßt uns Ruiten, den Hauptpriester des Tempels Mijo In, aufsuchen und ihn inständig bitten, Gebete für die Genesung unsers Herrn anzuordnen."

Und da die andern Räthe den Vorschlag Isahaja's billigten, gingen sie zum Priester Ruiten und ersuchten ihn, er möge für den Fürsten und dessen Genesung Litaneien anstimmen.

So geschah es, daß der Hauptpriester von Mijo In allnächtlich Gebete für den Fürsten darbrachte. In einer Nacht, als er um die neunte Stunde (Mitternacht) seine frommen Uebungen beendet hatte und sich zum Schlafe anschicken wollte, glaubte er draußen im Garten ein Geräusch zu vernehmen,

[illegible] ihm dieses höchst [illegible] hinaus, und da be- [illegible] hübschen jungen Krieger, [illegible] sich wusch, und der nachdem [illegible] seine Kleider wieder angelegt [illegible] Buddha's hinstellte und heiße Ge- [illegible] gnädigen Fürsten verrichtete. Ruiten [illegible] Bewunderung an und als der junge Mann, [illegible] fortgehen wollte, hielt der [illegible] ein wenig zu warten, ich habe [illegible] Was wünscht Ihr [illegible] zu kommen, daß ich mir [illegible] Erlaubniß," und damit stieg er [illegible] Bewunderung darüber nicht [illegible] ein junger Mann schon solche [illegible] Tag legt. [illegible] Ruiten, der [illegible] und hier [illegible] angestellt, um für [illegible] Gebete zu thun. Sage mir, bitte, [illegible] ich diene bei der [illegible] unser Herr krank

darnieder liegt, ist es mein innigster Wunsch, daß ich bei seiner Pflege mitwirken könnte; doch bin ich nur ein gemeiner Soldat und mein Rang ist nicht so hoch, daß ich ihm nahen dürfte; mir bleibt daher nichts Anderes übrig, als zu den Göttern des Landes und zu Buddha für die Wiedergenesung meines Herrn zu beten."

Als Ruiten dieses hörte, vergoß er Thränen der Freude über die Vasallentreue dieses Ito Soda und sagte:

„Deine Absicht ist in der That gut und schön. Aber wie wunderlich ist doch die Krankheit, an der unser Herr leidet! Schreckliche Träume überfallen ihn jede Nacht, und die Diener, welche bei ihm wachen, werden alle von einem geheimnißvollen und unwiderstehlichen Schlafe bewältigt, so daß nicht Einer von ihnen wach zu bleiben vermag. Es ist ganz unbegreiflich!"

„Ja," erwiderte Soda, nach einigen Augenblicken des Nachdenkens, „das kann nichts Anderes als eine Hexerei sein. Wenn ich nur die Erlaubniß erhalten könnte, eine Nacht bei unserm Fürsten aufzusitzen, so möchte ich gern versuchen, ob ich nicht dieser Schläfrigkeit widerstehen und den Kobold erwischen könnte."

Endlich sagte der Priester: „Ich stehe in freundschaftlicher Verbindung mit Isahaja Busen, dem vornehmsten Rathe des Fürsten. Ich will ihm von Dir und Deiner loyalen Gesinnung erzählen und mich bei ihm verwenden, damit Du Deinen Wunsch erreichen mögest."

„Wie dankbar bin ich Euch, hochwürdiger Herr. Ich bin

wahrlich nicht von dem eitlen Gedanken erfüllt, meinen eigenen Vortheil und mein Weiterkommen zu suchen. Das Einzige, was ich wünsche, ist, die Genesung meines Fürsten zu bewerkstelligen. Einstweilen laßt mich Eurem Wohlwollen empfohlen sein!"

„Nun denn, morgen Abend will ich Dich mit mir zum Hause des Rathes nehmen."

„Ich danke Euch, Herr! lebet wohl." Und so trennten sie sich.

Am folgenden Abend kehrte Ito Soda zum Tempel Mijo In zurück, und als er Ruiten daselbst antraf, begleitete er ihn zu dem Hause von Isahaja Busen. Dort ließ der Priester seinen jungen Mann draußen stehen, während er zum Rathe hineinging, sich nach des Fürsten Befinden zu erkundigen.

„Bitte, sagt mir, lieber Herr, wie geht es unserm Herrn? Hat sein Zustand sich irgendwie gebessert, seit ich für ihn Gebete dargebracht habe?"

„Ach nein; seine Krankheit ist sehr schwer. Wir sind ganz überzeugt, daß er das Opfer irgend einer bösen Verzauberung ist. Aber da es kein Mittel giebt, nur Einen von der Wache nach zehn Uhr munter zu halten, können wir den Geist niemals zu Gesichte bekommen, und wir sind in der größten Noth."

„Wie tief fühle ich mit Euch; es ist zum Verzweifeln! Ich habe Euch indessen etwas zu sagen. Ich glaube beinahe, daß ich einen Mann gefunden habe, der den Kobold zu greifen und zu bannen vermöchte, und ich habe ihn hier mitgebracht."

„Wirklich! wer ist dieser Mann?"

„Nun, er ist Einer von den Fußsoldaten des Fürsten, Namens Ito Soda, ein treuherziger Bursche, und ich hoffe, Du wirst seiner Bitte willfahren und ihm erlauben, bei unserm Gebieter zu wachen."

„Gewiß werde ich das; es ist wundervoll, so viel Eifer und Treue in einem gemeinen Soldaten zu finden," erwiderte Isahaja Busen nach einem Augenblicke des Nachsinnens; „jedoch können wir unmöglich einem Menschen von so niedrigem Range das wichtige Amt, bei unserem Herrn Wache zu halten, übertragen."

„Es ist freilich wahr, daß er nur ein gemeiner Soldat ist," schaltete der Priester ein; „doch warum könnte man nicht in Anbetracht seiner Treue seinen Rang erhöhen und ihn dann die Wache beziehen lassen?"

„Es wäre wohl auch noch Zeit genug, ihn nach unseres gnädigen Herrn Genesung zu befördern. Aber bitte, laß mich diesen Ito Soda sehen, damit ich wisse, was für ein Mensch er ist. Sollte er mir gefallen, so will ich mich mit den andern Räthen darüber besprechen, und vielleicht können wir seine Bitte erfüllen."

„Da werde ich ihn sogleich bringen," erwiderte Ruiten, und damit entfernte er sich, um den jungen Mann zu holen.

Der Priester kam zurück und stellte Ito Soda dem Rathe vor; dieser blickte ihn aufmerksam an, und da seine anständige und edle Erscheinung ihm gefiel, sagte er:

„Ich habe vernommen, daß Du sehnlich wünschest, die Erlaubniß zu erhalten, die Nachtwache in unseres Gebieters

Gemach zu übernehmen. Zuvor muß ich freilich mit den andern Räthen darüber Rücksprache nehmen und dann wollen wir sehen, was man für Dich thun kann."

Als der junge Soldat diese Worte hörte, wurde er über die Maßen froh und entfernte sich, nachdem er Ruiten auf's Wärmste gedankt hatte, daß er ihm dazu verholfen, sein Ziel zu erreichen.

Am folgenden Tage hielten die Räthe eine Versammlung, schickten darauf nach Ito Soda und zeigten ihm an, daß er schon in derselben Nacht mit den andern Untergebenen wachen könne. Er ging nun herzlich froh seines Weges, und nachdem er alle seine Vorkehrungen getroffen, nahm er mit Einbruch der Nacht seinen Platz unter den hundert Herren ein, welche den Dienst in des Fürsten Schlafgemach hatten.

Der Fürst lag und schlief in der Mitte des Zimmers, die hundert Wachen saßen rings um ihn herum und suchten sich durch angenehme Gespräche und lustige Einfälle die Zeit zu vertreiben; aber als die zehnte Stunde nahete, fingen sie an schläfrig zu werden, und trotz ihrer Bemühungen, sich gegenseitig wach zu halten, wurden sie doch allmählich Alle vom Schlafe überwältigt.

Auch Ito Soda fühlte während der ganzen Zeit, wie eine unüberwindliche Neigung zum Schlaf ihn beschleichen wollte, und obwohl er auf alle Art und Weise sich zu ermannen suchte, sah er endlich ein, daß es keine andere Hülfe gäbe, als zu einem außergewöhnlichen Mittel zu greifen. Dazu hatte er bereits seine Vorkehrungen getroffen. Er zog ein Stück geöltes Pa-

pier, welches er mitgebracht hatte, hervor, breitete es über die Fußmatte und setzte sich darauf; nahm dann das kleine Messer, welches er in der Scheide seines Dolchs bei sich trug, und bohrte es in seine eigene Lende. Der Schmerz der Wunde hielt ihn eine Zeit lang wach; allein da der Schlummer, der ihn umfangen wollte, ein Werk der Zauberei war, so wurde er nach und nach doch wieder schläfrig. Da drehte er sein Messer rund in der Wunde herum und wieder herum, worauf der Schmerz dermaßen heftig wurde, daß er gegen alle Schläfrigkeit gewappnet war und treulich Wache halten konnte. Das geölte Papier hatte er sich deswegen unter die Beine gelegt, damit das Blut, welches aus seiner Wunde fließen würde, die Matte nicht verderben möchte.

Auf diese Weise blieb also Ito Soda wach, und während er aufmerksam horchte, that sich plötzlich die Schiebethür des fürstlichen Gemaches auf. Er sah einen Schatten heranschleichen, und wie derselbe näher kam, war es die Gestalt eines wunderschönen Frauenzimmers, von etwa dreiundzwanzig Jahren. Sie blickte vorsichtig umher, und als sie sah, daß alle Wachen schliefen, lächelte sie. Es war ein ominöses Lächeln. Eben wollte sie an's Bett des Fürsten hinantreten, als sie bemerkte, daß in einer Ecke des Zimmers ein Mann saß, der noch in vollkommen wachem Zustande war. Dies schien sie stutzig zu machen. Sie wandte sich zu Soda und sagte:

„Dich habe ich noch nie hier gesehen. Wer bist Du?"

„Ich heiße Ito Soda, und es ist dieses die erste Nacht, daß ich hier Wache halte."

„Wahrlich ein mühevolles Amt! Doch siehe! die anderen Wächter sind allesammt eingeschlafen; wie kommt es, daß Du allein wachgeblieben bist? Aber was für eine Wunde hast Du am Knie? Es ist ganz roth von Blut.“.

„O, ich wurde sehr schläfrig, da stieß ich mir das Messer in die Lende, und der Schmerz, den es mir verursachte, hat mich wach gehalten.“

„Welche außerordentliche Treue!“ sagte die Dame.

„Ist es nicht Pflicht eines Untergebenen, sein Leben für seinen Herrn zu lassen? Ist solch eine Schramme nur der Beachtung werth?“

Nun näherte die Dame sich dem schlafenden Fürsten und sagte: „Wie steht es heute Abend mit meinem Herrn?“ Aber der Fürst, von seiner Krankheit ganz erschöpft, erwiderte nichts. Soda indessen beobachtete sie scharf und kam auf die Idee, daß es O Tojo sei; er beschloß sie auf der Stelle zu tödten, sobald sie versuchen würde, den Fürsten zu quälen. Indessen wurde der Kobold, der in Gestalt O Tojo's jede Nacht den Fürsten gepeinigt hatte, und auch diese Nacht zu keinem andern Zwecke gekommen war, durch die Wachsamkeit Ito Soda's aus dem Felde geschlagen; denn jedesmal, wenn sie sich dem Kranken näherte, in der Absicht, ihre Zauberkünste auf ihn wirken zu lassen, und dabei ihren Kopf umdrehte, gewahrte sie Ito Soda, der seine starren Blicke fest auf sie geheftet hielt. — Es blieb ihr also nichts Anderes übrig, als wieder fort zu gehen und den Fürsten in Ruhe zu lassen.

Endlich brach der Tag an und als die anderen Offiziere

erwachten und ihre Augen öffneten, sahen sie, wie Ito Soda sich dadurch wach erhalten, daß er sich die Lende durchbohrt hatte. Darüber waren sie höchst beschämt und gingen ganz niedergeschlagen zu Hause. —

Ito Soda trat desselben Morgens in das Haus des Isahaja-Busen und erzählte ihm, was sich in der vorhergehenden Nacht zugetragen. Die Räthe alle lobten Ito Soda's Benehmen mit lebhaften Worten und befahlen ihm, die folgende Nacht abermals Wache zu halten. Zur nämlichen Stunde kam die falsche O Tojo wieder und sah sich rings im Zimmer um. Da schlief die ganze Wache fest, ausgenommen Ito Soda, welcher vollkommen wach war, und da sie wieder aus dem Felde geschlagen wurde, begab sie sich in ihre eigenen Gemächer zurück.

Als nun, seit Soda die Wache hatte, der Prinz die Nächte ruhig zubringen konnte, fing seine Krankheit an, sich zu bessern. Große Freude verbreitete sich darüber im Palaste. Soda wurd befördert und mit einem Landgute beschenkt. Zu gleicher Zeit ließ O Tojo sich nicht mehr sehen, da ihr offenbar geworden, daß die nächtlichen Besuche ihr keinen Gewinn brächten, und von der Stunde an war die Nachtwache nicht mehr jenen Anfällen von Schläfrigkeit unterworfen. Dieses Zusammentreffen fiel Soda als sehr sonderbar auf. Er ging zu Isahaja-Busen und sagte ihm, ganz gewiß könne diese O Tojo nichts Anderes sein als ein Kobold. Nach einigem Nachsinnen sprach Isahaja:

„Ja, wie sollen wir aber dieses gottlose Wesen aus dem Wege räumen?"

„Ich will in das Zimmer der Abscheulichen gehen und thun, als ob ich nichts Besonderes vorhätte, und sie zu tödten suchen. Aber ich bitte Dich, acht Männer anzustellen, daß sie draußen bleiben und ihr auflauern, im Fall sie versuchen sollte, zu entschlüpfen."

Nachdem sie über diesen Plan einig geworden, trat Soda mit einbrechender Nacht in O Tojo's Zimmer und gab vor, mit einem Auftrage vom Fürsten zu kommen.

„Was für eine Botschaft bringst Du mir von meinem Herrn?" fragte sie, sobald sie ihn erblickte.

„O! nichts Besonderes; habe nur die Güte, diesen Brief zu lesen." Und indem er so sprach, näherte er sich ihr allmählig, zog rasch seinen Dolch heraus und stach nach ihr; das Gespenst aber sprang zurück, ergriff eine Hellebarde und sagte zu Soda, den sie finster anglotzte:

„Wie kannst Du das wagen gegen eine Dame Deines Gebieters? Ich werde sogleich Deine Entlassung befehlen." Damit suchte sie Soda mit der Hellebarde zu treffen. Aber dieser stach verzweiflungsvoll und gewaltig mit seinem Dolche um sich, und der Kobold, welcher wohl einsah, daß er es mit ihm nicht aufnehmen könne, warf die Hellebarde von sich, und plötzlich war das wunderschöne Frauenzimmer in eine Katze verwandelt, welche an den Seiten des Zimmers hinaufkletterte und mit einem Satz auf das Dach hinaus sprang. Isahaja-Busen, der mit seinen acht Männern draußen Wache hielt,

schoß nach der Katze, verfehlte sie aber, und es gelang Ihr zu entschlüpfen.

Also floh sie in's Gebirge hinein und richtete dort noch viel Unheil an bei den Leuten der Umgegend, bis zuletzt der Fürst von Hisen eine große Jagd anstellte, auf der dann das Ungeheuer erlegt wurde.

Der Fürst aber genas von seiner Krankheit, und groß war die Belohnung, welche der Krieger Ito Soda erhielt.

Die Geschichte von der treuen Katze.

Vor ungefähr sechzig Jahren ging ein Mann zur Sommerszeit nach einem gewissen Hause in Osaka, um daselbst einen Besuch zu machen, und im Laufe der Unterhaltung sagte er:

„Ich habe heute einige sehr wunderliche Kuchen gegessen," und als man ihn fragte, was er damit meine, erzählte er folgende Geschichte:

„Ich bekam die Kuchen von den Verwandten einer Familie, welche gerade den hundertsten Jahrestag des Todes einer Katze feierte, die ihren Vorfahren angehört hatte. Ich erkundigte mich nach dem Ursprunge dieser Feier, und man sagte mir, es sei in früherer Zeit ein junges Mädchen in der Familie gewesen, welches sich, nachdem es in's sechzehnte Lebensjahr getreten, stets in Begleitung eines im Hause auferzogenen

Katers befunden habe. Die Beiden seien nie einen Augenblick getrennt gesehen worden.

Als des Mädchens Vater dieses bemerkte, wurde er sehr böse, weil er glaubte, daß der Kater, uneingedenk aller Güte, die er seit Jahren im Hause genossen, sich in seine Tochter verliebt habe und sie behexen wolle. Er beschloß daher, das Thier zu tödten. Während er diesen Plan heimlich mit sich selbst besprach, behorchte ihn die Katze, trat in der Nacht an sein Kopfkissen, nahm menschliche Sprache an und sagte zu ihm:

„Du hast mich in Verdacht, daß ich in Deine Tochter verliebt sei. Obgleich das wohl möglich wäre, so ist Dein Argwohn doch ohne Grund. Die Wahrheit ist nämlich dieses: Auf Deinem Kornboden hält sich schon seit vielen Jahren eine alte sehr große Ratte auf. Gerade diese alte Ratte ist es aber, welche sich in meine junge Herrin verliebt hat, und darum darf ich ihr nicht einen Augenblick von der Seite gehen, aus Furcht, das böse Thier möchte sie wegschleppen. Also bitte ich Dich, mich nicht mehr in Verdacht zu haben. Ich allein kann es mit der Ratte wohl nicht aufnehmen, aber im Hause des Herrn So und So in Ajikawa ist eine ausgezeichnet begabte Katze, die „Butschi" heißt; wenn Du Dir diese Katze leihen willst, so wollen wir der alten Ratte bald den Garaus machen."

Als der Vater aus diesem Traume erwachte, dünkte er ihm so wunderbar, daß er dem ganzen Hause davon erzählte, und am folgenden Tage stand er sehr früh auf, ging nach Ajikawa, erkundigte sich nach dem Hause, das ihm im Traum angezeigt war, und fand es auch ohne Schwierigkeit. Er machte

dem Herrn des Hauses seine Aufwartung, theilte ihm Alles mit, was sein eigener Kater ihm gesagt hatte, und wie sehr er wünsche, die Katze Butschi auf kurze Zeit von ihm zu leihen.

„Das läßt sich sehr leicht bewerkstelligen," sagte der Andere, „bitte, nimm sie gleich mit;" und also ging der Vater mit der Katze Butschi unter seiner Obhut sogleich von dannen.

Noch in selbiger Nacht sperrte er die beiden Katzen auf dem Kornboden ein, und nach einer Weile vernahm man einen furchtbaren Lärm, dem eine lautlose Stille folgte. Die Leute vom Hause öffneten nun die Thür und drängten sich alle hinein, um zu sehen, was geschehen sei. Und da fanden sie die beiden Katzen und die Ratte alle ineinander verwickelt und nach Athem ringend! Geschwind wurde der Ratte, die eben so groß war, wie jede der Katzen, die Kehle abgeschnitten; dann bemühte man sich um die beiden Katzen. Aber, wiewohl man ihren Ginseng*) und andere Stärkungsmittel eingab, so wurden doch beide matter und matter, bis sie zuletzt starben. Die Ratte wurde in den Fluß geworfen, aber die beiden Katzen mit allen Ehren in einem benachbarten Tempel bestattet."

Wie ein Mann behext und sein Kopf von zwei Füchsen geschoren wurde.

Im Dorfe Iwahara, in der Provinz Schinschiu wohnte eine Familie, welche im Weinhandel bedeutenden Reichthum er-

*) Ein in China und Japan hochberühmtes Stärkungsmittel. Die beste Art davon kommt aus Korea.

worden hatte. Bei einer festlichen Gelegenheit trug es sich zu, daß eine große Anzahl von Gästen im Hause versammelt waren, die mit Wein und Fisch köstlich bewirthet wurden. Als dabei der gefüllte Kelch umher kreiste, wandte das Gespräch sich auf Füchse. Unter den Gästen befand sich ein Zimmermann, Namens Tokutaro, ein Mann von etwa dreißig Jahren und von sehr widerspenstigem und hartnäckigem Sinne. Derselbe sagte:

„Meine Herren, Ihr habt schon ziemlich lange über Menschen, die von Füchsen behext wurden, geredet. Wahrlich! Ihr müßt wohl selbst unter ihrem Einflusse stehen, da es Euch einfallen kann, solche Dinge vorzubringen. Wie in aller Welt sollten Füchse so viel Gewalt über Menschen haben können? Jedenfalls müssen Diejenigen große Tröpfe sein, die sich so anführen lassen. Laßt uns nicht länger von solchen Dummheiten sprechen!"

Darauf gab ein Mann, welcher neben ihm saß, zur Antwort:

„Tokutaro ahnt wenig von dem, was Alles in der Welt vorgeht, sonst würde er nicht so reden. Wie viele Myriaden von Menschen giebt es nicht, die von Füchsen behext worden sind. Du liebe Zeit! auf dem Makimoor allein ist wenigstens zwanzig oder dreißig Männern von jenen Bestien übel mitgespielt worden. Solchen Thatsachen, die sich vor unsern Augen zutragen, zu widersprechen, wäre doch wohl schwer!"

„Ihr seid nichts mehr und nichts minder, als ein Haufen ausgemachter Tröpfe," rief Tokutaro. „Ich wette, wenn ich gleich in heutiger Nacht mich aufmache zum Makimoor, werde

ich es Euch beweisen können. Kein Fuchs lebt in ganz Japan, der aus Tokutaro einen Narren machen kann."

So sprach er in seinem Uebermuth. Die Andern jedoch wurden alle ungehalten darüber, daß er sich so rühmte. Sie sagten:

„Wenn Du zurückkommst, ohne daß irgend Etwas vorgefallen ist, so wollen wir Dir fünf Maaß Wein und Fisch im Werthe von tausend Käsch ausbezahlen; wenn Du aber behext werden solltest, mußt Du das Gleiche für uns thun."

Tokutaro ging die Wette ein und machte sich bei einbrechender Nacht ganz allein auf zum Makimoor. Als er sich diesem Moore näherte, sah er ein kleines Bambusgehölz vor sich und ein Fuchs lief hinein. Da fiel ihm augenblicks ein, die Füchse dieses Sumpfes möchten vielleicht trachten, ihn zu behexen. Indem er noch hinschaute, kam die Tochter des Schulzen vom Dorfe Ober-Horikané daher, welche an den Vorsteher des Dorfes Maki verheirathet war.

„Ei, wohin gehst Du, Meister Tokutaro?" fragte sie.

„Ich gehe zum nächsten Dorfe."

„Da Du alsdann durch meinen Geburtsort kommst, möchte ich Dich gern so weit begleiten, wenn Du mir's erlauben willst."

Dieses fand Tokutaro sehr auffallend und gerieth auf den Gedanken, es möchte wohl ein Fuchs sein, der ihn zum Besten haben wolle; deswegen beschloß er den Spieß umzukehren und den Meister Fuchs zu überlisten. Er antwortete:

„Es ist schon lange her, seit ich das Vergnügen hatte,

Dich zu sehen; es wird mir sehr angenehm sein, Dich zu begleiten, da Dein Haus an meinem Wege liegt, wie es scheint."

Damit ging er hinter ihr her, weil er dachte, er würde ganz gewiß die Spitze eines Fuchsschwanzes an ihr entdecken; aber wie sehr er seine Augen auch anstrengte, konnte er doch nichts dergleichen an dem Mädchen gewahren. Endlich erreichten sie das Dorf Ober-Horikané, und als sie zur Hütte des Vaters des Mädchens kamen, trat die ganze Familie heraus, voll Verwunderung über ihre Erscheinung.

„O je, o je! da ist unsere Tochter! Ich hoffe doch, daß nichts Schlimmes vorgefallen ist!"

So riefen sie und fuhren fort, eine ganze Reihe von Fragen an sie zu richten.

Während dessen ging Tokutaro zur Küchenthür hinter dem Hause, winkte dem Hausherrn, herauszukommen, und sagte:

„Das Mädchen, welches da mit mir gekommen ist, ist nicht wirklich Eure Tochter. Gerade als ich auf das Makimoor zuging und nahe beim Bambusgehölz war, sprang ein Fuchs vor mir her; kaum war er im Gebüsch verloren, so trat er in Gestalt Eurer Tochter wieder heraus und erbot sich, mich zum Dorfe zu begleiten. Ich that, als ob ich mich hätte von dem dummen Thiere hintergehen lassen, und kam mit ihm hierher."

Als der Herr des Hauses dieses gehört hatte, legte er den Kopf auf die Seite, dachte ein Weilchen nach und rief dann sein Weib, der er die Geschichte in's Ohr flüsterte.

Aber sie brach in großen Zorn aus über Tokutaro und sagte:

„Das ist wahrlich hübsch, die Töchter anderer Leute auf diese Art beschimpfen zu wollen. Das Mädchen ist unsere Tochter und daran ist kein Zweifel. Wie kannst Du nur solche Lügen erfinden?"

„Nun," erwiderte Tokutaro, „Du magst wohl so sprechen, trotzdem liegt hier kein Irrthum vor, daß dieses ein Werk der Zauberei ist."

Da sie merkten, daß er eigensinnig bei seiner Meinung beharrte, wurden die alten Leute gänzlich irre und sagten:

„Was meinst Du denn, was zu thun sei?"

„Bitte, überlaßt das mir, ich werde bald genug der Bestie die falsche Haut abziehen und sie Euch in ihrer wahren Farbe zeigen. Geht Ihr Beiden nur in Eure Vorrathskammern und wartet dort."

Damit ging er in die Küche, packte das Mädchen beim Kragen und zwang sie nieder beim Herde.

„O Meister Tokutaro, was soll dieses brutale Verfahren? Mutter! Vater! zu Hülfe!"

So schrie das Mädchen und ächzte laut; Tokutaro aber lachte nur und sprach:

„Aha, Du wolltest mich beheren, nicht wahr? Sowie Du in den Wald gesprungen warst, nahm ich mich augenblicks in Acht, daß Du mir keinen Streich spielen solltest. Ich werde Dich bald lehren, Dich so zu zeigen, wie Du eigentlich bist," und indem er dieses sagte, schlang er ihr die beiden Hände

hinter'm Rücken zusammen, trat und marterte sie, sie aber weinte nur und schrie:

„Ach! wie weh! wie weh!"

„Wenn dieses nicht genug ist, Dich zu zwingen in Deiner wahren Gestalt zu erscheinen, so werde ich Dich zu Tode braten," und er häufte Brennholz auf den Herd, und indem er ihr die Kleider aufschürzte, versengte er sie vollkommen.

„O weh! dieses ist mehr, als ich vertragen kann," seufzte sie und verschied.

Darauf kamen die beiden alten Leute von der Hinterseite des Hauses hergelaufen, und indem sie Tokutaro bei Seite schoben, schlossen sie ihre Tochter in die Arme, legten die Hände an ihre Lippen, um zu versuchen, ob sie noch athme; aber das Leben war entflohen, und nicht das kleinste Zeichen eines Fuchsschwanzes war an ihr bemerkbar. Da faßten sie Tokutaro beim Nacken und riefen:

„Unter dem Vorwande, daß unsere wahre Tochter ein Fuchs sei, hast Du sie gebraten und getödtet. Du Mörder! Ihr da, kommt, bringt uns Stricke und Taue, daß wir diesen Tokutaro binden!"

Die Diener naheten gehorsam, ergriffen Tokutaro und banden ihn an eine Säule. Der Herr des Hauses richtete das Wort an ihn und sprach:

„Du hast unsere Tochter vor unseren eigenen Augen getödtet. Ich werde nun die Sache vor den Gutsherrn bringen nub Du sollst mit Deinem Kopfe dafür büßen. Bereite Dich zum Schlimmsten vor."

Und indem er dieses sagte, warf er auf Tokutaro furchtbare und starre Blicke. Dann trugen sie den Leichnam ihrer Tochter in die Vorrathskammer. Während sie einen Boten in das Dorf Maki sandten, um die Begebenheit bekannt zu machen, und noch andere Maßregeln nahmen, kam ganz unerwartet der Priester des Tempels Anrakuji im Dorfe Iwahara heran, gefolgt von einem Ministranten und einem Kirchendiener. Mit lauter Stimme rief er in die Vorderthür des Hauses hinein:

„Wie steht's mit dem ehrenwerthen Herrn des Hauses, ist Alles wohl? Ich war heute in einem benachbarten Dorfe, um Gebete zu halten, und auf meinem Rückwege konnte ich nicht vor Eurer Thür vorübergehen, ohne wenigstens nach Eurem Wohlbefinden zu fragen. Wenn Ihr zu Hause seid, möchte ich Euch gern meine Aufwartung machen."

Wie er so mit heller Stimme sprach, hörte man ihn hinten im Hause, und der Herr erhob sich, trat hinaus und nachdem die gebräuchlichen Begrüßungsformeln ausgewechselt waren, sagte er:

„Ich sollte mir von Dir die Ehre erbitten, heute Abend unser Gast sein zu wollen. Aber leider findest Du uns Alle in der höchsten Bestürzung, und ich muß Dich ersuchen, meine Unhöflichkeit zu entschuldigen."

„Nun was ist denn geschehen?" erwiderte der Priester. Und nachdem der Herr des Hauses die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende erzählt hatte, war Jener wie vom Donner gerührt und sprach:

„Wahrlich, das ist eine furchtbare Betrübniß für Euch!"

Dabei schaute er nach der Seite hin und bemerkte den gefesselten Tokutaro. Da rief er aus: „Ist das nicht Tokutaro, den ich da sehe?"

„O Euer Hochwürden," entgegnete Tokutaro ganz erbärmlich, „es kam da so manches Sonderbare zusammen, daß ich mir einbildete, die junge Dame sei ein Fuchs, und ich tödtete sie. Aber, ich bitte Euer Hochwürden, sich für mich zu verwenden und mir das Leben zu retten." Bei diesen Worten stürzten ihm die Thränen aus den Augen.

„Ja wahrlich," sagte der Priester, „Du magst wohl Ach und Weh schreien; indessen, vorausgesetzt, ich rette Dir das Leben, willst Du dann darein willigen, mein Jünger zu werden und in's Priesteramt einzutreten?"

„Ach! rette nur mein Leben, denn ich will von ganzem Herzen gern Euer Schüler sein!"

Als der Priester dieses vernommen, rief er die Eltern herbei und sprach zu ihnen:

„Es scheint fast, daß mein heutiges Erscheinen hier zu wunderbar rechter Zeit eingetroffen ist, wiewohl ich nur ein thörichter alter Priester bin. Ich will Euch einen Vorschlag machen. Wenn Ihr Tokutaro tödtet, werdet Ihr damit Eurer Tochter das Leben nicht zurückgeben. Ich habe seine Erzählung angehört und es war bei seiner That keine vorbedachte Bosheit im Spiel. Was er that, geschah in der Absicht, Eurer Familie einen Dienst zu erweisen, und es würde jedenfalls besser sein, die Sache zu vertuschen. Ueberdies wünscht er, sich ganz in meine Hände zu geben und mein Jünger zu werden.

„Ja! ja! es ist so, wie Du sagst," erwiderten Vater und Mutter beide zugleich. „Rache wird unsere Tochter nicht wieder erwecken. Aber, bitte, verscheuche unsern Gram dadurch, daß Du seinen Kopf scheerst und ihn auf der Stelle zum Priester machst."

„Ich will ihn sogleich vor Euren Augen scheeren," antwortete der Priester, ließ die Stricke, mit denen Tokutaro gebunden war, lösen und nachdem er seine Priesterbinde angelegt hatte, hieß er ihn, seine beiden Hände zum Gebet empor zu halten. Darauf nahm der ehrwürdige Mann seine Stellung hinter ihm mit dem Rasirmesser in der Hand, und während er einen Lobgesang anstimmte, strich er ihm zwei bis drei Mal mit dem Messer über den Kopf und übergab dann dasselbe seinem Ministranten, der Tokutaro's Haar völlig abschor.

Als der Letztere dem Priester nach Beendigung der Ceremonie seine Verbeugung gemacht hatte, erscholl ein lautes Gelächter; im nämlichen Augenblick brach der Tag an und Tokutaro befand sich allein, mitten in einem großen Moor. Anfangs glaubte er in seiner Ueberraschung, dies sei Alles ein Traum, und ärgerte sich sehr, von den Füchsen so angeführt worden zu sein. Darauf fuhr er sich mit der Hand über den Kopf und fühlte, daß er völlig kahl geschoren sei. Es war nichts Anderes dabei zu thun, als aufzustehen, sich sein Taschentuch um den Kopf zu winden und wieder zu dem Orte zurückzugehen, wo seine Freunde versammelt waren.

„Hoho, Tokutaro! Also bist Du wieder da! Nun was war's mit den Füchsen?"

„Wirklich, Ihr Herren," entgegnete er und verneigte sich, „ich schäme mich eigentlich sehr, vor Euch zu erscheinen."

Darauf erzählte er ihnen die ganze Geschichte, und als er geendet hatte, zog er das Tuch vom Kopf herunter und zeigte seinen kahlen Schädel.

„Das ist ein Hauptspaß!" schrien seine Zuhörer und beanspruchten mit schallendem Gelächter den Gewinn ihrer Wette von Fisch und Wein. Diese wurde pflichtmäßig entrichtet; aber Tokutaro ließ sein Haar nie wieder wachsen, er entsagte der Welt und wurde Priester unter dem Namen „Sainen."

Es giebt in Japan eine Menge Erzählungen von Männern, die von Füchsen geschoren wurden; die obige Begebenheit ist von Herrn Schominsai, einem Lehrer in der Stadt Jedo, während einer Ferientour, die er in die Gegend machte, wo die Sache sich zugetragen, persönlich in Erfahrung gebracht worden, und ich*) habe sie ganz mit den nämlichen Worten wieder gegeben, mit welchen er sie mir erzählte.

Die dankbaren Füchse.

An einem schönen Frühlingstage gingen zwei Freunde hinaus zu einem Moor, um Farrenkraut einzusammeln. Sie

*) Der Verfasser des „Kansenjawa", des Buchs, aus welchem obige Geschichte genommen ist.

hatten zu ihrer Begleitung einen Knaben, welcher eine Flasche Wein und eine Büchse mit Mundvorräthen trug.

Wie sie so umherstreiften, sahen sie am Fuße eines Hügels einen Fuchs, welcher sein Junges zum Spielen herausgebracht hatte, und als sie, von diesem Schauspiel angezogen, still standen, kamen drei Knaben aus einem benachbarten Dorfe herzu, mit Körben in den Händen, und in der nämlichen Absicht wie die beiden Freunde selbst. Sobald die Knaben die Füchse sahen, nahmen sie einen Bambusstock von der Erde auf und suchten den Thieren heimlich von hinten her beizukommen. Als die alten Füchse sich auf die Flucht machen wollten, umzingelten sie dieselben und schlugen sie mit dem Knüppel, so daß sie wegliefen, so schnell ihre Füße sie nur tragen konnten; aber zwei von den Knaben hielten das Junge fest, packten es beim Schopf und machten sich höchlich vergnügt mit demselben davon.

Die beiden Freunde hatten dem Hergange die ganze Zeit zugesehen, und Einer von ihnen rief mit laut erhobener Stimme: „He! Ihr Knaben! was wollt Ihr mit dem kleinen Fuchs da machen"?

Der älteste der Knaben erwiderte: „Wir wollen ihn mit nach Hause nehmen und an einen jungen Mann in unserm Dorfe verkaufen. Er wird ihn gern nehmen, in einen Kochtopf thun und verspeisen".

„Gut!" entgegnete der Andere, nachdem er die Sache genau überdacht hatte, „ich meine, es ist Euch ganz einerlei, wem Ihr ihn verkauft. Laßt ihn mich doch lieber haben."

„Ja, aber der junge Mann aus dem Dorfe versprach uns eine nette runde Summe, wenn wir ihm einen Fuchs verschaffen könnten, und er veranlaßte uns in's Gebirge hinaus zu gehen, um einen zu fangen; daher können wir ihn Dir nicht für jeden beliebigen Preis geben."

„Nun, da kann es ja wohl nicht anders sein, doch wie viel hat der junge Mann Euch für den Fuchs geben wollen?"

„O, er wollte uns wenigstens dreihundert Käsch geben."

„Ich will Euch aber einen halben Bu*) geben und dann werdet Ihr bei dem Wechsel fünfhundert Käsch gewinnen."

„Nun dafür wollen wir ihn schon verkaufen, Herr. Wie sollen wir ihn Dir aber übergeben?"

„Ihr könnt ihn nur hier anbinden," sagte der Andere, und damit machte er dem jungen Fuchs das Band der Serviette, in welche die Frühstücksbüchse eingewickelt war, fest um den Hals, und gab den drei Knaben einen halben Bu, mit welchem sie ganz entzückt fortliefen.

Der andere Freund sagte darauf zu ihm: „Du hast wahrlich sonderbare Liebhabereien. Wozu in aller Welt willst Du diesen Fuchs gebrauchen"?

„Wie unfreundlich ist es von Dir, so von meinen Liebhabereien zu sprechen! Wären wir nicht eben dazwischen gekommen, so wäre der junge Fuchs verloren gewesen. Wie hätte ich ruhig dabei stehen und zusehen können, daß einem

*) Der „Bu", oder wie die Fremden ihn nennen, der „Itschibu", ist ungefähr werth einen Schilling und vier Pence.

Das Fest von Inari Sama.

Geschöpfe das Leben genommen würde? Es war keine große Ausgabe, die ich machte, — nur ein halber Bu — um den Fuchs zu retten. Aber wenn es ein ganzes Vermögen gekostet hätte, würde ich nicht angestanden haben. Ich glaubte, Du wärest vertraut genug mit mir, um mein Herz zu kennen, aber da Du mich heute beschuldigst, überspannt zu sein, sehe ich, wie sehr ich mich in Dir geirrt hatte. Darum soll unsere Freundschaft von Stund an zu Ende sein."

Und nachdem er dieses mit großem Nachdruck gesagt hatte, trat der Andere einige Schritte zurück, bückte sich, die Hände auf die Knie legend, und entgegnete:

„O wahrlich, wahrlich, Deine Herzensgüte erfüllt mich mit Bewunderung. Wenn ich Dich so sprechen höre, empfinde ich mehr als je, wie groß die Liebe ist, welche ich für Dich im Herzen trage. Ich glaubte, Du würdest vielleicht wünschen, den jungen Fuchs als eine Art von Köder zu benützen, um die Alten zu Dir heran zu ziehen, damit Du von ihnen Wohlfahrt und Frömmigkeit für Dein Haus erbitten könntest. Wenn ich Dich eben überspannt nannte, so wollte ich ja nur Dein Inneres prüfen wegen jenes Argwohns; jetzt aber fühle ich mich wahrlich tief beschämt."

Und wie er, immer in gebückter Stellung verharrend, dieses sagte, erwiderte der Andere: „Wirklich? waren das Deine Gedanken? Dann bitte, verzeihe mir meine heftige Sprache".

Nachdem die beiden Freunde sich so wieder versöhnt hatten, untersuchten sie den jungen Fuchs und bemerkten eine leichte Wunde an seiner Pfote, welche ihn am Gehen hinderte, und

während sie noch darüber nachdachten, was sie dazu thun sollten, erspäheten sie die Pflanze, welche „das Kraut des Doctors Nakasé" genannt wird, und die eben zu ihren Füßen aufsproßte. Sie nahmen davon ein wenig, rollten es zwischen ihren Fingern zusammen und legten es auf die wunde Stelle. Darauf schütteten sie etwas von dem gesottenen Reis aus ihrer Frühstücksbüchse heraus und hielten es dem kleinen Fuchs vor; er aber ließ kein Zeichen des Hungers merken, darum streichelten sie ihn sanft über den Rücken und liebkosten ihn. Als bald darauf der Schmerz in der Wunde nachzulassen schien, mußten sie über die Kraft jenes Krautes erstaunen. Da plötzlich sahen sie ihnen gegenüber die alten Füchse hinter einigen Schobern von Reisstroh sitzen und sie beobachten.

„Schau! schau! da sind die beiden alten Füchse wieder zurückgekommen, aus Furcht, es möchte ihrem Jungen etwas zu Leide geschehen. Komm, laß uns ihm die Freiheit geben!" Mit diesen Worten machten sie das Band um den Hals des jungen Thieres los und richteten seinen Kopf hin zu der Stelle, wo die alten Füchse saßen, und da der verletzte Fuß nicht mehr schmerzte, sprang der Kleine mit einem Satz an die Seite der Eltern und leckte sie über und über vor Freuden, während diese nach den beiden Freunden hinschauten, als ob sie ihnen Dank zunicken wollten. Und die Freunde gingen, im Herzen sehr befriedigt, weiter, bis sie eine hübsche Stelle fanden, wo sie ihre Weinflasche herausnahmen und sich zu ihrer Mahlzeit niederließen. Dann kehrten sie nach einem angenehm ver-

brachten Tage heim und wurden von nun an treuere Freunde denn je.

Der Mann aber, welcher den jungen Fuchs erlöst hatte, war ein wohlhabender Kaufmann. Er hatte drei oder vier Agenten und zwei weibliche Dienstboten, nebst mehreren männlichen, und führte ein freigebiges und gastfreundliches Wohlleben. Er war verheirathet und in dieser Ehe war ihm ein Sohn geschenkt worden, der eben sein zehntes Jahr erreicht hatte, aber von einer wunderlichen Krankheit behaftet war, welche der Geschicklichkeit aller Aerzte und allen angewandten Mitteln Trotz bot. Endlich verordnete ein berühmter Arzt ihm die einem noch lebendigen Thiere entnommene Fuchsleber und behauptete, diese würde jedenfalls Besserung bewirken. Wenn man diese Leber nicht verschaffen könne, sagte er, so würden die theuersten Arzeneien in der Welt dem Knaben nicht wieder zur Gesundheit verhelfen.

Als die Eltern dies vernahmen, geriethen sie in große Verlegenheit. Jedoch theilten sie den schwierigen Fall einem Manne mit, der im Gebirge wohnte. „Sollte unser Kind auch darüber sterben," sagten sie, „so möchten wir selbst doch nicht andere Wesen ihres Lebens berauben. Allein da Du mitten in den Bergen wohnst, wirst Du es gewiß erfahren, wenn Deine Nachbarn auf die Fuchsjagd gehen. Uns ist es ja einerlei, wie hoch auch der Preis sein möge, den wir für die Leber eines Fuchses bezahlen sollen; wir bitten Dich, kaufe Du uns eine um jeden Preis." Und so drangen sie in ihn, sich um ihretwillen die größte Mühe zu geben, wogegen er ver-

sprach, ihren Auftrag gewissenhaft zu erfüllen, indem er sich entfernte.

Am Abend des folgenden Tages langte ein Bote an, welcher vorgab, von dem Manne gesandt zu sein, der es übernommen habe, die Fuchsleber zu verschaffen. Der Herr des Hauses trat also hinaus, um mit ihm zu reden.

„Ich komme von dem Herrn So und So. Am gestrigen Abend ist ihm die Leber eines Fuchses in die Hände gefallen und er hat mich gesandt, sie Dir zu überbringen." Bei diesen Worten brachte der Bote einen kleinen Krug zum Vorschein und fügte hinzu: „In wenigen Tagen wird er Dich den Preis wissen lassen".

Nachdem Jener diese Botschaft ausgerichtet hatte, war der Herr des Hauses hoch erfreut und sprach: „Ich bin ihm wirklich aufs höchste dankbar für diese Güte, denn meines Sohnes Leben wird dadurch gerettet werden".

Die Hausfrau erschien auch und nahm den Krug mit den Aeußerungen größter Erkenntlichkeit entgegen.

„Wir müssen dem Boten ein Geschenk machen."

„Nein, lieber Herr, ich versichere Dich, man hat mich schon für meine Mühe belohnt."

„Dann mußt Du jedenfalls die Nacht bei uns bleiben."

„Ich danke Dir, Herr, aber im nächsten Dorfe wohnt ein Verwandter von mir, den ich seit langer Zeit nicht gesehen habe; mit diesem möchte ich die Nacht zubringen." Damit verabschiedete er sich und ging.

Die Eltern verloren keinen Augenblick, dem Arzte sagen

zu lassen, daß sie die Fuchsleber verschafft hätten. Am nächsten Tage erschien der Doctor und mischte für den Kranken eine Medicin, welche sofort gute Wirkung that, worüber sich im ganzen Hause nicht wenig Freude verbreitete. Das gute Glück fügte es, daß drei Tage später der Mann, welchen sie mit dem Kauf der Fuchsleber beauftragt hatten, an das Haus kam; die Hausfrau trat eilig hinaus ihm entgegen und bewillkommnete ihn.

„Wie schnell hast Du unsere Wünsche erfüllt und wie gütig von Dir, sogleich zu uns zu schicken! Der Doctor hat die Arzenei bereitet, und schon kann unser Knabe aufstehen und im Zimmer umher gehen, und das Alles verdanken wir Deiner Freundlichkeit."

„Aber hört mich doch!" schrie der Gast, der gar nicht wußte, wie er die Freude der beiden Eltern verstehen solle. „Weil es sich als völlige Unmöglichkeit erwies, den Auftrag, den Ihr mir wegen der Fuchsleber gabt, auszuführen, bin ich heute gekommen, Euch meine Entschuldigung zu machen, deshalb begreife ich ganz und gar nicht, wofür Ihr mir so dankbar seid."

„Wir möchten Dir danken, guter Herr!" entgegnete der Hausherr, indem er sich so tief verneigte, bis seine Hände die Erde berührten, „daß Du uns die Fuchsleber, um die wir Dich baten, verschafft hast."

„Aber ich bin mir wirklich nicht bewußt, Euch eine Leber geschickt zu haben, es muß hier ein Irrthum obwalten. Seid doch so gut und erkundigt Euch sorgfältig darnach."

„Nun, das ist sonderbar genug! Vor ungefähr vier

Nächten kam ein Mann von etwa fünf- oder sechsunddreißig Jahren mit einer mündlichen Botschaft von Dir des Inhalts, Du habest ihn mit einer Fuchsleber geschickt, welche Du eben erhalten hättest, und er fügte hinzu, er würde ein ander Mal wieder kommen, um uns den Preis zu sagen. Als wir ihn baten, die Nacht bei uns zuzubringen, antwortete er, daß er lieber bei einem Verwandten im nächsten Dorfe logiren wolle, und so ging er fort."

Der Besucher versank mehr und mehr in Staunen, und indem er seinen Kopf in tiefem Nachdenken auf eine Seite lehnte, bekannte er, daß er durchaus nicht wisse, wie er das verstehen solle. Was Mann und Frau anbetrifft, so waren sie ganz verwirrt darüber, einem Menschen so begeistert gedankt zu haben für Gefälligkeiten, von denen er nichts wissen wollte. Also nahm der Freund seinen Abschied und ging zu Hause.

In derselben Nacht erschien neben dem Kopfkissen des Herrn vom Hause eine Frau von ungefähr ein- oder zweiunddreißig Jahren. Die sprach: „Ich bin die Füchsin, welche in dem und dem Berge wohnt. Als ich im vorigen Frühling mein Junges zum Spielen hinaus brachte, wurde es von zwei Knaben weggeschleppt und nur durch Deine Güte gerettet. Der Wunsch, Dir die Freundlichkeit zu erwidern, beseelte mein Innerstes. Endlich als Unglück über Dein Haus kam, hoffte ich, Dir von Nutzen sein zu können. Deines Sohnes Krankheit konnte nur durch eine Leber, die von einem lebenden Fuchse genommen war, curirt werden. Darum tödtete ich

mein Junges und nahm seine Leber heraus, um Deine Güte zu vergelten; sein Vater selbst brachte sie Dir, in der Verkleidung eines Boten, in's Haus".

Und wie sie so sprach, vergoß die Füchsin Thränen. Der Hausherr wollte ihr danken und machte im Bette eine Bewegung, bei der seine Frau aufwachte, die nun fragte, was geschehen; da fing er zu ihrer großen Verwunderung an bitterlich zu weinen und vor Betrübniß in's Kissen zu beißen.

„Warum weinst Du so?" fragte sie.

Endlich richtete er sich im Bette auf und sprach:

„Als ich im vorigen Frühling auf einer Vergnügungstour war, wurde durch meine Dazwischenkunft einem jungen Fuchse das Leben gerettet, wie ich Dir damals mittheilte. Neulich sagte ich dem Herrn So und So, daß ich selbst nicht die Veranlassung zum Tode eines Fuchses geben möchte, wenn selbst mein Sohn vor meinen Augen sterben müßte; ich bat ihn aber, im Fall er hörte, daß ein Fuchs von einem Jäger getödtet worden sei, mir ihn zu kaufen. Wie es gekommen, daß die Füchse dies erfahren haben, weiß ich nicht, aber die beiden Füchse, denen ich jene Freundlichkeit erwiesen, haben nun ihr eigenes Junge getödtet und die Leber herausgenommen und nachdem der alte Fuchs sich als Bote verkleidet hatte, kam er, als von der Person gesandt, der wir den Auftrag mit der Leber gegeben hätten, hierher. So eben stand sein Weibchen neben meinem Kopfkissen und erzählte mir Alles; so kam es, daß ich bis zu Thränen gerührt ward und mich nicht überwinden konnte." —

Als die gute Hausfrau dieses vernommen, fing sie ebenfalls an, vor Rührung zu weinen, und Beide blieben längere Zeit in Gedanken verloren. Endlich aber kamen sie wieder zu sich, zündeten die Lampe an auf dem Gestell, welches den Hausgott trug, und verbrachten die Nacht in Gebet und Lobpreisungen. Den folgenden Tag machten sie die ganze Hausgenossenschaft, ihre Verwandten und Freunde mit der Begebenheit bekannt. Wiewohl es nun manche Beispiele giebt, daß Menschen ihre eigenen Kinder getödtet haben, um eine Wohlthat vergelten zu können, so hat man doch kein Beispiel von einer ähnlichen That, welche Füchse ausgeführt hätten. Daher wurde diese Geschichte bald im ganzen Lande besprochen.

Der Knabe aber, welcher durch die Wirkung jener Medicin wieder gesund geworden war, wählte den schönsten Fleck des väterlichen Landgutes aus, um Inari Sama*), dem Fuchsgott, eine Kapelle zu errichten, und er brachte den beiden

*) Inari Sama ist der Titel, unter welchem eine gewisse mythische Persönlichkeit, „Uga" genannt, göttlich verehrt wird, der man das Verdienst zuschreibt, die Reispflanze entdeckt und zuerst cultivirt zu haben. Sie wird mit einigen Reisähren in der Hand vorgestellt, und ihr Symbol ist eine Schlange, welche einen Ballen Reis bewacht. Die Füchse bedienen diese Gottheit und vollführen ihre Befehle. Weil Reis das wichtigste und nothwendigste Product Japan's ist, sind die Ehrenbezeugungen, welche Inari Sama zu Theil werden, besonders großartig. Beinahe jedes Haus auf dem Lande besitzt an irgend einer Stelle des Gutes eine hübsche kleine Kapelle dem Inari Sama zu Ehren, und an einem gewissen Tage des zweiten Monats im Jahre wird sein Fest gefeiert, wobei viel Trommelgewirbel und anderer Lärm, zum großen Entzücken der Kinder, vorkommt. „An diesem Tage," sagt das Buch O-Satsujo, eine japanische Encyclopädie, „giebt es allerlei Arten von Ceremonien in Jedo, in welcher Stadt für Inari Sama

alten Füchsen Opfer dar, und kaufte für sie den höchsten Rang am Hofe des Mikado.

Die Stelle in dieser Geschichte, welche von dem Range spricht, der für die Füchse am Hofe des Mikado gekauft ward, ist natürlich nur Unsinn. „Die Heiligen, welche man in Japan verehrt," schreibt ein glaubwürdiger Eingeborner, „sind Männer, die in entlegenen Zeiten, während der Entwicklungsperiode des Landes, als Weise lebten, und da sie durch ihre großen und tugendhaften Handlungen sich die Dankbarkeit aller folgenden Geschlechter erwarben, wurden ihnen nach dem Tode göttliche Ehrenbezeugungen zu Theil. Wie könnte der Sohn des Himmels, welcher zugleich Vater und Mutter seines Volkes ist, zum Verkäufer von Rang und Ehren werden? Wäre der Rang eine käufliche Sache, so würde er aufhören, dem Tugendhaften nicht mehr als Belohnung gegeben zu werden".

Alle Angelegenheiten, die mit den Kapellen der einheimischen Schintoreligion zusammenhängen, sind der Oberaufsicht der Familien Joschida und Fuschimi anvertraut, den Kugés oder Adeligen am Hofe des Mikado zu Kijoto. Die Angelegenheiten der buddhistischen oder eingeführten Religion stehen unter der Obhut der Familie Kandschuji. Da Diejenigen, welche

---

Myriaden von Kapellen stehen. Dann werden lange Banner mit Inschriften aufgezogen, Lampen und Laternen aufgehängt, und die Häuser mit verschiedenartigen Puppen und Figuren geschmückt, Flöten und Trommeln ertönen und die Leute vergnügen sich mit Tanz und allerlei festlichen Freuden, wie es Jedem einfällt. Kurz es ist die lauteste Festzeit im ganzen Jahre zu Jedo.

als Priester dem ehrenvollen Amte des Gottesdienstes vorstehen, nothwendiger Weise Personen von einigem Ansehen sein müssen, so wird ihnen durch Vermittlung der Repräsentanten der oben genannten großen Adelsfamilien ein gewisser Rang verschafft, und diese erhalten bei Ausstellung des erforderlichen Patents als ihnen zukommende Sportel ein Honorar, welches, wiewohl sehr unbedeutend an sich, dennoch von großer Wichtigkeit für die armen Kugés ist, deren gelbarme Lage einen großen Contrast mit dem Reichthum der Daimios, die doch dem Range nach unter ihnen stehen, bildet. Ich glaube, daß dieses der einzige Fall ist, wo man in Altjapan einen Rang kaufen oder verkaufen kann. In China im Gegentheil kann Jedermann werden, was er will, wenn er nur dafür bezahlt, und der vielbegehrte Knopf, welcher dem Wortlaut nach eine Belohnung für Gelehrsamkeit und gut bestandenes Examen ist, wird in den meisten Fällen dem reichen Unwissenden als Preis ertheilt.

Die Heiligen, die oben angeführt wurden, sind die Patrone des ganzen Landes, verschieden von denen, welche nur für besondere Werke an einzelnen Orten angebetet werden. Auf diese zahlreiche Classe ist in unseren Erzählungen oft hingedeutet.

Die Fuchsleber, welche dem Knaben in der vorhergehenden Erzählung als Medicin vorgeschrieben wurde, wird den mit der chinesischen Apothekerkunst vertrauten Personen nicht sonderbar vorkommen. Die Japaner richteten sich lange Zeit nur nach jener chinesischen Pharmacie, während sie jetzt die Heilmethode, wie sie in Europa gehandhabt wird, mit Erfolg studiren. Als ich in Peking war, sah ich einen chinesischen Arzt

einen Decoct von drei Scorpionen für ein Kind verordnen, welches von heftigem Fieber ergriffen war. Und bei einer andern Gelegenheit wurde einer meiner Stallknechte, der an der Dyssenterie litt, mit Acupunctur der Zunge behandelt. Die medicinischen Wissenschaften stehen in China heutzutage so ziemlich auf derselben Stufe, auf der sie im sechzehnten Jahrhundert in Europa standen, wo damals auch die Auswürfe und Absonderungen aller Arten von Thieren, von Reptilien, giftigen Schlangen und Insekten, ja selbst lebendige Wanzen den Patienten eingegeben wurden. „Einige Aerzte," sagt Matthiolus, „brauchen die Asche von Scorpionen, die lebendig verbrannt sind, gegen Stockungen, wie sie in den Nieren von Blasensteinen verursacht werden. Aber ich selbst habe gründlich den Nutzen eines Oeles erfahren, das ich eigenhändig fabricire, und bei welchem Scorpione einen bedeutenden Theil der Ingredienzien ausmachen. Man reibe nur die Gegend des Herzens und alle Pulse des Körpers damit ein, so wird der Patient befreit werden von den Wirkungen aller Arten von Gift, die er verschluckt hat, nur allein die ätzenden ausgenommen." Decocte von egyptischen Mumien wurden sehr empfohlen und oft mit gehöriger academischer Solemnität verordnet; auch wurden die Knochen des menschlichen Schädels, pulverisirt und mit Oel versetzt, als besonders heilsam in Fällen von Nierenstein angwaendt. (Siehe Petri Andreae Matthioli Opera, 1574).

Des Dachses Geld.

Es ist ein gemeines Sprichwort unter den Leuten, daß ein Vogel oder sonst ein Thier empfangene Wohlthaten wohl vergessen darf, daß aber einem undankbaren Menschen die ganze Welt nur Böses nachsagen wird.

Und doch zeigen sogar auch Vögel und Thiere manchmal Dankbarkeit, so daß ein Mensch, welcher eine Gefälligkeit nicht erwidert, fast schlechter sein muß, als das stupide Vieh. Ist das aber nicht eine Schande zu nennen? —

Es lebte einstmals an einem Orte, Namens Namékata in Hikatschi, ein alter Priester in einer kleinen Hütte. Er war eben so wenig berühmt durch Gelehrsamkeit wie durch hohe Weisheit. Dagegen war er stets nur darauf bedacht, seine Tage mit Gebet und Meditiren zu verbringen. Er hatte Niemanden, nicht einmal ein Kind zu seiner Bedienung, sondern bereitete sich seine Nahrung mit eigenen Händen. Alle Abende und Morgen sprach er das Gebet „Namu Amida Butsu“*) und das war sein ganzes Sinnen und Trachten. Wiewohl der Ruf seiner Tugenden sich nicht weithin erstreckte, so wurde er von seinen Nachbarn doch geachtet und verehrt und sie brachten ihm oft Nahrung und Kleidung, und wenn das Dach

*) Ein buddhistisches Gebet, in welchem etwas den Klängen des ursprünglichen Sanscrit Aehnliches beibehalten ist. Der Sinn des Gebetes wird so gedeutet: „Errette uns, ewiger Buddha“! Viele, selbst Priester, welche es immer beten, kennen nur die Formel, ohne sie im geringsten zu verstehen.

oder die Wände seiner Hütte der Ausbesserung bedurften, so besorgten sie die Arbeit für ihn; daher brauchte er seine Gedanken nicht mit den Dingen dieser Welt zu beschäftigen.

Einst an einem sehr kalten Abend, als er weit davon entfernt war, zu erwarten, daß Jemand zu ihm kommen würde, hörte er draußen eine Stimme rufen: „Hochwürden! Hochwürden!" Er stand auf, ging hinaus, um nachzuschauen, wer es sei, und da sah er einen alten Dachs vor der Thür stehen. Ein gewöhnlicher Mensch würde bei dieser Erscheinung sehr erschrocken sein; aber da der Priester ein solcher Mann war, wie ich ihn oben beschrieben habe, so zeigte er nicht die geringste Furcht, sondern fragte das Thier nach seinem Begehr, worauf der Dachs sich ehrfurchtsvoll auf seine Knie niederließ und sagte:

„Bis jetzt, guter Herr, habe ich mein Lager im Gebirge gehabt, und weder Frost noch Schnee haben mir jemals etwas angethan; aber nun ich alt werde, wird mir diese strenge Kälte zu viel, ich kann sie nicht mehr ertragen. Ich bitte Euch, laßt mich herein und mich am Feuer in Eurer Hütte wärmen, damit ich doch in dieser bitterkalten Nacht am Leben bleibe."

Als der Priester vernahm, in wie hülflosem Zustande das Thier sich befand, wurde er von Mitleid gerührt und sprach:

„Das ist ja leicht zu machen. Nur geschwind! komm herein und wärme Dich."

Voll Entzücken über diesen freundlichen Empfang, trat der Dachs in die Hütte und indem er beim Feuer niederkauerte,

begann er sich zu wärmen. Der Priester aber kehrte mit erneuter Inbrunst zu seinen Gebeten zurück, ließ seine Glocke vor dem Bilde Buddha's erschallen und schaute gerade vor sich hin.

Nach Verlauf von zwei Stunden nahm der Dachs seinen Abschied mit überströmenden Danksagungen und spazierte hinaus. Von der Zeit an kam er jede Nacht zur Hütte. Da er jedesmal dürre Reiser und welke Blätter, die er im Gebirge aufgesammelt hatte, als Brennholz mitbrachte, so befreundete der Priester sich immer mehr mit ihm und gewöhnte sich so an seine Gesellschaft, daß, wenn jemals ein Abend verging, ohne daß der Dachs sich zeigte, er ihn sehr vermißte und sich selbst fragte, warum er wohl nicht gekommen sei. Als der Winter vorüber war und am Ende des zweiten Monats der Frühling erschien, gab der Dachs seine Besuche ganz auf und wurde nicht mehr gesehen, aber bei Wiederkehr des Winters nahm das Thier seine alte Gewohnheit zur Hütte zu kommen wieder auf. Nachdem auf diese Weise zehn Jahre verstrichen waren, sprach der Dachs eines Tages zum Priester: „Euer Hochwürden Güte habe ich es zu verdanken, daß ich alle diese zehn Jahre über meine Winternächte mit Gemüthlichkeit verbringen konnte. Eure Gefälligkeit ist so groß, daß ich mich ihrer mein Leben lang und selbst nach meinem Tode noch erinnern werde. Was kann ich nun meinerseits thun, sie Euch zu vergelten? Wenn Ihr irgend einen Wunsch habt, so bitte, nennet ihn mir".

Der Priester lächelte über diese Rede und antwortete:

„Da ich Der bin, der ich bin, so habe ich weder Verlangen noch Wünsche. Wie sehr es mich auch freut, Deine gütigen Absichten zu vernehmen, so giebt es doch nichts, was ich Dich für mich zu thun bitten möchte. Du brauchst meinetwegen nicht in Sorgen zu sein. So lange ich lebe, sollst Du hier, wenn der Winter kommt, willkommen sein".

Als der Dachs dieses hörte, konnte er seine Bewunderung über die Tiefe des Wohlwollens und die Uneigennützigkeit des alten Mannes kaum zurückhalten; allein weil er eine so große Schuld der Dankbarkeit auf sich geladen hatte, berührte es ihn schmerzlich, daß ihm eine Erwiderung nicht vergönnt sein sollte. Da er wiederholt davon zu sprechen fortfuhr, so sagte der Priester endlich, von der Gutherzigkeit des Dachses ganz gerührt: „Seit ich meinen Kopf geschoren, der Welt entsagt, und alle Freuden des Lebens aufgegeben habe, hegte ich keinen Wunsch mehr. Trotzdem muß ich gestehen: ich möchte wohl drei Rijos in Gold besitzen. Nahrung und Kleidung erhalte ich durch die Güte der Dorfbewohner, darum brauche ich mich um diese Dinge nicht zu bekümmern. Sollte ich morgen sterben und meine Sehnsucht wieder in der nächsten Welt geboren zu werden, sich erfüllen, so haben dieselben guten Leute versprochen, zusammen zu kommen und meinen Leichnam zu beerdigen. Also wenn ich daher auch keinen besonderen Grund habe, mir Geld zu wünschen, so möchte ich dennoch wohl, wie gesagt, drei Rijos haben, um sie in irgend einer heiligen Kapelle zu opfern, damit Messen für mich gelesen und Gebete gehalten würden, durch welche ich die ewige Seligkeit erlangen

könnte. Allein ich würde dieses Geld bei Leibe nicht auf ungesetzliche oder gewaltthätige Weise erlangen wollen, ich denke nur, was wohl werden könnte, wenn ich es hätte. Du siehst nun, daß ich Dir Alles, was ich auf dem Herzen habe, mittheile, weil Du so freundliche Gesinnungen für mich kund gethan hast".

Als der Priester geendet hatte, neigte der Dachs seinen Kopf nach einer Seite hin und machte eine ganz nachdenkliche und sorgenvolle Miene, so daß der alte Mann ganz traurig darüber wurde, einen Wunsch ausgesprochen und dem Thiere dadurch anscheinend Gedanken und Unruhe gemacht zu haben. Er fing daher an, das Gesagte wieder zurückzunehmen: „Ehrenbezeugungen nach dem Tode sind am Ende doch nur, was gewöhnliche Menschen sich wünschen. Ich als Priester sollte solchen Gedanken eigentlich nicht Raum geben und kein Geld dazu verlangen. Ich bitte Dich daher, das, was ich gesagt habe, völlig unberücksichtigt zu lassen". Der Dachs aber that, als ob er mit dem, was der Priester zuletzt gesagt, einverstanden wäre, und kehrte wie gewöhnlich zu seinen Bergen zurück.

Von der Zeit an kam der Dachs nicht mehr zur Hütte. Dem Priester fiel dies auf; aber er bildete sich ein, daß er entweder deshalb wegbleibe, weil er nicht ohne das Geld erscheinen möchte, oder weil er vielleicht bei einem Versuche, es zu stehlen, ertappt und getödtet worden sei. Er machte sich daher Vorwürfe, daß er seine Sünden zwecklos vermehrt und alles Dieses zu spät zu bereuen habe. Da er endlich fest überzeugt

war, der Dachs müsse zu Tode gekommen sein, so brachte er seine Zeit damit hin, Gebete über Gebete für ihn zu verrichten.

Nachdem so wieder drei Jahre vergangen waren, hörte der alte Mann eines Abends eine Stimme vor seiner Thür laut rufen: „Hochwürden! Hochwürden!"

Da es wie die Stimme seines Dachses klang, sprang er schnell auf, um die Thür zu öffnen, und siehe! da stand wirklich der Dachs. Der Priester schrie voll Entzücken ganz laut: „Und da bist Du gesund und munter endlich wieder! Warum bist Du so lange ausgeblieben? Ich habe Dich immer sehnsüchtig erwartet die ganze lange Zeit".

Der Dachs trat in die Hütte ein und sprach: „Wenn das Geld, welches Du nöthig hattest, für ungesetzliche Absichten bestimmt gewesen wäre, hätte ich Dir leicht so viel verschaffen können, wie Du nur hättest wünschen mögen; aber da ich hörte, daß es einem Tempel zu Messen für Dein Seelenheil geopfert werden sollte, so dachte ich, Du könntest den Schatz, welchen ich vielleicht irgend einem Manne, der ihn wohl verborgen hätte, stehlen würde, nicht zu einem heiligen Zwecke verwenden, weil ich das Geld auf Kosten seines Kummers erlangt hätte. Darum ging ich nach der Insel Sado*) und da sammelte ich den Sand und die Erde, welche von den Bergleuten als unnütz weggeworfen werden, schmolz Alles noch einmal am Feuer

*) Eine Insel an der Westküste Japan's, berühmt durch ihre Goldminen.

ein, und mit dieser Arbeit brachte ich viele Tage und Monate zu"!

Als der Dachs mit seinem Berichte zu Ende war, besah der Priester das Geld, welches er herbeigeschafft hatte, und in der That! er konnte ganz deutlich erkennen, daß es glänzend, neu und ganz rein war. Er nahm es also und eignete es sich ehrerbietig zu, indem er es bis zur Höhe seines Kopfes emporhob.

„Also hast Du alle diese Mühe und Arbeit wegen einer thörichten Aeußerung von mir gehabt? Doch habe ich meines Herzens Wunsch erreicht, und ich bin Dir wahrhaft dankbar."

Und während er dem Dachse mit großer Höflichkeit und ernstem Anstande seinen vollen Dank aussprach, sagte das Thier: „Ich bin, indem ich dieses that, nur meinen eigenen Wünschen gefolgt; doch hoffe ich, daß Du die Sache keiner Seele erzählen wirst".

„Und doch," erwiderte der Priester, „kann ich wirklich nicht umhin, diese Geschichte zu erzählen. Denn wenn ich das Geld in meiner armen Hütte behielte, so könnte es mir von Dieben gestohlen werden; entweder muß ich es Jemandem für mich aufzubewahren geben, oder es sogleich im Tempel opfern. Wenn ich dieses nun thue, und so die Leute einen armen alten Priester mit einer für seine Lage ganz ungewöhnlich großen Geldsumme sehen, so wird es Argwohn bei ihnen erwecken, und ich werde Alles, wie es sich zugetragen hat, erzählen müssen. Ich werde indessen hinzufügen, daß der Dachs, der mir das Geld gegeben, nicht mehr in meine Hütte komme, und da

brauchst Du nicht zu fürchten, daß man Dir auflauere, sondern Du kannst ruhig, wie in früheren Zeiten, kommen, Dich hier vor der Kälte zu schützen." Dazu nickte der Dachs seinen Beifall, und so lange der alte Priester lebte, kam er und verbrachte die Winternächte mit ihm.

Durch diese Geschichte wird es offenbar, daß selbst Thiere das Gefühl der Dankbarkeit besitzen; in dieser Eigenschaft übertreffen die Hunde alle anderen Thiere. Findet sich nicht die Erzählung des Hundes von Totoribé Jorobsu in den Annalen Japan's aufgeschrieben. Ich*) habe gehört, daß manche Anekdoten dieser Art gesammelt worden und in einem Buche abgedruckt sind, welches ich noch nicht gesehen habe; aber da die Thatsachen, die ich erzählt habe, sich auf einen Dachs beziehen, so scheinen sie mir über die Maßen wunderbar.

Der Fürst und der Dachs.

In längst vergangener Zeit lebte einmal ein Ahnherr des Fürsten von Tosa, welcher unter dem Namen Jamanutschi Kadsutojo bekannt war. Im Alter von vierzehn Jahren liebte es dieser Prinz über die Maßen zu fischen und pflegte dieses Vergnügens wegen häufig zum Flusse hinabzugehen. Nun ereignete es sich eines Tages, daß, als er sich mit nur einem Be-

*) Der japanische Verfasser dieser Erzählung.

gleiter zum Wasser begeben und eben einen großen Zug gethan hatte, plötzlich ein heftiges Unwetter über sie hereinbrach. Der Fürst, welcher keinen Regenmantel bei sich hatte, gerieth in einen so erbärmlichen Zustand, daß er unter einer Linde Schutz suchte, um dort zu warten, bis das Wetter sich aufklären würde. Das Gewitter aber machte gar keine Miene zum Abzuge und da der Fürst nichts dazu thun konnte, wandte er sich zu seinem Begleiter und sagte:

„Dieser Regen, scheint's, wird so bald nicht aufhören. Wir thun wohl besser, möglichst schnell zu Hause zurückzueilen."

Wie sie nun nach Hause trabten, brach die Nacht ein und es wurde ganz finster. Ihr Weg ging über einen langen Damm und an der Seite desselben fanden sie ein Mädchen, etwa sechzehn Jahre alt, welches bitterlich weinte. Verwundert blickten sie ihr scharf in's Gesicht und gewahrten ihre ganz außerordentliche Lieblichkeit. Während Kadsutojo noch darüber nachsann, was eine so ungewöhnliche Begegnung wohl bedeuten möchte, trat sein Begleiter, von des Mädchens Reizen betroffen, ihr näher und sagte:

„Kleine Schwester, erzähle uns, wessen Tochter Du bist, und wie es kommt, daß Du ganz allein bei finsterer Nacht und in solchem Regenstrom draußen bist. Das ist wahrlich über die Maßen wunderlich."

„Mein Herr," erwiderte sie, durch Thränen zu ihm aufschauend, „ich bin die Tochter eines armen Mannes dort in der fürstlichen Residenzstadt. Meine Mutter starb, als ich

sieben Jahre alt war, und mein Vater hat nun eine zänkische Frau geheirathet, welche mich nicht leiden kann und schlecht behandelt. Jetzt ist er mitten in meinem Kummer weit weg auf einer Geschäftsreise, so daß ich mit meiner Stiefmutter allein geblieben bin. Gerade diesen Abend quälte und schlug sie mich so, daß ich es nicht länger mehr ertragen konnte und mich zu meiner Tante, welche in jenem Dorfe wohnt, aufmachte. Da überfiel mich unterwegs dieses Regenschauer. Während ich dort lag und warten wollte, bis der Regen vorüber sein möchte, wurde ich von einem Krampf ergriffen, woran ich oftmals leide, und meine Schmerzen waren gerade sehr groß, als mir das Glück zu Theil wurde, Euch, gnädige Herren, zu erblicken.

Während sie so sprach, verliebte sich der Begleiter des Prinzen, von ihrer unvergleichlichen Schönheit angezogen, heftig in sie. Sein Gebieter Kadsutojo dagegen, der vom Beginn an kein Wort geäußert, sondern in tiefes Nachdenken verloren dagestanden hatte, zog sein Schwert heraus und hieb ihr ohne Weiteres den Kopf herunter. Sein Begleiter, auf's höchste bestürzt, schrie laut auf:

„Ach, mein junger Herr, welch eine gottlose That habt Ihr da verübt! Welches Leid wird es über uns bringen, daß Ihr die Tochter eines Mannes ermordet habt. Denn darauf könnt ihr Euch verlassen, daß die Sache weitere Folgen haben wird."

„Du weißt nicht, was Du sprichst," antwortete Kadsutojo,

„nur bitte ich Dich das Eine: erzähle Niemandem davon," und Beide gingen ſtillſchweigend nach Hauſe.

Da Kadſutojo ſehr müde war, ging er zu Bett und ſchlief, ohne daß ihn das Bewußtſein irgend einer begangenen Schuld geſtört hätte, ruhig ein, denn er war tapfer und furchtlos. Der Diener aber empfand große Unruhe. Er ging zu den Eltern ſeines jungen Gebieters und ſprach zu ihnen:

„Ich hatte die Ehre, meinen jungen Herrn heute beim Fiſchen zu begleiten, aber der Regen vertrieb uns. Als wir über den Damm zurück gingen, entdeckten wir ein Mädchen, die am Magenkrampf litt, und mein junger Gebieter tödtete ſie ohne Weiteres. Wiewohl er mich gebeten hat, es Niemandem zu erzählen, ſo kann ich es doch unmöglich meinem hohen Herrn und ſeiner Gemahlin vorenthalten."

Darüber waren die Eltern Kadſutojo's auf's äußerſte beſtürzt. Sie wehklagten über die Gottloſigkeit ihres Sohnes, gingen ſofort in ſein Zimmer, weckten ihn und der Vater ſprach, indem ſeine Thränen floſſen:

„O Du feiger Meuchelmörder, der Du biſt! wie kannſt Du eines fremden Mannes Tochter ohne alle Veranlaſſung um's Leben bringen? Solche unerhörte Schurkerei iſt des Sohnes eines Samurais unwürdig. Wiſſe, daß es die Pflicht jedes Samurai iſt, über das Land zu wachen und das Volk zu beſchützen; das iſt ſeine tägliche Aufgabe. Denn Dolch und Schwert ſind den Menſchen gegeben worden, daß ſie Rebellen damit erſchlagen und ihrem Fürſten treulich dienen und nicht daß ſie umhergehen, Sünde zu thun und die Töchter un-

schuldiger Leute zu tödten. Wer so verblendet ist, daß er dies nicht versteht, wird in seinen Missethaten beharren und sicherlich Schande auf seine Angehörigen bringen. So sehr es mich auch grämt, Dir das Leben, welches ich Dir gegeben, wieder zu nehmen, so kann ich es doch nicht dulden, daß durch Dich unser Haus beschimpft werde; bereite Dich also auf Dein Schicksal vor!"

Bei diesen Worten zog er sein Schwert heraus; Kadsutojo aber sprach ohne ein Zeichen von Furcht zu seinem Vater:

„Dein Zorn, Herr, scheint vollständig gerecht; jedoch entsinne Dich, daß ich die Classiker studirt habe und die Gesetze über Recht und Unrecht kenne, darum solltest Du Dich überzeugt halten, daß ich niemals einen Menschen ohne guten Grund tödten werde. Das Mädchen, welches ich erschlug, war keinenfalls ein menschliches Wesen, sondern ein häßlicher Kobold. Da ich dessen ganz gewiß war, hieb ich sie nieder. Ich hoffe, Du wirst morgen Deine Diener hinsenden, um ihren Körper aufzusuchen, und wenn es wirklich der eines menschlichen Wesens ist, so werde ich Dir weiter keine Mühe machen und mir selbst den Bauch aufschlitzen."

Darauf steckte der Vater sein Schwert in die Scheide und erwartete den Anbruch des Tages. Als der Morgen gekommen war, befahl der alte Fürst, ganz in Betrübniß versunken, seinen Dienern, ihn zu dem Damme zu geleiten; da fand er einen sehr großen Dachs mit abgehauenem Kopf todt am Wege liegen, und der Scharfsinn seines Sohnes nahm den Vater höchlichst Wunder. Aber der Begleiter wußte nicht, wie er

das verstehen sollte, und hegte noch allerlei Zweifel. Der Fürst kehrte nach Hause zurück, sandte zu seinem Sohne und redete ihn so an:

„Es ist doch höchst merkwürdig, daß jenes Wesen, welches Deinem Begleiter ein Mädchen schien, sich Dir als Dachs zeigte!"

„Deine Verwunderung, mein Herr, ist sehr gerechtfertigt," erwiderte Kadsutojo lächelnd, „auch mir erschien sie als Mädchen. Aber ein junges Mädchen zur Nachtzeit, weit von irgend einem bewohnten Orte! wie sollte das zugehen? Noch seltsamer war ihre zauberische Schönheit, und am allerseltsamsten, daß, wiewohl der Regen vom Himmel strömte, kein Zeichen von Nässe an ihren Kleidern zu sehen war, und als mein Begleiter sie fragte, wie lange sie sich da aufgehalten habe, antwortete sie, schon seit längerer Zeit habe sie am Damme in Schmerzen gelegen. Indem ich dies Alles combinirte, verschwand mir jeder Zweifel daran, daß sie ein Kobold sein müsse, und mithin tödtete ich sie."

„Wie kam es aber, daß Du wegen ihrer trockenen Kleider glaubtest, sie müsse ein Kobold sein?"

„Augenscheinlich dachte die Bestie uns durch ihre Schönheit zu behexen, damit sie zu dem Fisch kommen könne, den mein Diener trug; allein sie vergaß, daß es regnete, und daß es nicht seine Richtigkeit haben könne mit ihren trockenen Kleidern. In Folge dieser Vergeßlichkeit eben entlarvte ich sie."

Als der alte Fürst seinen Sohn so klug sprechen hörte, war er ganz hingerissen von Entzücken über des Jünglings

Scharfſinn und Umſicht, und da es offenbar war, daß Kadſutojo einen hohen Beweis von Vorbedacht und Weisheit gegeben hatte, ſo faßte er den Entſchluß, abzudanken*), und Kadſutojo wurde anſtatt ſeines Vaters zum Fürſten von Toſa proclamirt.

*) Die Sitte des Abdankens iſt unter allen Claſſen, vom Kaiſer herab bis zu ſeinem niedrigſten Unterthan, ganz an der Tagesordnung. Der Kaiſer giebt ſeine Abdankung nach Berathung mit ſeinen Miniſtern; der Schogun muß die Erlaubniß des Kaiſers dazu einholen; die Daimios die des Schoguns. Die Abdankung des Kaiſers wurde „Sento" genannt, die des Schoguns „Ogoſcho", bei jedem andern Range heißt es „Inkijo". Dabei muß man bemerken, daß wenn die Fürſten Japan's „Inkijo" werden, ſie eigentlich nur dem äußeren Schein und dem Namen, aber nicht der wirklichen Macht entſagen. Sie ſpielen hinterdrein noch immer eine höchſt wichtige Rolle ſowohl in ihrer eigenen Provinz als überhaupt im ganzen Lande. Die Ex-Fürſten von Toſa, Uwajima und Owari ſind bei weitem angeſehenere Männer in Japan, als die wirklichen Inhaber der Titel.

IV.

Japanische Predigten.

Japanische Predigten.

„Hier werden Predigten gehalten am 8., 18. und 28. Tage jedes Monats." Das war der Inhalt eines Plakats, welches mich täglich lockte, wenn ich bei dem Tempel Tschô-ô-ji vorüberging. Nachdem ich mich darüber vergewissert hatte, daß weder der Prediger noch seine Gemeinde irgend etwas dagegen einzuwenden hätten, daß ich eine der Predigten anhörte, traf ich meine Maßregeln, um in Begleitung zweier Freunde, eines Malers und eines Schnellschreibers, dem angekündigten Gottesdienste beizuwohnen.

Wir wurden in ein Zimmer geführt, welches sich neben der Kapelle befand. Letztere war nach dem sie umgebenden Garten hin geöffnet. Dieser war in geschmackvoller Ordnung gehalten und bot eine Fülle von kleinen zwergartigen Bäumen und steinernen Laternen dar. In der Partie des Gebetssaales, die dem Priester reservirt war, stand ein hoher Tisch oder Altar, der mit einem weißen und scharlachrothen Tuche bedeckt war, reich geschmückt mit Stickereien von Blumen und Arabesken.

Auf dem Tische stand eine Glocke, ein lackirtes Brett, auf welchem die heiligen Bücher lagen, und ein kleines Weihrauch-

gefäß von altem chinesischen Porzellan. Vor dem Tische hing eine Trommel und hinter ihm stand ein hoher Rückenbrecher, einer jener plumpen steifen Armsessel, wie sie jeden buddhistischen Tempel schmücken.

In dem einen Winkel des für die Gläubigen bestimmten Raumes stand ein niedriges Schreibpult, neben dem ein Schreiber kauerte. Derselbe hatte eine gewaltige Brille von Horn auf der Nase, durch die er die Personen anstarrte, welche ihre Namen und den Betrag ihrer dem Tempel dargebrachten Gaben registrirt haben wollten. Diese mochten klein genug sein, denn die Versammlung schien fast aus lauter armen Leuten zu bestehen. Es waren mehre alte Frauen zugegen, dazu Nonnen mit kahlen, glänzenden Köpfen und grotesken Gesichtern, einige Kaufleute oder Krämer, und ein halbes Dutzend kleiner dicker Kinder, vollkommene Muster eines andächtigen und anständigen Benehmens. Nur eine Dame war dabei, die in der Welt etwas mehr vorzustellen schien, als die Uebrigen. Dieselbe war hübsch gekleidet und von einer Zofe begleitet. Sie trat mit einem gewissen Aufsehen erregenden Geräusche herein, trug etwas Coquetterie zur Schau und einen sehr hübschen nackten Fuß, zog, nachdem sie sich placirt hatte, eine zierliche kleine Pfeife und einen Tabacksbeutel hervor und fing an zu rauchen.

Unterdessen wurde in der Haupthalle des Tempels die Messe celebrirt, und wir vernahmen das monotone nasale Gesumme des einfachen Gesanges schwach aus der Ferne. Sobald dies vorüber war, setzte sich der oben erwähnte Schreiber

bei der aufgehängten Trommel nieder und begann mit ihrer Begleitung das Gebet: „Na Mu Mijo Ho Ren Go Kijo“ zu intoniren, in das die ganze Congregation kräftig einstimmte. Jene Worte, die unzählige Male wiederholt wurden, sind das eigenthümliche Gebet der buddhistischen Secte der „Nitschiren“, welcher der Tempel Tschô-ô-ji dedicirt ist. Sie sind Nachahmungen der „Sanskritlaute“, und haben im Japanischen keinen Sinn. Die frommen Sänger, welche sie nachbeten, kennen selbst ihre Bedeutung nicht.

Nun erschien bald darauf der Prediger, angethan mit prunkenden rothen und weißen Gewändern, ihm voran ein Kirchendiener, der auf einem mit Purpur und Goldbrocat bedeckten Brette das heilige Buch Hokké, auf welches die Secte der Nitschiren sich gründet, trug. Nach einer Verbeugung vor dem heiligen Gemälde, welches über dem „Tokonoma“, — der etwas erhöhten Partie oder Bühne des Tempels, die als der Ehrenplatz betrachtet wird, — aufgehängt war, nahm der ehrwürdige Herr seinen Sitz an dem Tische und brachte seine Gewänder in Ordnung. Dann, indem er alle Muskeln seines Angesichtes in einen Knäuel zusammenzog, in welchem sich die äußerste Abstraction ausdrückte, schlug er die Glocke auf dem Tische drei Mal an, verbrannte ein wenig Weihrauch und las einen kleinen Abschnitt aus dem genannten heiligen Buche vor, das er ehrerbietig zu seinem Kopfe erhob. Die Congregation begleitete ihn dabei im Chor, ganz devot, aber ohne Verständniß, denn „das Wort“, im alten Chinesisch geschrieben, ist dem gewöhnlichen japanischen Kirchengänger eben so dunkel, wie die

lateinischen Liturgien der katholischen Kirche einer normännischen Bauerfrau. Während die kleine Heerde kleine Kupfermünzen in Papier wickelte und vor den Tisch als Opfergaben hinwarf, recitirte der Priester einige Phrasen allein, wobei sein Schreiber sich höchst unehrerbietig mit einem Mitgliede der Versammlung in einen lauten Disput über den Belauf eines Geldbeitrags einließ.

Als die Präliminarceremonien beendet waren, brachte ein kleiner auf dem Kopf geschorener Knabe eine Tasse Thee herein, die nachher zur Auffrischung Seiner Ehrwürden des Predigers noch drei Mal gefüllt werden mußte. Letzterer, nachdem er das Knäuel seiner Gesichtsmiene glatt auseinander gelegt hatte, lächelte ein wenig, räusperte sich, verschluckte seinen Thee und strahlte nun uns Zuhörern so freundlich entgegen, wie der munterste und rosigste Priester, dem je Stola und Leibbinde angelegt wurden. — Sein Discours, der in einer ganz leichten und familiären Manier vorgetragen wurde, war eine Extemporedissertation über gewisse Stellen der heiligen Bücher. Jedesmal, wenn er pausirte oder auf einen Punkt einen besonderen Nachdruck legte, brach die Versammlung in den Ruf „Nammijo!" aus, was eine Corruption der ersten drei Worte des oben citirten Gebets ist. Sie wußten diesem Ausruf jedesmal einen Ausdruck und eine Intonation zu geben, die mit den Aeußerungen des Predigers in Harmonie waren. —

„Es gereicht mir zur größten Genugthuung," so begann Seine Ehrwürden, indem er sein Auditorium freundlich lächelnd

Ein javaniſcher Prediger und ſeine Gemeinde.

anblickte, „an diesem Tage hierselbst so viele Herren und Damen beisammen zu sehen, um in der Treue ihrer Herzen dem Feste der Kischimojin*) die gebührende Ehre zu erweisen."

„Nammijo! nammijo!" fiel die Versammlung in abbittendem Tone ein. —

„Ich bin gewiß, daß Eure Frömmigkeit von Kischimojin günstig aufgenommen werden wird. Die gütige Kischimojin trauert fortwährend über die Qualen der Menschheit, die in einem Hause von Feuer wohnt, und sie bestrebt sich beständig und ernstlich, Mittel zu ihrer Erlösung zu finden."

„Nammijo! nammijo!" fielen die Gläubigen dankbarlich und ehrfurchtsvoll ein.

„Nichts destoweniger werden Eure Anbetungen der Kischimojin und Eure Glaubensbekenntnisse nutzlos sein, wenn Ihr nicht Wahrheit in Eurem Herzen habt. Denn dann wird sie Euer Opfer nicht annehmen."

„Der Mensch ist von seiner Geburt an ein hülfsbedürftiges Geschöpf. Er ist stets suchend und bittend. Wir Alle sowohl Ihr, die Ihr mich anhört, als ich, der Euch predige, haben unsere Bedürfnisse und Wünsche. Wenn hier irgend Jemand sein sollte, der sich schmeichelt, keine Wünsche und Bedürfnisse zu haben, der mag sich besinnen! Wünscht und betet nicht ein Jeder, daß Himmel und Erde ewig dauern möchten, daß sein Vaterland und seine Familie blühen und gedeihen möchten,

*) Kischimojin ist eine weibliche Gottheit der Buddhisten.

daß Fülle im Lande ſei und daß das Volk geſund und glücklich bleibe?

„Die Wünſche der Menſchen ſind ſehr mannigfach und zahlreich, und dieſe Wünſche, ſo zahllos wie ſie ſein mögen, ſind doch alle den Göttern von Anfang an bekannt. Leben iſt unnütz, wenn Ihr nicht Treue und Wahrheit im Herzen habt.“

„Das Gebet „Na Mu“ z. B. iſt ein Gebet, um Euere Leiber der Sorge der Götter anzuempfehlen. Wenn nun, indem Ihr es ausſprecht, Eure Herzen treu ſind und redlich, ſo wird Eure Bitte ganz gewiß erhört werden. Das iſt nicht blos eine Verſicherung Nitſchiren's, des heiligen Stifters unſerer Secte. Es iſt eine heilige Lehre von Buddha ſelbſt, und darf nicht bezweifelt werden.“

„Nammijo! nammijo!“ riefen die Frommen mit tiefer Ueberzeugung.

„Von Natur iſt das Herz der Menſchen aufrichtig und wahr; aber da ſind ſieben Leidenſchaften*), von denen es geſtört und verderbt wird. Buddha iſt untröſtlich, wenn er die feurigen Flammen ſieht, von denen die Welt verzehrt wird. Dieſe Flammen ſind die fünf Gelüſte der ſündigen Welt. Und dieſe fünf Gelüſte ſind: die Begierde nach reizenden Schauſpielen, ſüßen Tönen, berauſchenden Wohlgerüchen, leckeren Gerichten und reichem Putz.“

„Kaum iſt der Menſch mit einem Körper begabt, ſo wird er von dieſen Gelüſten bewegt, die am Ende, ſo zu ſagen, ſein

*) Die „ſieben Leidenſchaften“ ſind: Freude, Aerger, Traurigkeit, Furcht, Liebe, Haß und Begierde.

Herz ſelbſt werden, und da es ein moraliſches Geſetz iſt, daß Jeder den Eingebungen ſeines Herzens folgt, ſo glühen und flammen in dieſer Weiſe der Leib, die fleiſchlichen Gelüſte, das Herz und die Dictate des Herzens in einem verzehrenden Feuer auf."

„Wehe! über dieſe jämmerliche Welt! ſagt der göttliche Buddha."

„Nammijo! nammijo!" riefen die Zuhörer von Betrübniß ergriffen und mit vielem Kopfſchütteln.

„Unter dem ganzen Himmel giebt es kein ſo erbärmliches Ding, wie es der menſchliche Körper iſt. Er ſchwitzt Fettigkeiten aus, die Augen deſtilliren Schleim, die Naſe iſt voll davon, und der Mund iſt angefüllt mit wäſſerigem Speichel, und das ſind noch nicht die unreinſten Secretionen des Leibes. Wie verkehrt iſt es, auf dieſen unreinen Leib als auf etwas Lauteres und Vollkommenes zu ſehen! Wie können wir gewaſchen und gereinigt werden, es ſei denn, daß wir den Lehren Buddha's lauſchen?"

„Nammijo! nammijo!" erſcholl der einfallende Ruf eines unreinen und zerknirſchten Sünders von einem Alter von kaum zehn Jahren. —

„Des Menſchen Loos iſt ungewiß und ſchwankend und immer wieder von dem rechten Wege abweichend. Warum geht man hin, um die Blumen anzuſchauen und ihre Schönheit zu bewundern? Wenn Ihr nach Hauſe kommt, werdet Ihr die Eitelkeit dieſer Freude erkennen. Wie lange behaltet Ihr den ſchmeichleriſchen Geſchmack der Leckerbiſſen, die Ihr genoßt? Stets wünſchend

Dieses zu thun, Jenes zu sehen, — wünschend köstliche Gerichte zu essen, — wünschend feine Kleider zu tragen, — verbringt Ihr das Leben, indem Ihr dabei ein Feuer anfacht, das Euch verzehrt. Wie schrecklich ist das, wenn Ihr darüber nachdenkt!"

„In den Dichtungen des Priesters Saigijo findet sich geschrieben: „Wahrlich ich habe vertrauten Umgang gepflogen mit den Blumen, aber sie sind verblüht und zerstoben; wie traurig! — Die Schönheit des Convolvulus, wie reizend ist sie! und doch an einem kurzen Morgen schließt er seinen Kelch und vergeht".

„In dem Buche genannt Rin Jo Bo Satsu*) wird uns erzählt, wie einst ein König hinausging in seinen Garten, um sich zu ergötzen und sein Auge an der Schönheit seiner Blumen zu weiden. Nach einiger Zeit verfiel er in Schlaf, und während er schlummerte, begannen die Frauen seines Gefolges die Blumen zu pflücken. Als der König erwachte, waren von der ganzen Pracht seiner Blumen nur einige wenige entblätterte und verwelkte Kelche und Knospen übrig geblieben. Als er dies sah, rief der König: „Die Blumen vergehen und sterben, so ist es mit den Menschen. Wir werden geboren, wachsen, altern, erkranken und sterben. Wir sind so flüchtig, wie der aufleuchtende Blitz und verschwinden wie der Morgenthau".

„Ich weiß nicht, ob Einer von Euch Allen, die Ihr hier gegenwärtig seid, je seine ganzen Gedanken auf den Tod gerichtet hat. Wie schnell kommt er! Wie kurz ist das Leben!

*) Eins der classischen Bücher der Buddhisten.

Und was für ein klägliches und bejammernswerthes Ding ist es, daß in diesem kurzen Leben die Menschen sich in dem Feuer der Gelüste verzehren. Und wenn wir diesem Feuerbrande entschlüpfen wollen, wie soll uns dies gelingen außer durch den Beistand und die Lehre des göttlichen Buddha?"

„Nammijo! nammijo!" rief die Versammlung in weichem und flehendem Tone.

„Seitdem Buddha selbst den versengenden Flammen der fleischlichen Gelüste entkam, waren alle seine Gedanken auf die Rettung der Menschheit gerichtet. Einstmals lebte ein gewisser Ketzer, Namens Rokutsuponji, ein Wahrsager, erfahren in der Astrologie und Heilkunst. Eines Tages trug es sich zu, daß dieser Ketzer in Gesellschaft Buddha's in einen Wald eintrat, der voll von Menschenschädeln war. Buddha nahm einen dieser Schädel auf, und indem er so mit dem Finger auf ihn klopfte (hierbei klopfte der Prediger mit seinem Fächer auf den Tisch), sprach er: „Was für eine Art Mensch war es wohl, als dieser Knochen noch Leben hatte?" — Der Ketzer, indem er aus dem Tone, welchen der Schädel beim Anschlagen von sich gab, Schlüsse machte, begann dessen frühere Geschichte zu erzählen und seine zukünftige zu prophezeien. Darauf that Buddha, indem er auf einen andern Schädel klopfte, wiederum dieselbe Frage. Der Ketzer antwortete:

„Was diesen Schädel betrifft, so weiß ich wahrlich nicht, ob er einem Mann oder einer Frau angehörte, auch nicht, woher sein Eigenthümer kam, noch wohin er ging. Was denk Du darüber?"

„O! frage mich nicht!" antwortete Buddha. Aber der Ketzer drang in ihn und forderte Antwort. Darauf sagte Buddha: „Für wahr! dies ist der Schädel eines meiner Schüler der sich den Gelüsten des Fleisches entwand!"

„Darob verwunderte sich der Ketzer und sprach:

„Wirklich! das ist ein unerhörtes Ding! Hier bin ich, der die Weise des Lebens und des Todes aller Wesen, selbst der Ameisen, die da kriechen, kennt; ich glaubte, daß nichts meiner Kenntniß entgehen könnte, und doch liegt nun hier einer Deiner Schüler, der ein viel edleres Wesen ist, als alle andern, und ich wußte es nicht. Von diesem Tage an will ich Deiner Secte angehören und nur darnach verlangen, Deiner Belehrung theilhaftig zu werden."

„Auf diese Weise wurde nun der gelehrte Ketzer ein Schüler Buddha's. Wenn nun ein Mann wie dieser bekehrt wurde, wie viel mehr sollten dann spätere Geschlechter von gewöhnlichen Menschen fühlen, daß sie nur durch Buddha allein die sündigen Gelüste des Fleisches zu überwinden vermögen! Diese Gelüste sind die Begierden, welche in unseren Herzen stürmen. Wenn wir uns von ihnen befreien, dann werden unsere Herzen hell und rein werden; und es giebt nichts auf der Welt, als die Lehre Buddha's, was uns diese Freiheit verschaffen kann. Wenn wir den Befehlen Buddha's folgen, dann mögen wir frei von Begierden unser Leben in Glück und Freuden verbringen!"

„Nammijo! nammijo!" riefen Alle mit triumphirendem Frohlocken aus.

„In den heiligen Büchern lesen wir über Bekehrungen

von einem Zustande der Sünde zu einem Zustande der Seligkeit. Die Seligkeit ist nun nicht etwa eine Millionen Meilen weit von uns entfernt. Auch ist es zu ihrer Erlangung nicht nöthig, daß wir erst sterben und in einer andern Welt wieder geboren werden. Wer seine fleischlichen Gelüste und Begierden ablegt, wird sofort und mit Gewißheit dem Buddha gleich. Wenn wir das Gebet Na Mu Mijo Ho Ren Go Kijo recitiren, so bitten wir damit um den Eintritt in diesen Zustand von Glückseligkeit und Frieden. Durch keine andere Belehrung, als durch die Nitschiren's, des heiligen Gründers dieser Selte und Buddha's Schülers, können wir hoffen, dieses Ziel zu erreichen. Wenn wir es erreichen, so wird zwischen unserm Zustande und dem Buddha's und Nitschiren's kein Unterschied sein. Mit dem Hinblick darauf haben wir es von dem frommen Stifter unserer Secte gelernt, daß wir beständig und stets dankerfüllt das Gebet Na Mu Mijo Ho Ren Go Kijo wiederholen müssen, indem wir dabei unsere Herzen von der Lüge ab- und der Wahrheit zuwenden."

Dies war der Verlauf der Predigt, die ich anhörte und die mein Secretair aufzeichnete. Bei ihrem Schlusse wurde der Prediger, der nun lächelnd um sich blickte, als ob die ernsten Wahrheiten, die er den Leuten einzuprägen sich bestrebt hatte, nichts als ein guter Spaß gewesen wären, von der ganzen Versammlung mit langem, lautem und freudigem Geschrei:

„Nammijo! nammijo!“ begrüßt. — Sein Schreiber nahm dann wieder bei der hängenden Trommel Platz und der Gottesdienst endigte, wie er begonnen hatte, mit einem im Chor gesprochenen Gebete, während dessen der Priester sich zurückzog, indem das heilige Buch von seinem Kirchendiener vor ihm her hinausgetragen wurde.

Obwohl gelegentlich, wie in dem obigen Falle, Predigten als ein Theil des Gottesdienstes an bestimmten Tagen des Monats abgehalten werden, so trägt man sie doch häufiger in ganzen Cursen vor, vierzehn Tage hindurch, wobei an jedem Tage zwei Predigten gegeben werden. Sehr oft sind die Prediger wandernde Priester, die, von Stadt zu Stadt und von einem Dorfe zum andern ziehend, ihre Reden entweder in der Haupthalle des Tempels oder in dem Gastzimmer des im Orte residirenden Priesters abhalten.

In Japan sind viele Sammlungen von Predigten publicirt worden, die alle mehr oder weniger Verdienst haben und meist recht artig und sinnreich sind. Keine dieser Sammlungen kann jedoch, wie mir es scheint, mit der Sammlung „Kiu-ô-Dôwa“, deren ersten Band die folgenden drei Predigten bilden, verglichen werden. Sie wurden von einem Priester geschrieben, der zu der Schingaku-Secte gehörte. Die Anhänger dieser Secte sind Eklektiker. Sie glauben in ihrem System Alles vereinigt zu haben, was die drei Hauptreligionen Japan's, der Buddhismus, die Lehre des Confucius und die Schintoreligion, Vortreffliches enthalten. Sie behaupten, daß das menschliche Herz von Haus aus gut sei, und lehren, daß wir nur den Ein-

gebungen unseres Gewissens, die schon bei unserer Geburt in uns gepflanzt wurden, zu folgen brauchen, um auf den rechten Pfad zu kommen. Die Texte dieser Predigten sind den classischen Büchern der Chinesen entnommen, in derselben Weise, wie unsere Prediger ihre Texte aus der Bibel nehmen. Geistreiche Einfälle, Anekdoten, die zuweilen in unseren Sprachen schwer wiederzugeben sind, und sarkastische Anspielungen auf dies oder jenes Mitglied der Gemeinde salzen und beleben den Discurs, da die japanischen Prediger der Meinung sind, daß es nicht nöthig sei, die Zuhörer in Tugend und Seligkeit hinein zu langweilen.

Erste Predigt.

(Aus dem 1. Band der Predigtensammlung des Kiu-ô.)

Moschi*) sagt: „Das Herz des Menschen ist Wohlwollen, der Pfad des Menschen ist Rechtschaffenheit. Was für ein bedauernswerthes Ding ist es, den rechten Weg zu verlassen und in die Irre zu gehen, das Herz ganz wegzuwerfen und nicht zu wissen, wo es zu suchen ist".

Dieser Text ist aus dem ersten Capitel der Bücher des Koschi, des Commentators Moschi's, genommen.

Die Eigenschaft, welche wir Wohlwollen nennen, ist schon

*) „Moschi" ist die japanische Aussprache des Namens des chinesischen Philosophen „Meng Tse", den die Europäer „Mencius" nennen.

von vielen Lehrern commentirt worden. Diese Commentare sind aber zu schwer für die Ohren und das Verständniß von Frauen und Kindern. Ich habe daher die Absicht, hier durch Beispiele, Erzählungen und andere Erläuterungen über dieses Wohlwollen zu handeln.

Vor langer Zeit lebte in Kijoto ein großer Arzt, Namens Imaôji — seinen zweiten Namen habe ich vergessen. Er war ein weit und breit bekannter Gelehrter. Eines Tages bot ein Mann aus der Stadt Kuramagutschi ein von ihm componirtes Arzneimittel gegen die Cholera aus und bat den Imaôji, ihm eine beredte und gehörig geschmückte Verkaufsanzeige aufzusetzen. Imaôji nun, der darauf einging, bediente sich in dem Aufsatze statt des Wortes „Cholera" eines andern Ausdrucks, den er für allgemein verständlicher hielt. Als der Quacksalber ihn darüber zur Rede stellte und fragte, warum er das gethan habe, antwortete Imaôji mit lächelndem Gesichte:

„Da Kuramagutschi eine Ortschaft auf dem Wege zur Hauptstadt ist und die Passanten nur arme Bauern und Holzfäller sind, so würde, hätte ich „Cholera" geschrieben, ihnen das unverständlich gewesen sein, und ich bediente mich daher eines allgemein verständlichen Ausdrucks. Die Wahrheit selbst verliert ihren Werth, wenn sie nicht verstanden wird. Es ist auch einerlei, wie ich das Wort „Cholera" buchstabire, die Wirksamkeit der Medicin wird dadurch nicht gefährdet." —

Nun war das nicht gut gesprochen?

In derselben Weise sind die Doctrinen der Weisen bloßes Kauderwelsch für die Frauen und Kinder, die sie nicht verstehen.

Meine Predigten aber sind nicht für die Gelehrten gemacht. Ich wende mich an die Landleute und Handwerker, die, mit harter Tagesarbeit bedrängt, keine Zeit für das Studium haben. Für sie spreche ich mit dem Wunsche, ihnen die Lehren der Weisen deutlich zu machen. Und indem ich die Ideen meines Lehrers in's Leben führe, will ich meine Meinung ganz klar und durch Beispiele recht zugänglich machen. Indem wir so die Doctrinen der Schinto, der Buddhisten und anderer Schulen verschmelzen, werden wir uns den wahren Principien der Moral etwas nähern. Ihr müßt aber schlechterdings nicht lachen, wenn ich dann und wann ein leichtes Geschichtchen einmische. Leichtfertigkeit bezwecke ich nicht. Ich will die Dinge nur in einer schlichten und gefälligen Weise mittheilen. —

Gut denn! Die Eigenschaft, welche wir Wohlwollen nennen, ist eine Vollkommenheit und diese Vollkommenheit ist eben Das, wovon Moschi als von dem Herzen der Menschen spricht. Mit diesem vollkommenen Herzen gelangen die Menschen dazu, gegen ihre Eltern kindliche Pietät, gegen ihre Herren treue Dienstpflicht zu üben, und wenn sie ihre Frauen, ihre Brüder und Freunde in demselben Geiste behandeln, dann werden sie die fünf vornehmsten Lebensverhältnisse ohne Schwierigkeit in Einklang bringen.

Will man die bezeichnete Vollkommenheit in's Leben einführen, so haben Kinder besondere den Kindern obliegende Pflichten zu beobachten, Eltern besondere Elternpflichten, und ebenso haben auch die Ehegatten und Frauen ihre ihnen eigenthümlichen Pflichten. Und wenn alle diese speciellen Pflichten ohne Fehl erfüllt werden,

dann wird das wahre Wohlwollen erreicht, und das wiederum ist das echte Herz des Menschen.

Nehmt z. B. diesen Fächer. Jeder, der ihn anblickt, weiß, daß es ein Fächer ist, und wenn er dies weiß, wird es ihm nicht einfallen, ihn als Schnupftuch zu gebrauchen. Der Fächer findet seine besondere Verwendung bei ceremoniösen Visiten, oder er wird auch geöffnet, um ein kühles Lüftchen zu erzeugen. Einen andern Zweck hat er nicht. Ebenso könnte dies Lesepult nicht als Büchergestell und noch weniger als Kopfpolster dienen. Das Lesepult hat eben seine besonderen Verrichtungen, für die man es benutzen muß. Betrachtet Ihr nun Eure Eltern in dem Lichte von Eltern und übet Ihr Kindespflicht gegen sie, so ist das das rechte Wohlwollen, das echte Menschenherz.

Vielleicht denkt Ihr, daß diese meine Aeußerungen nicht Euch, sondern andern Personen gelten. Aber glaubt mir nur, das Herz eines Jeden von Euch ist von Natur lauteres Wohlwollen. Ich nehme nun Eure Herzen der Reihe nach vor, wie ein Krämer seine Waaren aus den Schränken nimmt, und bezeichne die guten und schlechten Eigenschaften eines jeden. Aber wenn Ihr das, was ich sage, nicht auf Euch selbst beziehen wollt, sondern darauf besteht, daß das Alles eher jeden Andern als Euch selbst angeht, dann wird alle meine Mühe umsonst sein.

Hört mich an! Ihr, die Ihr Euren Eltern grobe Antwort gebt und sie zum Weinen bringt, — Ihr, die Ihr Euren Herren Kummer und Verdruß bereitet, — Ihr, die

Ihr Eure Ehegatten zum Zorn reizt, — Ihr, die Ihr Eure Weiber trauern und klagen macht, — Ihr, die Ihr Eure jüngeren Brüder haßt und Eure älteren Brüder mit Verachtung behandelt, — Ihr, die Ihr Gram und Trübsal mit vollen Händen über die Welt aussäet, — was thut Ihr anders als Die, welche den Fächer als Schnupftuch und das Lesepult als Kopfkissen gebrauchen wollen? Oho! — nein! ich will damit nicht gesagt haben, daß es solche Personen hier unter Euch giebt. Aber dennoch findet man Viele dergleichen, — ich meine z. B. in den Winkelgassen der Ortschaften von Indien! Nicht wahr? Ja, aber ich bitte, seid so gut zu beachten, was ich darüber eben vorher gesagt habe.

O! wie schrecklich wäre es, wenn ein Mensch mit einem von Haus aus bösen Naturell zur Welt käme! Glücklich sind wir, Ihr und ich, daß wir mit einem guten Herzen geboren sind, das wir nicht gegen tausend, ja nicht gegen zehntausend Goldstücke vertauschen möchten. Haben wir nicht Grund genug, dafür dankbar zu sein? —

Dieses gute Herz nenne ich in meiner Rede „das Originalherz" des Menschen. Allerdings nennt man auch das Wohlwollen das Originalherz des Menschen, doch besteht zwischen beiden ein kleiner Unterschied. Da aber die Untersuchung dieses Unterschiedes uns in große Weitläufigkeit führen würde, so wird es hier genügen, wenn Ihr dieses Originalherz des Menschen als ein vollkommenes Ding nehmt, dann werdet ihr nicht in Irrthum gerathen.

Ich habe zwar nicht die Ehre, Jeden von Euch Allen, die

Ihr hier gegenwärtig seid, persönlich zu kennen, dennoch weiß ich, daß Eure Herzen vollkommen sind. Der Beweis dafür liegt darin, daß wenn Ihr etwas Ungebührliches sagt, oder etwas thut, was Ihr nicht thun solltet, das Herz in Eurer Brust sich sogleich in geheimnißvoller Weise des Unrechts bewußt ist. Wenn ein Mensch mit einem gerechten Herzen etwas Unrechtes thut, so kommt dies daher, weil sein Herz sich von dem rechten Wege verirrt und dem Bösen zugewandt hat. Dies Gesetz gilt für das ganze Menschengeschlecht.

Was sagt das alte Lied? — „Wenn der rauschende Wasserfall im Nordsturm zerstiebt, dann spiegelt sich das Mondlicht in jedem versprühten Tropfen." Obgleich nur ein Mond da ist, so genügt er doch, jeden kleinen verspritzten Tropfen mit Licht zu erfüllen. Wundervoll sind die Gesetze des Himmels! So vermag auch das Princip des Wohlwollens, das in der ganzen Welt nur Eins ist, alle einzelnen Theilchen, aus denen die Menschheit besteht, zu durchdringen. Ihr seht also, wie die Vollkommenheit des menschlichen Herzens auch im Kleinsten nachgewiesen werden kann. Wenn wir also bei allem Beginnen den Impulsen unsers vollkommenen Herzens folgen, so werden wir alle unsere besonderen Pflichten erfüllen und Pietät gegen die Eltern und Treue gegen Obrigkeit und Herrn werden von selbst erfolgen.

Ihr seht, daß die Doctrinen dieser philosophischen Schule schnell begriffen werden können. Wenn Ihr dies erst gründlich versteht, so wird zwischen Eurem Betragen und dem eines Mannes, der hundert Jahr studirt hat, kein Unterschied sein.

Deshalb beschwöre ich Euch, nur den Eingebungen Eures natürlichen Herzens zu folgen. Dieses Herz stellt vor Euch hin, als einen Lehrer, und lauscht seinen Vorschriften. Ueberdies ist Euer Herz ein leicht angestellter und sehr bequemer Lehrer. Denn diesem Lehrer braucht Ihr keinen Sold zu geben, und Ihr habt nicht nöthig, weder in der Hitze des Sommers, noch bei harter Winterkälte auszugehen, ihm eine Staatsvisite zu machen und nach des Meisters Wohlbefinden zu fragen.

Mancher zwar möchte wohl solche Lehrer, die so billig zu haben sind, gering schätzen und meinen, daß sie nicht viel werth seien. Aber hier ist wirklich einmal ein Fall, wo Ihr ein werthvolles Ding ganz wohlfeil haben und wo Ihr Euch den Aerger ersparen könnt, einen extravaganten Preis für etwas Nutzloses bezahlt zu haben.

Ich wiederhole es, folgt den Dictaten Eures Herzens mit aller Macht. In dem Tschin-jo, dem zweiten Buche des Confucius, ist es zweifellos bezeugt, daß die Eingebungen der Natur den rechten Weg anzeigen, auf dem wir wandern müssen. In der durch sie angedeuteten Richtung mögt Ihr getrost und ohne Bedenken weiter vorschreiten.

Rechtschaffenheit ist der wahre Pfad, und sie ist die Vermeidung aller Unvollkommenheiten. Wenn der Mensch alles Unvollkommene vermeidet, so braucht man ihn nicht mehr darauf aufmerksam zu machen, wie sehr er von allen seinen Mitmenschen geliebt werden wird. Daher haben schon die Alten die Rechtschaffenheit als das, was sich ziemt, als eine Nothwendigkeit definirt. Ist Einer ein Untergebener oder Vasall,

dann soll er seinem Herrn in Allem dienen und gehorchen. Ist ein Frauenzimmer verheirathet, so soll sie ihre Schwiegereltern mit kindlicher Pietät, ihren Mann mit Ehrerbietung behandeln. Auch im Uebrigen ist Alles, was gut ist, rechtschaffen und der rechte Weg.

Die alten Weisen haben die Pflichten der Menschen mit einer Heerstraße verglichen. Wenn Ihr nach Jedo oder nach Nagasaki reisen wollt, oder wenn Ihr zu der Frontseite oder zu der hinteren Seite Eures Hauses, oder wenn Ihr von einem Zimmer Eures Hauses in das andere gehen wollt, so giebt es überall einen nächsten oder geraden Weg zu jedem dieser Ziele. Wenn Ihr aber diesen geraden und gut geebneten Weg nicht einhaltet, sondern über die Dächer der Häuser klettert, durch Gräben watet, durch Gebirge und Wüsteneien streift, dann werdet Ihr verwirrt im Kopfe werden und Euch nicht mehr zurecht finden.

Gerade so geht es einem Menschen, der nicht thut, was gut und recht ist. Er verläßt die gebahnte Straße und geräth in die Irre. Dankbare Anhänglichkeit bei Kindern, Tugend bei Frauen, treue Gesinnung unter Freunden, alle diese Dinge sind der rechte und der gute Weg. Die Eltern dagegen zu bekümmern, die Gattin zu ärgern, Andere zu hassen oder Haß in ihnen anzufachen, das sind böse Dinge und der verkehrte Weg. Diesem folgen, heißt in Dornenhecken rennen, in Flüsse oder Teiche springen und tausenderlei Unheil auf sich herabziehen.

Allerdings, wenn wir nicht recht aufpassen, werden wir

nicht im Stande sein, den rechten Weg zu finden Glücklicherweise besitzen wir durch Ueberlieferung die Worte des gelehrten Nakasawa Doni. Ich will Euch das erzählen:

Es geschah einst, daß dieser gelehrte Nakasawa nach Ikéda in der Provinz Seschiu kam und daselbst bei einer reichen Familie aus den untern Ständen wohnte. Der Hausherr, welcher gern Predigten anhörte, nahm den ehrwürdigen Herrn sehr gastfreundlich auf und rief seine Tochter, ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren, herbei, ihm beim Mittagsmahle aufzuwarten. Diese junge Dame war nicht nur sehr schön, sondern sie hatte auch äußerst gefällige Manieren. Sie band Blumensträuße, bereitete den Thee, spielte auf der Harfe und that ihr Möglichstes, dem gelehrten Manne durch den Vortrag einiger Gesänge zu gefallen. Für das Alles bedankte sich der Prediger bei den Eltern und sprach:

„In der That! Das muß keine leichte Sache gewesen sein, ein junges Mädchen auf eine solche Höhe der Bildung zu bringen!"

Die Eltern, von ihren Gefühlen ganz fortgerissen und entzückt, erwiderten:

„Ja! ja! Wenn sie heirathet, wird sie der Familie ihres Mannes schwerlich Schande machen. Außer den Künsten, die sie Dir eben offenbarte, versteht sie es auch, Fackeln mit Blumenkränzen zu schmücken. Sie hat auch etwas Malen gelernt." Und während die guten Eltern so sprachen und anfingen, ziemlich viel elterliche Eitelkeit an den Tag zu legen, sagte der Prediger:

„Wirklich? Das ist ja etwas ganz Ungewöhnliches, Erstaunliches! Es versteht sich wohl von selbst, daß Eure Tochter auch das Schampuiren versteht und daß sie auch darauf eingeübt ist, den Kranken die Schultern und Lenden zu reiben.“

Da fuhr der Hausherr ganz entrüstet auf und sagte:

„Nun, ich mag wohl sehr arm und niedrig sein; aber so tief bin ich doch nicht gefallen, daß ich meiner Tochter das Schampuiren hätte lehren müssen.“

Lächelnd erwiderte der gelehrte Mann: „Ich glaube, Ihr thut einen Mißgriff, indem Ihr Euch bei Dem, was ich sagte, so aufgeregt zeigt. Die Familie einer jungen Frau mag arm oder reich sein, immerhin kommt es ihr zu, alle häuslichen Pflichten in ihres Mannes Wirthschaft zu erfüllen und seine Eltern wie ihre eigenen anzusehen. Wenn ihr geehrter Schwiegervater oder ihre Schwiegermutter erkranken, so wird es ihnen im Krankenzimmer wenig helfen, wenn ihre Schwiegertochter Blumenkränze zu machen, Bilder zu malen und den Thee zu serviren versteht. Die kranken Schwiegereltern liebevoll und geschickt zu pflegen und sie so zu bedienen, daß sie keiner Dienstmagd und keines Schampuirers bedürfen, das ist die eigentliche Pflicht einer Schwiegertochter. Wollt Ihr mir sagen, daß Eure Tochter das Schampuiren noch nicht gelernt hat, welches doch ganz wesentlich dazu ist, daß sie ihren rechten Pfad betreten kann? Das ist es, was ich jetzt eben fragen möchte. Ja! ja! ein so nützliches Studium ist für sie sehr wichtig!“

Darauf fühlte sich der Herr des Hauses sehr beschämt, und erröthend stotterte er eine Menge Entschuldigungen. Ge-

wiß sind Guitarre und Harfe recht niedliche Dinge in ihrer Weise. Aber das Wahre und Wichtigste für die Kinder ist doch die geschickte Pflege ihrer Eltern. Beherzigt diese Geschichte wohl und beachtet aufmerksam, wo der rechte Weg liegt. Menschen, die nahe bei Vergnügungsorten wohnen, gewinnen die Belustigungen zuletzt so lieb, daß sie ihre Töchter nichts lernen lassen, als Harfen- und Guitarrenspiel, und sie wie öffentliche Sängerinnen erziehen, ihnen aber beinahe nichts von den wichtigeren häuslichen Pflichten guter Töchter lehren. Und daher kommt es denn, daß sie oft der Wachsamkeit ihrer Eltern entschlüpfen und sich entführen lassen. Und doch ist dies dann weniger der Fehler der armen Mädchen, als eine Folge der Erziehung, die sie von ihren Eltern empfangen haben. Damit will ich nicht sagen, daß Harfen und Guitarren, Gesang und Schauspiel ganz unnütze Dinge seien. Wenn Ihr sie aufmerksam betrachtet, so wird sich zeigen, daß fast alle unsere Gesänge die Tendenz haben, zur Tugend anzueifern und das Laster zu verdammen. So findet sich z. B. in dem Gedichte „die vier Aermel" die Stelle: „Wenn die Menschen im Voraus alle das Unheil kennten, was daraus entstehen kann, so würden sie weniger ausgehen mit jungen Mädchen, um des Abends die Blumen zu bewundern". — Bitte, betrachtet diesen Vers wohl! Er will dies sagen: „Wenn ein junger Mann und ein junges Mädchen ohne die Erlaubniß ihrer Eltern ein Liebesverhältniß anknüpfen, so meinen sie, daß Alles ganz wunderschön sei. Aber sie finden sich hinterdrein sehr getäuscht. Wenn sie wüßten, was für eine traurige und grausame Welt dies

ist, so würden sie ganz anders handeln". — Diese Idee ist aus einem Liede „über die Reue" genommen. Dergleichen begiebt sich nur all zu oft in der Welt. —

Wenn ein Mann heirathet, so schwebt ihm das Bild eines reizenden Glücks vor den Augen seiner Phantasie, und er denkt sich, wie herrlich das sein wird, wenn er nun seinen eigenen Haushalt führen kann. Aber noch ehe der Boden des Familienkessels schwarz angelaufen ist, wird er sich vorkommen wie Einer, der auf einem trockenen Acker schwimmen will. Seine Ideen und Phantasien werden sich alle auf den Kopf stellen, und ganz gegen seine Erwartung wird er finden, daß die Freuden des Haushaltes ein reines Blendwerk waren. —

Seht doch nur seine Frau an. Von Haushaltungssorgen gedrückt, hat sie nicht Acht auf ihre äußere Erscheinung, auf ihre Kleidung und ihr Haar. Mit ganz unordentlicher Coiffüre, ihre Schürze wie einen Gürtel umgeschlungen, ihren Säugling unter das Brusttuch gesteckt, so schleppt sie eine Schüssel mit magerer Bohnensuppe herbei, die sie eben in irgend einer Garküche gekauft hat. — Welch unpoetischer Anblick!

Das kommt davon, wenn man den Warnungen der Alten das Ohr verschlossen und nicht die rechte Zeit abgewartet hat, sondern kopfüber in den Haushalt hineingefahren ist. Wer aber trägt die Schuld davon? — Mangel an Ueberlegung. —

Einem Kinde von fünf oder sechs Jahren wird es von selbst nicht einfallen, das Guitarrespiel zu seinem Vergnügen zu lernen. Was für eine millionenfache Dummheit ist es, wenn

Eltern ihrem Töchterchen eine Guitarre in die Hand geben und mit Entzücken ihrem Spiele auf einem Instrumente, welches so groß ist, daß das arme kleine Wesen daran hinaufklettern könnte, zuhören, und ihren Liedern lauschen, die sie mit einem schrillen, hochtönenden Discante hersingt.

Ich bitte Euch, habt Acht auf das, was ich sage. Ich sage Euch, wenn Ihr blind seid und nicht scharf auf Eure Kinder paßt, die blos zum Singen und Guitarrespiel erzogen sind, so werden sie ihre Eltern verlassen und heimlich entfliehen. Glaubt mir, jede Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit bei der Erziehung wird etwas Ungeheuerliches erzeugen. Der Dichter, der „die vier Aermel" schrieb, betrachtete es als den rechten Weg der Belehrung, vor Allem, was zum Laster verführen könnte, zu warnen. Was nützen Theater und Dramen und modige Lieder, wenn die Moral, welche sie geben wollen, ganz verfehlt wird? Wenn Ihr es auch ganz recht und angemessen finden solltet, daß ein junges Mädchen bis zu ihrer Hochzeit nur Harfe spielen und singen soll, so sage ich Euch dagegen doch, daß dem nicht so ist. Denn sie verfehlt gänzlich die Moral ihrer Musik und Gesänge. Sie läuft Gefahr, sich in irgend einen Mann zu verlieben und sich mit ihm auf und davon zu machen. In Beziehung darauf kann ich Euch eine amüsante kleine Geschichte erzählen:

Die beiden neugierigen Frösche.

Einst vor langer Zeit hegte ein Frosch, der in Kijoto lebte, den Wunsch, nach Osaka zu gehen und diese Stadt zu

besehen. Im nächsten Frühling, nachdem er einen festen Entschluß gefaßt hatte, machte er sich auf den Weg, Osaka und alle seine berühmten Merkwürdigkeiten anzuschauen. Vermittelst einer langen Reihe von Sprüngen auf allen Vieren erreichte er einen Tempel gegenüber Nischi-no-oka, und von da kam er auf dem westlichen Wege nach Jamasaki, und begann den Berg, der „Tenosan" heißt, zu besteigen.

Nun fügte es sich, daß seinerseits auch ein Frosch von Osaka beschlossen hatte, Kijoto zu besuchen, und daß dieser auch gerade den Berg Tenosan erklommen hatte. Auf dem Gipfel desselben begegneten sich die beiden Frösche, machten Bekanntschaft mit einander und theilten sich ihre Absichten mit. Sie begannen sich gegenseitig über alle die auf der Reise ausgestandenen Mühseligkeiten zu beklagen, und bedauerten es, daß sie doch nach dem Allen erst auf halbem Wege angelangt seien. Wenn sie nach Kijoto und Osaka kämen, würde es wohl um ihre Lenden und Beinchen geschehen sein. Aber nun waren sie ja auf dem berühmten Berge Tenosan, von dessen Gipfel aus man sowohl Kijoto als auch Osaka übersehen kann. Wollten sie sich auf die Fußspitzen stellen und das Rückgrat ein wenig recken und die Aussicht so betrachten, so könnten sie sich ja der Mühe der Weiterreise und der steifen Beine ganz überheben. Nachdem sie darüber einen Entschluß gefaßt hatten, stellten sie sich denn auch beide auf die Zehen und blickten umher, worauf der Frosch von Kijoto sagte:

„Wirklich! wenn ich die vielgepriesenen Gebäude und Merkwürdigkeiten von Osaka so ansehe, scheinen sie mir von

denen von Kijoto nicht sehr verschieden zu sein. Nein, in der That, es ist ganz dasselbe! — Statt mir die Mühe einer Weiterreise dahin zu machen, will ich lieber gleich nach Hause umkehren."

Der Osakafrosch blinzelte mit den Augen und sagte mit verächtlichem Lächeln:

„Nun ja! Ich habe viel Redens davon gehört, daß dieses Kijoto so schön wie ein Blumengarten sei. Aber es sieht ja gerade so aus, wie Osaka. Wir wollen lieber beide nach Hause gehen."

Und so verbeugten sich denn die beiden Frösche ganz höflich gegen einander und hoppsten schwadronirend wieder nach Hause.

Obwohl dies nur eine komische kleine Geschichte ist, so werdet Ihr ihre Bedeutung nicht sogleich verstehen. Die Sache ist diese. Die Frösche bildeten sich ein, sie blickten vorwärts. Da aber, als sie sich aufrichteten, ihre Augen nach hinten zu stehen kamen, so bekam jeder seine eigene Vaterstadt zu sehen, während er der Meinung war, es sei der Ort, zu welchem er zu reisen wünschte. Die Frösche starrten, das muß wahr sein, fest genug hin; aber sie vergaßen darauf zu achten, ob der Gegenstand, den sie anstarrten, auch das rechte Ding sei, und daher fielen sie in Irrthum. — Ich bitte Euch, hört mir aufmerksam zu! Einer unserer Dichter sagt:

„Sonderbar sind die Frösche! Obgleich sie ganz demüthig auf allen Vieren gehen, so sind doch ihre Augen ganz hochmüthig nach oben gerichtet."

Ein lehrreicher Ausspruch! Auch die Menschen, obgleich sie mit dem Munde sprechen: „Ja! ja! Euren Wünschen soll Genüge geschehen, gewiß! gewiß! Ihr habt ganz Recht", sind sie doch gleich den Fröschen und haben wie diese ihre Augen oft ganz anderswohin gerichtet.

Eitle Thoren sind die Menschen, gleich bereit zu jedem Unternehmen, wenn es auch ihre Kräfte weit übersteigt. Das ist es eben, was in unserm Textworte heißt: „sein Herz wegwerfen und nicht wissen, wo man es suchen soll". Wenn diese Leutchen auch erklären, jegliches irdische Ding unternehmen zu wollen, kommt es zum Klappen und sind sie sich selbst überlassen, so sind sie der Ausführung nicht gewachsen. Und haltet Ihr ihnen das vor, so antworten sie:

„Durch unserer Hände Arbeit verdienen wir unsern Unterhalt und was wir verzehren und genießen, ist unser eigener Erwerb. Wir sind dafür Niemandem verpflichtet. Wenn wir uns nicht auf uns selbst verlassen könnten, wie wollten wir dann in der Welt leben!"

Es giebt viele Menschen, die sich dieser Worte: „Ich selbst" oder „mein Eigen" ganz gedankenlos und auf's Gerathewohl bedienen. O! wie groß ist ihr Irrthum! Wenn es kein Regierungssystem und keine Obrigkeiten gäbe, sondern Alles Anarchie wäre, so würden diese Leute, die so sehr auf „sich selbst" und auf ihre eigene Kraft pochen, nicht einen Tag aufrecht bleiben.

In alten Tagen zur Zeit des Krieges bei Itschi-no-tani

marschirte Minamoto no Joschitsuné*) von Mikusa in der Provinz Tamba aus und griff Settsu an. Mitten im Gebirge von der Nacht überfallen, wußte er nicht, welchen Weg er einschlagen sollte. Da ließ er einen seiner Offiziere Benkei vom Tempel Musaschi kommen und befahl ihm die großen Fackeln anzuzünden, über die sie vorher übereingekommen waren. Benkei empfing die Befehle und theilte sie den Truppen mit, die sich auf der Stelle in alle Thäler verstreuten und die Häuser der Gebirgsbewohner anzündeten, so daß bald rings umher Alles in hellen Flammen stand, und mit Hülfe dieser leuchtenden Fackeln fand die Armee, wie berichtet wird, ihren Weg nach Itschi-no-tani. —

Wenn Ihr diesen Vorfall aufmerksam erwägt, so werdet Ihr die Anwendung leicht finden. Diejenigen, die immer prahlend sprechen: „meine Waarenmagazine", „mein Wohnhaus", „mein Landgut", „mein Weib", „meine Tochter", und stets mit diesem „mein" hökern, wie Hausirer mit ihrem Kram, sie werden, wenn einmal Krieg und Unruhe in's Land kommt, so hilflos sein wie Schildkröten, die auf den Rücken zu liegen kommen. Möchten sie doch immer dankbar sein für die Ordnung und den Frieden, die in der Welt herrschen! Eine humane Regierung waltet bis an unsere Landesgrenze. Die Beamten jedes Departements halten Wache Tag und Nacht. Wenn ein Mann ruhig unter seinem Dache schläft, wie kann

*) Er war der jüngere Bruder des Minamoto no Joritomo, der zuerst die Regierung der Schogune begründete. Die Schlacht bei Itschi-no-tani fand im Jahre 1184 n. C. G. statt.

er behaupten, daß es sein eigenes Werk und Verdienst sei, daß er seine Glieder in sicherem Schlummer ausreckt? Ja! Ihr macht des Abends wohl in Eurem Hause die Runde und seht nach, ob die Läden alle geschlossen sind und die Hauptthür fest ist, und nachdem Ihr alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, legt Ihr Euch nieder, in Frieden zu ruhen. Aber welche Art von Sicherheit habt Ihr denn eigentlich? Ein Brett, vier Zehntel Zoll dick, das durch Hobeln vorn und hinten noch bis auf zwei Zehntel Zoll verdünnt ist, das ist wohl eine zuverlässige Schutzwehr in der That! eine Schutzwehr, die man fast mit einem Athemzuge niederblasen könnte! Glaubt Ihr, daß ein so gebrechliches Ding einen Dieb abhalten würde, einzubrechen? — So steht der Fall! Diese Leute, die durch das Wohlwollen und die Kraft ihrer Regierung ein schönes und gesichertes Leben führen, vergessen ganz die geheime Vorsehung, die über ihnen wacht, und hören nicht auf, ihr eigenes Lob zu singen. Wehe über die verblendeten Egoisten!

„Mein Vermögen beläuft sich auf fünftausend Unzen Silber. Ich kann schlafen und essen und mich vergnügen und sollte ich auch fünf- oder siebenhundert Jahre leben. Ich habe fünf Waarenmagazine und fünfundzwanzig Häuser. Zudem besitze ich Anweisungen auf andere Leute zum Belaufe von 1300 Unzen Silber." — So tanzt er vor Freuden herum*) und bildet sich ein, daß er für 50 oder 100 Jahre gegen Armuth gesichert sei. Sein Geist gleicht dem jener Frösche, die

*) Buchstäblich: „Er tanzt den Tanz der Provinz von Tosa".

ihre Augen auf dem Rücken haben. Dumme, eitle Gedanken! Schwach genug in der That ist seine Festung! Wie wenig kann man auf sie bauen! Und wenn solche Menschen ruhig schlafen, wie schnell können sie mit ihren Häusern in jene große Fackeln verwandelt werden, von denen ich so eben sprach, oder wie bald mögen sie mit sammt ihren Wohnungen von einem Erdbeben verschüttet werden! Das sind die Zufälligkeiten in dieser unbeständigen Welt!

In Beziehung auf die Gefahr, welche ein allzu großes Sicherheitsgefühl birgt, habe ich Euch noch eine kleine Geschichte zu erzählen. Seid also so gut und erwacht aus Eurer Schläfrigkeit und hört aufmerksam zu:

Der Fisch Sasajé in seiner Muschel.

Es giebt im Meere eine gewisse mächtige Molluske, Sasajé genannt, die sehr starke Schalen hat. Dies Geschöpf schließt, so bald es eine Gefahr merkt, seine Schalen mit großem Geräusche von Innen zu und glaubt sich dann vollkommen sicher. Eines Tages sprachen ein Tai und noch ein anderer Fisch, beide von Neid erfüllt, zu ihm: „Herr Sasajé, wie ist doch Euer Schloß so fest! Wenn Ihr Eure Klappen zuschließt, so kann Keiner auch nur einmal mit einem Finger Euch etwas anhaben. Ihr macht in der That eine capitale Figur!"

Als der Sasajé dies hörte, strich er sich wohlgefällig den Bart und erwiderte:

„Wohl! Ihr Herren! Obgleich es Euch gefällt, so zu sprechen, so darf man doch mit seiner Sicherheit nicht prahlen. Aber ich muß allerdings bekennen, daß ich, wenn ich mich so verschlossen habe, durchaus keine Angst empfinde."

Und indem er noch so sprach, mit jener Art von Stolz und Selbstzufriedenheit, die sich nur schlecht hinter demüthiger Bescheidenheit verbirgt, da vernahm man ein Geräusch und einen heftigen Fall. Und die große Molluske, ihre Klappen so rasch wie möglich schließend, verhielt sich ganz still und dachte bei sich, was in der Welt dieser Lärm wohl bedeuten möchte. Konnte es ein Netz sein? Oder ein großer Fischhaken? Wie ärgerlich ist es, daß man immer so angestrengt auf seiner Hut sein muß! War vielleicht der Tai oder der andere Fisch gefangen? Und Herr Sasajé wurde schon ganz besorgt für sie. Sich selbst jedenfalls fühlte er ganz sicher.

So verging einige Zeit, und als es ihm schien, daß Alles umher wieder ganz ruhig sei, da öffnete er seine Schale, steckte den Kopf ein wenig heraus und blickte umher. Aber da kam es ihm vor, als ob nicht Alles in der alten Ordnung sei, Manches erschien ihm ganz fremdartig.

Er sah etwas schärfer zu und siehe da, er befand sich in eines Fischhändlers Laden, auf dem Verkaufstische, mit der Marke: „Sechzehn Kesch baar!" auf seinem Rücken.

Ist das nicht eine komische Geschichte?

Und so mag auch Euch all' Euer gepriesener Reichthum von Häusern und Waarenmagazinen und all' Euer Rang, Macht, Talent und Klugheit mit einem Schlage entrissen werden. Armes Muschelthier! Ich möchte wohl glauben, daß es in China und Indien einige Menschen giebt, die Dir ähnlich sind.

Wie wenig kann der Mensch sich auf sich selbst verlassen! Es giebt ein lehrreiches Gedicht, welches sagt: „Es ist leichter, auf einer Leiter den wolkigen Himmel zu ersteigen, als sich ganz auf sich selbst zu verlassen". Und das ist die Bedeutung unseres Textes: „Wenn der Mensch sein Herz von sich wirft, weiß er nicht, wo er darnach suchen soll". Darum überlegt zweimal Alles, was Ihr thun wollt. Wenn Ihr nicht Alles, was Euch selbst betrifft, gehörig überlegt, sondern immer auf das Thun und Treiben der Andern achtet, so heißt das, Euer Herz wegwerfen. Das soll aber nicht heißen, daß Ihr buchstäblich Euer Herz wegschmeißt. Was hier gemeint wird, ist, daß Ihr Euer eigenes Gewissen nicht zu Rathe zieht. Auch müßt Ihr nicht glauben, daß Alles, was ich über das Selbstvertrauen gesagt habe, sich nur auf äußeren Besitz und Reichthum bezieht. Auch wenn Ihr Euch auf Eure Talente, oder die von Euch Andern geleisteten Dienste, oder auf Euer Urtheil, oder auf Eure Stärke, oder auf Euren Rang verlaßt, und Euch im Besitze dieser Dinge und Güter ganz sicher glaubt, so stellt Ihr Euch damit in eine und dieselbe Kategorie mit dem Muschelthiere in meiner Geschichte. In allen Dingen müßt

Ihr Euer Gewissen hören. Das eigne Herz zu prüfen — das ist die wichtigste und wesentlichste Pflicht! —

(Der Prediger verläßt seinen Sitz.)

Zweite Predigt.

(Aus den Predigten von Kiu-o. Vol. 1.)

„Wenn die Leute einen Hund oder ein Huhn verlieren, so wissen sie das Verlorene zu reclamiren. Wenn aber Einer seine Seele verliert, so versteht er es nicht, sie wieder zu finden." — Diese Parabel hat Moschi uns erklärt: Wenn ein Hund, oder ein Küchlein, oder die Lieblingskatze nicht zur rechten Zeit nach Hause kommt, so stellt der Hausherr eine große Jagd an und fragt verwundert: Könnten sie denn wohl von einem wilden Thier oder einer Schlange getödtet sein, oder hat vielleicht ein Mann sie gestohlen? Und indem er die drei Häuser gegenüber und auch seine beiden Nachbarhäuser zur Rechten und zur Linken so eifrig durchstöbert, als ob er nach einem verlorenen Kinde suchte, schreit er: „Ich beschwöre Euch, Herr Nachbar, hat sich meine schöne gefleckte Katze nicht zu Euch verlaufen? Ist meine Lieblingshenne nicht zu Euch geflogen?" Das ist die Art und Weise, wie die Leute unter solchen Verhältnissen herumrennen. O! das ist für sie eine Sache von der äußersten Wichtigkeit!

Und dennoch ist der Verlust einer zahmen Henne oder eines Hundes am Ende wohl nicht ein gar so unersetzlicher Schaden. — Aber die Seele, welche der Herr unseres Leibes genannt wird, ist der Meister und Regent unseres ganzen Wesens. — Wenn die Menschen ihre Seele um anderer Dinge willen fahren lassen, dann werden sie taub gegen die Ermahnung ihrer Eltern, und die Befehle ihrer Obern sind ihnen alsdann wie die Winde des Himmels. Belehrung fruchtet ihnen nicht besser, als dem Frosch das Wasser, welches man ihm über den Kopf gießt. Sie blinzeln mit den Augen und das ist Alles. Sie sprechen: „Ja! Ja!" mit den Lippen, aber das Herz ist nicht dabei. Sehend sind sie blind, hörend sind sie taub. Gesund und mit vollkommenem Leibe geboren, kommen sie durch ihre eigene Verkehrtheit in die Genossenschaft der Krüppel. So ergeht es Denen, die ihre Seele verlieren. Solche denken auch nicht daran, nach der verlornen Seele zu fragen und zu suchen. — „Es war meiner Eltern Schuld! Es war meines Herrn Schuld! Es war meines Gatten Schuld! Es war meines ältern Bruders Schuld! Hatschibei das war der Schelm. O Matsu war die leichtfertige Frau, die mich verführte!" Sie werfen die Schuld auf Andere und kritisiren die Fehler ihrer Mitmenschen. Aber ihr eigenes Gewissen berathen sie nicht und erforschen nicht ihr eigenes Herz. Ist das nicht ein entsetzlicher Stand der Dinge? Sie machen einen Auflauf und ein Geschrei um einen verlornen Hund oder um eine entflohene Lieblingshenne. Aber nach ihrer über Alles wichtigen Seele suchen sie nicht. Was für verblendete Leute!

Aus diesem Grunde haben die Weisen, indem sie solche Zustände beklagten, uns darüber belehrt, wo für die Menschen der richtige Pfad sei, und diese Belehrung annehmen, das ist das wahre Lernen. Der Hauptzweck dieses Studiums ist die Prüfung unserer Herzen. Darum sagt der Text: „Die wahre Gelehrsamkeit besteht darin, die verlorene Seele wieder zu gewinnen". Einen höheren Zweck hat das Lernen nicht. Die Weisen aller Zeiten geben uns darüber Pfand und Bürgschaft. —

Das bloße Studium der Antiquitäten und Annalen China's und Japan's und die Forschungen in der Literatur können nicht als die wahre Gelehrsamkeit bezeichnet werden, welche vor allen Dingen eine Angelegenheit der Seele und ihrer Ausbildung ist. Alle Commentare und die Bücher aller Lehrer der Welt sind nichts als eben so viele Wegweiser, die uns über den Wohnsitz und das Wesen unserer Seele belehren sollen. Dieses Nachspüren nach unserer Seele ist dasselbe, was ich so eben die Prüfung unseres Gewissens nannte. Die Mißachtung der Berathung mit unserem Gewissen ist ein schreckliches Ding, dessen Folgen vorherzusehen unmöglich ist. Dagegen hat es eine wundervolle Wirkung, wenn wir unser Gewissen fleißig befragen. Dadurch gelangen wir auf der Stelle zur kindlichen Liebe und zur Treue gegen unsern Herrn. Tugend und Laster sind die beiden Ziele, zu denen die Prüfung oder Nichtprüfuug unseres Gewissens führen. Mit Recht hat man gesagt, Wohlwollen und Bosheit sind die beiden verschiedenen Wege, auf denen die Menschen wandeln. Darüber kann ich

Euch eine schreckliche, aber doch auch rührende und sehr beachtenswerthe Geschichte erzählen. Obgleich Ihr, ich darf es wohl sagen, mir sehr schläfrig zu sein scheint, so muß ich Euch doch bitten, mich anzuhören:

Der verlorene Sohn.

In einer Gegend unseres Landes lebte einst ein wohlhäbiger Pächter, dessen Ehe ihm einen Sohn verschafft hatte, den er über die Maßen liebte und den er liebkoste, wie eine Kuh ihr Kalb leckt. Durch diese unmäßige Liebe und Verwöhnung wurde der Knabe allmählich ganz eigensinnig und bösartig. Er zerrte die Pferde an den Schwänzen und blies den Bullen Rauch in die Nase und neckte und peinigte die Kinder der Nachbaren auf allerlei Art und brachte sie zum Weinen.

Aus dem zänkischen Burschen wurde endlich ein unerträglich ungehorsamer und pflichtvergessener Jüngling. Er bildete sich auf seine körperliche Ueberlegenheit viel ein, wurde streitlustig, ein Hauptringer auf den Märkten, und endlich ein Trinker und Spieler. Er zankte und schlug sich um Kleinigkeiten und verbrachte zuletzt seine ganze Zeit mit Ausschweifungen und Schwelgereien.

Wenn seine guten Eltern dagegen remonstrirten, dann erhob er seine Stimme laut und machte sich über sie lustig, indem er spöttisch sprach: „Ihr scheltet mich wegen meines Ungehorsams und ausschweifenden Lebens. Aber, bitte! Wer hat

Euch, mich in die Welt zu setzen? Ihr habt es aus freien Stücken gethan, und Euch verdanke ich all' das Elend und die Erbärmlichkeiten dieses Lebens. Wenn ich Euch also nicht recht bin, so bringt mich lieber wieder dahin, woher Ihr mich genommen habt, und Alles wird wieder in Ordnung sein". Das waren die insolenten Reden, die er seinen Eltern gab, denen in Verzweiflung darüber die Haare ergrauten. Und obwohl er täglich gegen sie gröber und heftiger wurde und sie ganz unglücklich machte, so blieb er doch immer ihr Herzenskind, und sie konnten es nicht über sich gewinnen, ihn aus dem Hause zu weisen und zu enterben. Sie ließen ihn seinen selbstsüchtigen Weg gehen. Und so kam er von bösen zu immer böseren Streichen, gerieth in ganz schlimme Händel, erregte Lärm und Tumulte, bei denen Menschen niedergeschlagen wurden und zerbrochene Glieder davon trugen. Es ist nicht nöthig von den Empfindungen seiner armen Eltern zu sprechen. Sogar die Verwandten und Freunde des Hauses glaubten, daß ihnen Nägel in die Brust geschlagen würden. Zuletzt war er ein Böswicht durch und durch.

Nun ist aber Niemand vom Mutterleibe an so böse wie dies, sondern Die, welche in ihrer Selbstsucht verharren, verlieren die Besinnung und kommen dann endlich zu einem solchen Gipfel von Schlechtigkeit. O! was für ein schreckliches Ding ist dieses Wegwerfen des Herzens!

Gut also! Die Verwandten und Freunde dieses Menschen suchten nun die Eltern zu förmlicher Verstoßung ihres Sohnes zu überreden. Aber er war ja ihr einziges Kind, und obgleich

daher die Eltern sagten: „Ja heute wollen wir ihn sicherlich enterben", oder: „Ja morgen wollen wir alle Verbindung mit ihm abbrechen!" so waren das doch nur leere Reden und damit verstrichen Monate und Jahre, bis der Taugenichts sein sechsundzwanzigstes Jahr erreichte und Bosheit auf Bosheit häufte. Wer kann sagen, wie viel Gram und Kummer er auf seine Familie brachte, die immer in Furcht war, von irgend einer neuen Unthat zu hören! —

Zuletzt hielten sie einen Familienrath und erklärten den Eltern, daß die Sache jetzt so weit gediehen sei, daß wenn sie ihren Sohn nun nicht verleugneten und verstießen, die übrigen Mitglieder der Familie alle Gemeinschaft mit ihnen aufgeben müßten. Wenn man dem Unhold ferner gestatten wolle, auf seinem bösen Wege fortzufahren, so würde am Ende nicht nur die Ehre der Verwandten, sondern auch die des ganzen Dorfes darunter leiden. So müßten denn entweder die Eltern, gegen die sie im Uebrigen nichts hätten, den Sohn aufgeben, oder sie würden von der Familie über Bord geworfen werden. Hierüber erbäten sie sich eine bestimmte Antwort.

Die Eltern überlegten die Sache und es fiel ihnen ein, daß es eine Mißachtung ihrer Vorfahren sein würde, wenn sie sich von ihrer ganzen Verwandtschaft absondern wollten, selbst wenn es wegen ihres Kindes geschähe. Sie beschlossen daher ihre Verwandten zu bitten, sich bei ihnen zu versammeln und mit ihnen eine gemeinsame Petition an die Regierung aufzusetzen, um die Erlaubniß zur förmlichen Enterbung des Sohnes zu erhalten. Alle Familienmitglieder sollten dem Ge-

setze gemäß dieser Schrift ihre Siegel beifügen. Sie baten sie daher, sich eines Abends bei ihnen einzufinden und ihre Petschafte mitzubringen. — Das war die Antwort der Eltern.

Es giebt ein altes Sprichwort, welches sagt: „Die alte Kuh leckt ihr Kalb. Und die Tigerin trägt ihr Junges im Rachen". — Wenn der natürliche Instinct nun schon die Thiere und Vögel antreibt, ihre Jungen zu lieben, wie viel härter und bitterer muß es dann für einen Menschen sein, sein Kind zu verleugnen!

All' diese Noth und Verlegenheit war die Folge davon, daß der junge Mann sein Herz weggeworfen hatte. Hätte er sein Gewissen geprüft und zu Rathe gezogen, so würde sich dieser Sturm von Wind und Wetter nicht erhoben haben und Alles wäre ruhig geblieben. Da er sich aber weigerte, die Stimme seines Gewissens zu hören, so waren seine Eltern gegen ihren Willen genöthigt, die Strafe der Enterbung über ihn zu verhängen, die er also selbst über sich gebracht hatte.

In den Gedichten des ehrwürdigen Tokuhun findet sich folgende Stelle: „Da Buddha sich so fest um unsere Herzen windet, so mag der Mann, der es wagt, ihn zu mißachten, für sein Leben fürchten". Diese Worte enthalten eine Anspielung auf die Barmherzigkeit und Liebe der Götter. Die Götter wollen es, daß die Menschen ihr Gewissen prüfen, und Tag und Nacht helfen sie ihnen, das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Aber obgleich sie uns unsere Begierden, Gelüste und Leidenschaften als Dinge bezeichnen, die wir mei-

den sollen, wenden die Menschen doch ihrem eigenen Gewissen den Rücken zu.

Die Liebe der Götter für den Menschen ist gleich der Liebe der Eltern für ihre Kinder und die Menschen handeln gegen die Götter, wie pflichtvergessene Kinder gegen ihre Eltern handeln. „Diejenigen, welche die Götter mißachten, mögen für ihr Leben fürchten." Ich bitte Euch Alle, die Ihr mich hört, prüft Euer Gewissen, um Euch zu retten!

Doch ich kehre zur Geschichte vom verlorenen Sohne zurück. Es geschah eines Tages, daß, als er eben in einem benachbarten Dorfe wieder würfelte, ein Landsmann zu ihm kam und ihm erzählte, daß seine Verwandten bei einander wären, um ihn zu enterben, und daß er, so ein hübscher Bursche er auch sein möchte, es doch sicher sehr unangenehm finden würde, auf diese Weise verstoßen zu werden. Bevor der Freund nur erst halb ausgeredet hatte, erwiderte der Andere mit lauter Stimme:

„Was! Willst Du sagen, daß sie heute Abend einen Familienrath halten, mich zu enterben? In der That, ein guter Spaß! Wahrhaftig! Ich bin es satt, immerfort meines Vaters und meiner Mutter plärrende Gesichter zu sehen. Es macht mich ganz krank, an sie zu denken. Es ist unerträglich! Ich kann schon für mich selbst sorgen. Und wenn ich mich entschließe, nach China hinüberzugehen oder in Indien zu leben, so möchte ich wissen, wer mich daran hindern will! Das ist für mich die Hauptsache. Jetzt aber will ich zu dem Hause gehen, wo sie Alle zusammensitzen, und will ihnen einmal die Frage

vorlegen, weshalb sie mich denn enterben wollen. Ich will schwadroniren wie Dandschuro*), der Schauspieler, und sie so in Angst jagen, daß sie mir fünfzig oder sechzig Unzen Silber geben sollen, um mich los zu werden. Und habe ich dies Geld erst im Sack, so werde ich mich bald genug aus dem Staube machen nach Kijoto oder Osaka, wo ich auf meine eigene Rechnung ein Theehaus eröffnen und ein Leben nach meines Herzens Lust führen will! Ich denke, das soll heute ein Prachtabend für mich werden, und ich will gleich im Voraus auf glückliches Gelingen einen Becher Wein trinken."

Und damit begab er sich in ein Weinhaus und begann mit einem Trupp anderer junger, ihm ähnlicher Teufel Wein aus Theetassen zu trinken**), so daß sie Alle vor Anfang der Nacht völlig betrunken waren. Durch den Wein gestärkt und völlig übermüthig gemacht, machte er sich auf den Weg nach seines Vaters Hause, indem er einen langen Dolch in seinen Gürtel steckte und murmelte: „Nun denn vorwärts, auf gut Glück!" Er erreichte sein Heimathsdorf eben vor Beginn der Nacht in der Absicht, mitten unter seine Verwandten hinein zu stürmen, ihre Weisheitstasche umzuwenden und ihren kleinen Vorrath von Verstand zu erschöpfen. Er vermeinte, daß wenn er recht auftreten, wüthen und schimpfen würde, er wohl

*) Ein berühmter Schauspieler in Jedo, der vor 195 Jahren lebte. Er wurde geboren in Sakura in Schimosa.

**) Der gewöhnliche japanische Weinbecher hält nicht viel mehr als einen Fingerhut. „Den Wein aus Theetassen zu trinken," ist daher eine ausschweifende Unmäßigkeit, wie bei uns Branntwein aus Biergläsern trinken.

gar hundert Unzen Silber aus ihnen herausbringen könne. Eben als er im Begriff war, in's Haus zu treten, überlegte er sich das Ding noch besser:

„Wenn ich mich in dem Zimmer, wo sie bei einander sitzen, so ohne Weiteres zeige, so werden sie Alle auf den Boden blicken und verstummen. Stürme ich mit Lärm und Geschrei hinein, so werde ich keinen Anlaß haben, mich über sie zu beklagen. Ich muß sie auf frischer That ertappen und erst hineintreten, wenn sie recht mitten im Eifern und Schelten auf mich begriffen sind. Das Beste wird daher sein, daß ich durch das Bambusgebüsch hinter dem Hause um die Veranda herumschleiche und dort die Berathung dieser weisen Herren belausche. Sicherlich werden sie allerlei Scandal und große Uebertreibungen gegen mich zusammenharken. Und da wird es denn ganz passen, wenn ich mitten in ihrem Eifer die Fensterläden und Schiebethüren niederschlage und mit Spectakel wie Donner unter ihnen erscheine. Was für ein guter Spaß wird das sein!"

Indem er so dachte, zog er seine mit Eisen beschlagenen Sandalen aus, steckte sie in den Gürtel, schürzte seine Kleider bis über die Lenden auf, schlich durch das Bambusgebüsch hinter dem Hause, sprang über den Gartenzaun, umging die Veranda und blickte von ihr aus in's Zimmer hinein. Er guckte durch eine Ritze in den Fensterläden und konnte seine Verwandten alle im Rathe herum bei einander sitzen sehen. Sie sprachen, leise mit einander flüsternd. Die ganze Familie saß in einem Kreise und Einer nach dem Andern befestigte sein

Siegel an die Enterbungspetition. Endlich kam das Document, nachdem es von Hand zu Hand gegangen war, dahin zurück, wo seine Eltern saßen. Als er das sah, dachte der Sohn:

„Aha! jetzt heißt es Tod oder Leben! Wenn ich meine Eltern das Papier auch unterzeichnen sehe, so soll das für mich das Signal sein, die Thür aufzustoßen und mitten unter sie zu springen!"

Er hielt seinen Athem an, blickte scharf zu, und hielt sich zum Sprunge bereit.

Zu wie schrecklicher Verderbniß kann ein Mensch sein Herz versinken lassen! Moschi hat gesagt, daß der Mensch von Natur gut ist und obwohl man in Allem, was dieser Weise gesagt hat, kein Partikelchen Irrthum finden wird, so können doch die Menschen, wenn sie sich gehen lassen und wenn das Böse, das sie erlernt und sich angewöhnt haben, ihnen zur zweiten Natur geworden ist, einen ganz erschreckenden Grad von Schlechtigkeit erreichen. Wenn Menschen so weit herabkommen, dann möchten wohl Koschi*) und Moschi ihnen tausend Tage predigen, ohne eine Besserung zu bewirken. Solche verhärtete Sünder verdienten in der untersten Hölle in eisernen Töpfen geröstet zu werden!

Doch nun will ich Euch erzählen, wie es zuging, daß jener Landstreicher von Sohn doch am Ende noch wieder ein neues Blatt seines Lebensbuches umschlug, auf welche Weise

*) Koschi ist die japanische Aussprache des Namens des chinesischen Philosophen Kung-Tsu oder Kung Fu Tsu, den wir Confucius nennen.

er gehorsam und pflichtgetreu wurde und zuletzt sogar noch in's Paradies eintrat. Der Dichter sagt: „Obgleich die Herzen der Eltern nicht total von Finsterniß umgeben sind, wie oft irren sie doch in übertriebener Liebe zu ihren Kindern von dem rechten Wege ab!"

Als nun das Enterbungsdocument zu dem Platze wieder herumkam, wo die beiden Eltern saßen, da erhob die Mutter ihre Stimme und weinte laut. Und der Vater verbarg seine innere Bewegung, indem er seinen zahnlosen Mund fest zumachte und eine Zeit lang mit niedergesenktem Haupte sitzen blieb. Dann sagte er leise flüsternd zu seiner Frau: „Weib, gieb mir das Petschaft!"

Sie aber gab keine Antwort, und mit Thränen in den Augen zog sie einen ledernen Beutel, der das Petschaft enthielt, hervor und legte es vor ihren Mann nieder. Diese ganze Zeit über stierte der Sohn von außen her durch die besagte Ritze des Fensterladens. Während dessen band der alte Vater die Schnüre des Beutels los, nahm das Petschaft heraus und beschmierte es mit der Farbe. Gerade in dem Momente, wie er das Siegel abdrücken und anlegen wollte, klopfte ihm seine Frau auf die Hand und sagte: „Oh! ich bitte, wart' noch ein wenig!"

Der Vater erwiderte: „Jetzt, wo alle unsere Verwandten ihre Augen auf uns gerichtet haben, mußt Du nicht in dieser weichen Manier und mit so großer Rührung zu mir sprechen".

Aber sie achtete nicht auf seinen Wink und fuhr fort zu

flüstern: „Bitte, höre mich an! Es ist wahr, wenn wir jetzt unserm pflichtvergessenen Sohn unser Haus übergeben, so wird in weniger als drei Jahren da, wo es jetzt steht, Gras wachsen. Aber wenn wir unser eigenes Kind enterben, — das einzige Kind, das wir im Himmel und auf Erden haben, — so werden wir genöthigt sein, ein anderes an seiner Stelle zu adoptiren. Wenn dieser adoptirte Sohn nun sich ehrenhaft und pflichtgetreu erweisen und dann unser Erbe antreten sollte, so wäre es wohl gut. Aber wir können nicht gewiß sein, daß es so kommen wird. Wenn umgekehrt der Adoptivsohn auch ein Verschwender ist und unser Hauswesen ruinirt, wie unglücklich werden wir dann erst sein! Und wer steht uns dafür, daß dies nicht eintreffen wird? Und wenn wir denn noch einmal die Gefahr laufen sollen, ruinirt zu werden, so möchte ich doch lieber durch unsern eigenen Sohn Haus und Hof verlieren, und als Bettler unser liebes altes gewohntes Dorf verlassen und zu Fuß unser verlorenes Kind wieder suchen. Das ist mein sehnlichster Wunsch. Bitte, erhöre mich und thue diesem Act der Enterbung Einhalt. Während der fünfzig Jahre, die wir zusammen gelebt haben, ist dies die einzige Gunst, die ich von Dir verlangt habe. Ja! sollte ich auch um meines Sohnes willen Bettlerin werden, so würde ich ihm darüber doch nicht zürnen."

Laut schluchzend sprach die Mutter. Die Verwandten, die dies hörten, blickten sich einander an und betrachteten den Vater voll Erwartung, was er thun würde, und der (wer kann sagen, mit was für Gedanken im Kopfe) steckte das

Petschaft wieder in den lebernen Beutel, zog die Schnur zusammen und schob das Document bei Seite den Verwandten zu.

„Ohne Zweifel," sagte er, „habe ich alle Fassung verloren und bin vor meiner ganzen Familie in Ungnade gefallen. Nichts destoweniger denke ich, daß Das, was mein gutes Weib eben gesagt hat, recht und angemessen ist, und von diesem Augenblick an gebe ich alle Gedanken an die Enterbung meines Sohnes wieder auf. Natürlich werdet Ihr Alle in Dem, was ich sage, eine Schwäche erkennen wollen und über mich, als den Urheber des pflichtvergessenen Betragens meines Sohnes, spotten. Doch Ihr mögt immerhin lachen. Es wird mir nicht weh thun. Es ist gewiß, daß mein Sohn, wenn ich ihn nicht enterbe, mein Haus ruiniren wird, ehe drei Jahr über meinen Kopf weggehen. Dies Haus, das von Geschlecht zu Geschlecht auf mich herabgekommen ist, dem Verfall heimzugeben, ist ein Vergehen gegen meine Vorfahren. Das weiß ich wohl. Ferner, wenn ich mich von meinem Sohn nicht lossage, so werdet Ihr Herren alle mich meiden. Ich weiß, daß ich mich von meiner ganzen Verwandtschaft trenne. Ihr denkt, daß ich, wenn ich dies Besitzthum fahren lasse, zu Euch kommen werde mit Bitten um Barmherzigkeit und Unterstützung, und das ist, weshalb Ihr alle Verbindung mit mir abbrechen wollt. Aber ich bitte Euch, laßt Euch das nicht anfechten. Ich frage jetzt nichts mehr nach meinen Pflichten gegen die Welt, nach der Versündigung an meinen Vorfahren, oder nach der Trennung von meiner Familie. — Unser Sohn, ist unser einziger Liebling und wir Beide sind entschlossen, ihm nachzugehen, und wenn

wir ihm auch als Bettler zu Fuß folgen müßten. Das allein ist unser Verlangen. Wir wollen Euch durchaus nicht mit Bitten um Almosen und Barmherzigkeit zur Last fallen. Wenn wir auch sterben, wir haben nur ein Leben zu verlieren. Um unseres einzigen Sohnes und Lieblingskindes willen wollen wir armen Eltern uns am Wege niederlegen und sterben. Dort mögen unsere Körper den Boden düngen für die Bäume der Allee. Und das Alles wollen wir getrost erdulden und keine Klage erheben. Darum beeilt Euch nun und geht nach Hause Ihr Alle mit einander! Von morgen an sind wir, wenn Ihr es wollt, geschiedene Leute und sprechen nicht mehr mit einander. Was immer Ihr über diese Angelegenheit reden mögt, es kümmert mich nicht mehr!"

Und er erhob laut seine Stimme und weinte, viele Thränen vergießend, wie sein Weib es gethan hatte. Was diese betrifft, so verwandelte sich ihre Betrübniß, als sie hörte, daß das Enterbungsdocument nun nicht gültig sei, in helle Freudenthränen. Die übrigen Familienmitglieder saßen in stummem Erstaunen da, über eine so unerhörte Sache, und konnten dem alten Paare nur sprachlos in's Gesicht starren.

Ihr könnt daraus entnehmen, in wie hohem Grade Eltern von der Liebe zu ihren Kindern ergriffen und erschüttert zu werden vermögen. Wie eine Katze ihr Kleines im Maule herumträgt und es das eine Mal von der Sonne in den Schatten bringt und das andere Mal wieder aus dem Schatten in die Sonne, so machen es auch die Eltern mit ihren Kindern, setzen die schlechten Seiten derselben in den Schatten und suchen ihre

guten Eigenschaften in helles Licht zu stellen. Sie kümmern sich nicht um den Tadel der Welt, noch um die Pflichten gegen ihre Vorfahren, noch auch um die traurige Zukunft, die ihnen droht. Von der Liebe zu ihrem Kinde hingerissen und berauscht, erregen diese Eltern wegen ihres außerordentlich innigen Mitgefühls unser eigenes Mitleiden.

Und nicht blos die beiden Eltern unserer Geschichte sind in diesem Falle. Die Herzen aller Eltern, welche Kinder haben, sind über die ganze Welt hin dieselben. In dem Gedichte des verstorbenen Gelehrten Ischida heißt es: „Wenn ich um mich schaue, und die Herzen der Eltern ganz eingenommen sehe von der Liebe zu ihren Kindern, dann erkenne ich, daß auch meine eigene Mutter und Vater eben so gefühlt haben müssen". — Sicherlich! das ist ein wahres Wort!

Doch um wieder auf meine Erzählung zu kommen: Der Heiligenschein der Liebe, Güte und Barmherzigkeit seiner Eltern drang dem verlorenen Sohn tief in's Herz und in die Eingeweide. Welch wunderbare Wandlung geschah mit ihm! Als er das Benehmen seines Vaters und seiner Mutter durch die Fensterritze mit ansah und ihr Seufzen und Schluchzen vernahm, war es ihm, ein so großer Bösewicht er auch gewesen sein mochte, als ob sein ganzer Leib in einer Presse stecke, und obwohl Thränen in seiner Brust aufstiegen, so konnte er doch vor Scham seine Stimme nicht laut erheben und nicht weinen. In seinen Aermel beißend warf er sich auf den Boden und vergoß Thränen im Stillen. Was sagt der Vers des ehrwürdigen Priesters Eni? „Man vergießt Thränen des Dankes

und weiß nicht wie und warum". Ein hübscher kleiner Vers in der That! So konnte denn der ungerathene Sohn weder stehen noch sitzen. Da seht Ihr es deutlich, daß das menschliche Herz von Natur Güte und Tugend ist. Nur dann, wenn wir uns selbstisch unseren Neigungen hingeben, wird die ursprüngliche Tugend verdunkelt.

Doch ich fahre in meiner Geschichte fort. Der verlorene Sohn wurde von der so überaus großen Güte, die seine Eltern an den Tag gelegt hatten, bis in's Innerste seiner Seele ergriffen, und der Glanz seines eigenen originalen guten Herzens kehrte ihm zurück. Die Sonne brach hervor! Und was wurde nun unter ihren Strahlen aus all den Wolken des Eigenwillens und der Selbstsucht? Die Wolken wurden zerstreut, und aus dem Grunde seiner Seele entsprang das innige Verlangen, seinen Eltern für ihre Güte zu danken. — Wir kennen Alle die Geschichte jenes Rohrschneiders, der, als er den Mond so hell und glänzend zwischen den Bäumen des Moorlandes aufsteigen sah, sich einbildete, dieses Gestirn müsse mit dem Polirrohr polirt worden sein. Wenn ein Mann, der sehr boshaft gewesen ist, von Reue ergriffen wird und zu seinem originalen Herzen zurückkehrt, so wird er dann um so besser, und sein Glanz gleicht dem des aufgehenden und polirten Mondes. — Das ist wunderbar genug!

So wollte denn der ganz zerknirschte Sohn sofort in das Zimmer eintreten und seine Eltern um Vergebung anflehen. Aber er dachte: „Warte noch ein wenig! Wenn ich so plötzlich in das Zimmer einbreche, so werden sich alle Ver-

wandten erschrecken und nicht wissen, was sie daraus machen sollen, und das würde meine Eltern in Verlegenheit bringen. Besser ist es, ich nehme eine unschuldige Miene an, als wüßte ich nichts von Allem, was hier eben vorgegangen. Ich will lieber durch die Hauptthür eintreten und die Verwandten bitten, für mich bei den Eltern ein gutes Wort einzulegen".

So verließ er denn mit leisen Tritten die Hinterseite des Hauses, wo er gestanden hatte, und schlich herum zu der Vorderthür. Da angekommen, machte er absichtlich mit seinen eisenbeschlagenen Sandalen ein vernehmliches Geräusch, hustete laut, um seine Stimme zu reinigen, und trat in's Zimmer ein.

Die Verwandten stutzten und waren nicht wenig alarmirt; aber die Eltern, als sie in's Antlitz ihres verlorenen Sohnes blickten, brachen in Thränen aus. Er sprach kein Wort und stand eine Zeit lang still weinend, mit gesenktem Haupte da. — Nach einer kleinen Weile richtete er sich an die Verwandten und sprach: „Obwohl ich schon früher oft mit Enterbung bedroht wurde, und obgleich ich in jenen Tagen die Sache leicht nahm, so fühlte ich doch heute Abend, da ich von Eurem großen Familienrathe hörte, mein Herz, ich weiß nicht wie, ganz und gar von Angst und Traurigkeit ergriffen Wenn ich bis heute auch Böses auf Böses gehäuft habe, so werde ich doch nun gewiß meinen Lebenswandel ändern, und daher bitte ich Euch, den auf heute festgesetzten Enterbungsact noch eine Weile auszusetzen. Ich wage es nicht, Euch um einen langen Aufschub anzuflehen. — Ich möchte nur dreißig Tage haben, und wenn ich innerhalb dieser Zeit nicht Beweise der Besse-

rung und Reue gegeben habe, dann enterbt mich! Ich will mich dann nicht darüber beklagen. Ich bitte Euch, meine Herren, bei meinen Eltern Euch verwenden zu wollen, daß auch sie mir diesen Aufschub von dreißig Tagen gewähren mögen, und ihnen meine reu- und demüthigen Entschuldigungen vorzulegen". —

Mit diesen Worten warf er sich nieder und rieb seinen Kopf auf der Matte, wie ein zerknirschter Supplicant, in einer ganz demüthigen Art und Weise, die sonst seiner Natur völlig fremd war.

Die Verwandten hatten sich nach Anhörung der festen und entschlossenen Aeußerungen der Eltern schon von ihren Plätzen erhoben. Doch waren sie, obwohl auf dem Sprunge, das Haus zu verlassen, noch in allgemeiner Aufregung und Verstimmung zurückgeblieben. Als aber nun der Sohn zur rechten Zeit hereintrat, stellte er mit seinen Worten Ruhe und Harmonie wieder her, und die gerührten Verwandten wendeten sich an die Eltern mit den Worten: „Wir bitten Euch, die Abmachung der heutigen Angelegenheit noch auszusetzen", und damit legten sie ihnen des Sohnes Apologie zu Füßen.

Ach die guten Eltern! Sie hätten ja ihren Sohn nicht enterbt, auch wenn er gar nicht bereut hätte. Wie viel mehr weinten sie jetzt vor Freude, als sie seine Worte vernahmen. Die Verwandten, von der heilvollen Wendung entzückt, ermahnten den Sohn, nun ganz und gar wieder pflichtgetreu zu werden. Und hiermit brach der nächtliche Familienrath

auf. Auf diese Weise wurde der junge Mann, so zu sagen, in einem Handumdrehen ein frommer Sohn, und die Art, wie er von Stund an seinen Eltern diente, war die eines liebenden und zärtlichen Kindes. Seine früheren schlimmen Wege verwischte er gänzlich und machte sie vergessen. —

Der Ruf von dieser Begebenheit verbreitete sich weit in der Welt. Und ehe ein halbes Jahr verstrichen war, gelangte sie auch zu den Ohren des Gutsherrn, der, nachdem er seine adelige Brille aufgesetzt und den Fall gehörig untersucht hatte, den Sohn zum Vorsteher des Dorfes ernannte. — Darnach mögt Ihr nun urtheilen, was Eltern-Liebe zu thun vermag.

Drei Jahre nach diesem Vorfalle lag die Mutter schwer erkrankt auf ihrem Sterbebette. Da rief sie ihren Sohn herbei und sprach zu ihm: „Als vor einiger Zeit die Berathung über Deine Enterbung und Verstoßung abgehalten wurde, da wurde Dein Herz auf eine wunderbare Weise zum Guten gewendet, und seitdem bist Du stets ein pflichttreuer Sohn gewesen, besser als alle Anderen. Wenn Du damals nicht bereut hättest, und ich dann unterdessen gestorben wäre, so würde meine Seele wegen meines thörichten Betragens gegen Dich ohne Zweifel in die Hölle gefahren sein. Jetzt aber nach Deiner Reue und Besserung lastet nichts mehr auf meinem Herzen, und es ist nun wohl gewiß, daß ich in's Paradies gelangen werde. So wird denn der Umstand, daß ich unter die Heiligen komme, das Werk Deiner kindlichen Liebe sein".

Und die Sage geht, daß mit dieſen Worten die Mutter, ihre Hände zum Gebet erhebend, geſtorben ſei.

Es iſt ausgemacht, daß wir durch unſere Handlungen ſchon hier auf Erden einen Einblick in das zukünftige Leben gewinnen. Wenn das Herz eines Menſchen durch böſe Thaten ſchon in dieſem Leben gequält wird, ſo wird es auch jenſeits wieder gepeinigt werden. Das vom böſen Gewiſſen geängſtigte Herz, das iſt die Hölle. Das ruhige Herz, das iſt das Paradies. Die Unruhe oder der Friede der Eltern hängt von ihren Kindern ab. Wenn die Kinder tugendhaft ſind, leben die Eltern wie die Heiligen. Sind die Kinder boshaft, ſo erleiden die Eltern die Qualen der Verdammten. Wenn einmal Euer jugendliches Gemüth in einem Anfalle von Leichtſinn Euch verleitet hat, Sorge und Kummer über Eure Eltern zu bringen und ihnen Thränen zu entlocken, dann erwägt die Reihe der Argumente, die ich eben entwickelt habe. Von Stund an prüft Eure Herzen und bereut. Wenn Ihr zu Euren Pflichten zurückkehrt, ſo werden Eure Eltern von dem Tage an glücklich wie die Heiligen leben. Aber wenn Ihr nicht bereuen wollt, ſondern auf Euren böſen Wegen verharrt, ſo werden Eure Eltern die Qualen der Hölle erleiden. Himmel und Hölle iſt eins mit Reue und Nichtreue. Reue aber iſt nichts Anderes als das verlorene Herz wiederfinden, und das iſt der Grund

und der Gegenstand aller Weisheit. Ueber diesen Punkt werde ich morgen Abend noch weiter zu Euch reden. —

Dritte Predigt.

(Aus den Predigten des Kiu-o. Band 1.)

Moschi hat gesagt: „Seht hier den dritten Finger! Wenn eines Menschen dritter oder namenloser Finger krumm ist, so daß er ihn nicht ausstrecken kann, so wird er, obgleich ihm der Finger sonst durchaus keinen Schmerz verursacht, doch, wenn er von Jemandem hört, der so etwas curiren kann, sich nichts daraus machen, sogleich eine weite Reise von Schin nach So*) zu unternehmen, um den Arzt über seinen krummen Finger zu berathen. Denn er weiß, daß es unangenehm und widerwärtig ist, den Finger anders zu haben, als andere Menschen. — Dagegen kümmert sich derselbe Mann nicht einen Deut darum, wenn sein Herz schief und krumm und von den Herzen anderer Menschen verschieden ist. — So sehr mißachten die Menschen den wahren Werth der Dinge".

Das ist nun das zweite Capitel meiner Predigt über das Thema, daß Wohlwollen das wahre Herz des Menschen sei, über das ich zu Euch an einem früheren Abend sprach. Die

*) Alte Provinzen China's.

wahre Weisheit hat kein anderes Ziel, als das: verlorne Seelen wieder zu gewinnen, und in Uebereinstimmung damit hat Moschi in obiger Parabel die über Alles große Wichtigkeit des menschlichen Herzens noch einmal deutlich machen wollen.

Der „namenlose Finger" ist der nächste bei dem „kleinen Finger". Der Daumen heißt der „Vaterfinger", der erste Finger wird „der Index" genannt. Den langen nennt man „den Mittelfinger". Der dritte Finger ist allerdings zuweilen „der Finger, um Roth aufzutragen" oder „der Schminkfinger" genannt. Doch dieser Name wird ihm nur von Damen gegeben. Er ist nicht im allgemeinen Gebrauch. Da er also keinen allgemein gültigen Namen hat, wird er gewöhnlich „der namenlose Finger" genannt. Und wie kommt er zu dieser Benennung? Nun! weil er von allen Fingern der am wenigsten brauchbare ist. Wenn wir etwas ergreifen und festhalten wollen, so thun wir dies durch die Stärke „des Daumens" und „des kleinen Fingers". Wenn ein Mensch sich den Kopf kratzt, so thut er es mit „dem Index". Wenn er die Wärme des Weines im Kessel prüfen will*), so bedient er sich des „kleinen Fingers".

Während nun so jeder Finger seine eigenen Verwendungen und Pflichten hat, gewährt nur „der namenlose Finger" gar keinen besonderen Nutzen. Er ist uns nicht im Wege, wenn wir ihn haben, und wir entbehren ihn nicht sehr, wenn wir ihn verlieren. Am ganzen Körper ist er das unbedeutendste

*) Wein wird in Japan fast immer erwärmt getrunken.

Glied. Wenn er krumm ist, so daß wir ihn nicht gerade ausstrecken können, so thut es uns doch nicht weh, wie Moschi sagt. Selbst wenn wir ihn gar nicht haben, sind wir darum doch nicht schlimmer daran. Daher wäre es auch, wenn wir ihn gekrümmt haben, am besten, ihn so zu lassen, wie er ist.

Dennoch aber wenn ein Mensch mit einem solchen krummen Finger von einem Doctor hört, der ihn gerade machen kann, so wird er, wie gesagt, mag die Entfernung auch noch so groß sein, sich gleich auf den Weg machen und den Doctor zu Rathe ziehen. — Und weshalb das? — Weil er sich schämt, einen Finger zu haben, der ein wenig verschieden ist von denen der übrigen Menschen. Es verlangt ihn, geheilt zu werden, und er macht sich nichts daraus, für diesen Zweck von Schin nach So — eine Entfernung von tausend Meilen, — zu reisen.

In hohem Grade empfänglich sind die Menschen gegen das Schamgefühl, und zwar mit Recht. Denn das Gefühl der Scham ist der Anfang der Tugend. Dies Gefühl ist den Menschen angeboren. Aber es giebt verschiedene Arten, Scham zu empfinden. Manche sind sehr empfindlich für Scham, die ihr Aeußeres angeht, kennen aber die ihre Herzen betreffende Scham gar nicht. Das ist ein erschrecklicher Mißgriff. Nichts kann in Bezug auf Bedeutsamkeit mit dem Herzen verglichen werden. Das Herz wird mit Recht der Herr des Leibes genannt, den es regiert wie ein Meister sein Haus regiert. Soll nun der Herr, welcher das Herz ist, leiden und seine Krankheit vernachlässigt werden, während man für seine Diener — und das nur sind die Glieder — alle erdenkliche Sorgfalt

hat. Wenn Du Dir das Knie verletzt hast, so lege Schwamm auf, um die Blutung zu stillen. Wenn bei der Moxa Eiterung erfolgt, wende ein Pflaster an; hast Du Dich erkältet, bereite Dir eine Medicin aus Knoblauch, Grütze und Ingwerwein! — Um einer Kleinigkeit willen seid Ihr besorgt und lauft gleich zum Doctor. Ist Euer Herz aber krank, so macht Ihr Euch nichts daraus. Obgleich Ihr von Menschen geboren seid, so ist es Euch doch gleichgültig, wenn Eure Herzen denen der Füchse und Schlangen, Krähen oder der Teufel ähnlicher sehen, als menschlichen Herzen, weil Ihr nur für Euren Leib Sorge tragt. O! wie seid Ihr doch in einen so großen Irrthum befangen! Es ist wohl schon eine alte Verkehrtheit. Denn darauf deutet bereits Moschi hin, wenn er sagt, daß es die Ordnung der Dinge verkennen heiße, wenn man auf die Entstellung eines kleinen Fingers achte, die Deformitäten der Seele aber ignorire. Das heißt, keinen Unterschied machen zwischen Dem, was wichtig, und Dem, was ganz unwichtig ist, eine Lappalie sorgfältig auflesen und bei etwas sehr Werthvollem vorübergehen. Und doch lehrt schon ein natürlicher Trieb den Menschen, das Große dem Kleinen, das Bedeutende dem Unbedeutenden vorzuziehen.

Wenn Jemand von seinen Verwandten und Bekannten zu einem Gastmahle eingeladen ist, und wenn dann die Gäste versammelt sind, der Haupttheil der Mahlzeit schon verschwunden ist, dann sieht er um sich, mit Augen, die ihm beinahe aus dem Kopf treten, glotzt seine Nachbarn an, und indem er die kleinen Leckerbissen von geröstetem Geflügel oder Fisch, die ihnen

vorgesetzt werden, vergleicht und heraus findet, daß diese einen halben Zoll größer sind als die, welche er bekommen hat; dann bläht er sich vor Aerger auf und spricht für sich: „Was auf der Welt denkt denn der Wirth? Herr Tarubei ist ein Gast. Aber das bin ich auch. Was soll es bedeuten, daß der Gastgeber mich so knauserig bedient? Dahinter muß irgend eine Bosheit oder übler Wille stecken". Auf diese Weise grollt er mit seinem Wirthe. Nun bitte ich Euch, denkt einmal über diesen Fall nach. Lohnt es sich denn der Mühe, in zornige Aufwallung zu gerathen wegen eines Bissens gebratenen Geflügels oder Fisches? Und doch gerade in solchen Kleinigkeiten, wie diese, zeigen die Menschen, wie sie etwas, was sie für bedeutend ansehen, zu erhaschen trachten. Wie kann ein Mensch seines gekrümmten Fingers wegen mit Scham erfüllt werden und es doch für kein Unglück erachten, wenn sein Herz krumm ist? Da zeigt es sich, wie sie den Schatten hingeben für die Substanz.

Moschi tadelt streng die Mißachtung der wahren Ordnung der Dinge. Was für verkehrte und verblendete Creaturen sind doch die Menschen! Wie heißt es in dem alten Liede? „Verborgen tief im Innern des Waldes steht der Baum, der schon ganz verfault zu sein scheint. Aber wenn nur sein Kern noch gesund ist, kann man ihn doch noch wohl wieder zum Blühen bringen." — Was hat es zu bedeuten, wenn die Hand oder der Fuß entstellt ist? Das Herz ist die Hauptsache, ist der Kern. Ist Euer Herz schief, was hilft es Euch dann, daß Ihr eine Adlernase habt, daß Eure Haut glatt und Euer Haar schön ist?

Alle diese Dinge blenden nur das Auge, sind im Uebrigen äußerst nutzlos. Es ist als thätet Ihr Pferdedünger in eine goldlackirte Theedose. Mit Recht nennt man das eine glatte und trügerische Außenseite.

Eine Küchenmagd hat die Töpfe gereinigt und in die Küchengrube ausgeleert. Der Küchenjunge Tschokitschi kommt herbei und sagt ihr: „Du hast da etwas Holzkohlenstaub an der Nase", und zeigt mit dem Finger auf den schmutzigen Fleck. Die Küchenmagd ist ihm dafür ganz dankbar und antwortet: „Wirklich! ach ich bitte, wo ist es denn?" Dann wickelt sie schnell ein Handtuch um ihren Finger, und indem sie ihren Kopf beugt, bis Mund und Stirn fast im selben Niveau sind, schielt sie nach ihrer Nase und bearbeitet sie, als ob sie der berühmte Goto*) bei der Arbeit wäre, die Ornamente eines Schwertgriffs gestaltend. „Ich frage Euch, Meister Tschokitschi, ist der Schmutz nun weg?" — „Ei! ganz und gar nicht! Du hast die Kohle nun über Deine ganze Wange verbreitet." — „O je! o je! ist das möglich?" — Und nun benützt sie das Wasserfaß als Spiegel und wäscht sich das ganze Gesicht rein. Darauf denkt sie bei sich selbst: „Der Tschokitschi ist doch ein guter Bursche". Beim Abendessen hält sie es für angemessen, ihm ein Paar große Kochlöffel mehr zuzuwenden, und bedankt sich bei ihm wieder und wieder. —

Aber wenn nun derselbe Tschokitschi zu ihr käme und ihr

*) Ein berühmter Gold- und Silberschmied der alten Zeit. Der Benvenuto Cellini der Japaner. Seine Marke auf einem metallenen Bildwerke erhöht den Werth desselben um's Zehnfache.

sagte: „O wie träge bist Du!" oder: „Ich wollte Du könntest es über Dich gewinnen, etwas weniger von einem Zankteufel zu sein!" was glaubt Ihr, würde die Küchenmagd zu solchen Ermahnungen sagen? Denkt einen Augenblick darüber nach! — „Der Teufel hole des Kerls Unverschämtheit! Wenn ich ein böses Herz oder eine eckige Gemüthsart hätte, würde ich hier in der Küche seine treue Gehülfin sein? Packe Dich! und laß Dich hängen! Du magst zusehen, wer Dir in Zukunft Deine schmutzigen Betttücher wäscht!" — Darüber wird sie zu einem wahren Teufel, blos die Hörner abgerechnet.

Außer unsrer armen Küchenmagd giebt es auch wohl noch andere Leute, die sich in gleichem Falle ebenso wie sie betragen. „Entschuldigen Sie mich, Herr Gundabei, das gestickte Wappen auf Ihrem Hofkleide hat sich ein wenig verschoben." Sogleich beeilt sich Herr Gundabei, sein Kleid mit ängstlicher Sorgfalt zurecht zu ziehen. „Ich danke Ihnen, mein Herr. Ich bin Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit zehnmillionen Mal verbunden. Sollte da je irgend Etwas sein, worin ich Ihnen wieder zu Diensten sein könnte, bitte thun Sie mir die Ehre, es mich wissen zu lassen," — und mit von höflicher Freundlichkeit strahlendem Gesichte drückt er seinen Dank aus. — Aber nun seht die andere Seite des Bildes. „Wirklich, Herr Gundabei, Ihr seid ja sehr närrisch. Ihr scheint mir ganz und gar nicht verständig zu handeln." Oder: „Ich bitte Euch, Herr Gundabei, seid doch aufrichtig und ehrlich! Es macht mich ganz übel, einen Menschen so verkehrten Sinnes zu sehen". — Wie wird Herrn Gundabei's Antwort hierauf lauten? Er

dreht ſein Schwert im Gürtel um, bereit es zu ziehen, und ſpielt mit den Fingern den Zapfenſtreich des Teufels auf dem Griffe. Es ſieht aus, als müßte es gleich zu einem Zweikampfe kommmen.

Kurz, wenn Ihr einem Menſchen in irgend Etwas beiſteht, was mit einem Mangel ſeines Leibes zu thun hat, ſo nimmt er es ganz gütig auf und wird dieſen Mangel gleich zu beſeitigen bereit ſein. Wenn aber Jemand einem Andern helfen will, einen Fehler ſeines Herzens zu corrigiren, dann bekommt er es mit einem Manne im Dunkeln zu thun, der zornig losbricht und um Beſſerung ſich nicht im Geringſten kümmert. Wie iſt das doch ſo ganz gegen allen Verſtand! Und dennoch giebt es Leute, die bis zu dieſem Punkte verblendet ſind. Und dazu noch iſt das nicht etwa ein ſeltener Fall. Dieſer falſche Maaßſtab für Kleines und Großes, für Färbung und Subſtanz iſt uns Allen gemein, Euch ſowohl als auch mir! —

Bitte ſchenkt mir Eure Aufmerkſamkeit! — Unſer Auge nimmt die äußere Erſcheinung wahr, nicht aber das Herz. Daß das Herz ſchief oder verdreht iſt, verletzt unſer Auge nicht. Es kommt Alles auf ein geſundes und ſcharfes Urtheil an, und wir müſſen beſtändig ſorgfältig aufpaſſen.

Der Herr eines Hauſes ruft ſeinen Diener Tſchokitſchi, der ſchlummernd in der Küche ſitzt: „Hier! Tſchokitſchi! die Gäſte ſind ſchon alle fort. Komm und trage die Ueberreſte des Weins und der Fiſche in die Speiſekammer!“ — Tſchokitſchi reibt ſich die Augen, und mit einer brummigen Antwort

stapft er in die Speisekammer. Hier um sich blickend, sieht er alle die netten Dinge auf den Brettern und in den Schüsseln in Parade aufgestellt. Ganz wunderbar vergeht ihm seine Schläfrigkeit. Niemand braucht ihn nun zur Eile anzuspornen. Seine Augen erglänzen vor Lust, und er ruft: „Holla! da ist ja ein voller Haufen von des Probirens würdigen Gegenständen. Da ist ja ein ganzer Pfannkuchen in dieser Schüssel übrig geblieben! Wie hungrig müssen die Gäste noch gebieben sein! Und was ist denn das? Das sieht ja aus wie Fischpasteten!" Und damit greift er zu und stopft sich den Mund voll. Aber zugleich fällt ihm in einer chinesischen Porzellanschüssel*) eine hübsche Gruppe junger Barsche in die Augen. „Da sitzen die kleinen gebratenen Schönheiten ganz still im Kreise herum, wie Buddhapriester in Meditation verloren! O du meine Güte! wie allerliebst ist das!" — und als eben sein Zeigefinger und Daumen über ihren Köpfen ausgestreckt ist, da hört er seines Herrn Fußtritte. Seines Unrechts sich bewußt, stopft er seinen Raub rasch in die Tasche seines Aermels und bückt sich, um den Weinkessel und die Tassen bei Seite zu stellen. Dabei purzeln aber alle die beigesteckten Barsche aus seinem Aermel heraus. „Was ist das?" ruft der Meister.

Tschokitschi stellt sich, als ob er nicht wüßte, was ge-

*) Curiositäten aus China, wie Porzellansachen, Emailarbeiten, geschnittene Nephrite und dergleichen werden in Japan sehr geschätzt. Viele Porzellansachen in Japan sind mit einem nachgemachten chinesischen Stempel aus der Zeit der Mingdynastie versehen.

schehe, klopft auf die Matte und sagt: „Kommt wieder vorgestern!“ *)

Aber es ist vergebens, seinen Herrn glauben zu machen, daß die kleinen Barsche Spinnen seien. Sie gleichen diesen ja nicht im Geringsten.

Ja! ja! Es hilft nichts, unsere bösen Thaten zu verbergen. Sie kommen ganz bestimmt, wie die Barsche, an's Tageslicht. Und so ist es auch mit dem menschlichen Herzen, seine Absichten und Gedanken wollen heraus wie die Barsche. Wenn das Herz vor Wuth schäumt, dann schwillt die Stirnader an. Wenn das Herz voll Kummer ist, dann steigen Thränen auf in's Auge. Ist das Herz lustig, dann zeigen sich die Grübchen in den Wangen. Ist das Herz munter, dann lächelt das ganze Gesicht. — Nicht darum, weil die Augen sich mit Thränen füllen, ist das Herz traurig, nicht weil die Stirnader anschwillt, schäumt das Herz vor Wuth. Vielmehr ist es das Herz, welches die Grundursache aller dieser Aeußerungen ist. Alle heftigen Sensationen des Herzens thun sich in der äußern Erscheinung kund. In der „großen Wissenschaft“ des Koschi steht geschrieben: „Die Wahrheit von Dem, was drinnen ist, erscheint auf der Oberfläche“. — Wie ist es denn nur möglich, das Herz zu verbergen? Schnöde Antworten geben, wenn man ermahnt wird, ein Liedchen pfeifen, wenn man gescholten wird, sind Beweise eines kranken Herzens. Und wenn man dieser Krankheit nicht schleunig zu Leibe geht, so wird sie chronisch

*) Eine Zauberformel, um Spinnen, die in Japan als Unglücksboten betrachtet werden, einzuladen, ad calendas Graecas zu kommen.

werden, und alle Heilung schwierig sein. Vielleicht mag die Krankheit so heftig werden, daß Giba und Henjaku selbst*) trotz gemeinsamer Berathung keine Besserung zu Stande bringen würden. Und daher lade ich Euch ein, bevor die Krankheit so schlimm wird, die Abhandlungen, die den Titel „Schingaku" (die Kenntniß des Herzens) haben, zu studiren. Wenn Ihr dabei zum Besitz Eures Herzens, so wie es ursprünglich von Natur war, gelangt, wie wundervoll wird das sein! Dann wird Euch Euer Gewissen den leisesten verkehrten Trieb und die kleinste selbstsüchtige Regung anzeigen.

In Bezug auf diesen Gegenstand mag ich Euch wohl eine kleine Geschichte mittheilen, die mir von einem meiner Freunde erzählt wurde. Es ist eine Geschichte, die der Besitzer eines Geldwechselgeschäfts sehr gern vortrug.

Einen sehr wichtigen Theil des Geldwechselgeschäfts bildet die Kunst, das echte Gold und Silber vom unechten zu unterscheiden. In den verschiedenen Etablissements dieser Art befolgt man sehr verschiedene Methoden, die Lehrlinge jene Kunst zu lehren. Das Verfahren meines Geldwechslers war dieses: Zuerst pflegte er den jungen Leuten nur gutes Geld vorzulegen, und gar kein schlechtes Silber. Nachdem sie sich mit dem Aussehen des guten Geldes gründlich vertraut gemacht hatten, steckte er wohl insgeheim eine falsche Münze unter die echten, und da fand sich denn, daß sie jene sogleich entdeckten. Sie sahen es so klar und deutlich, wie Ihr etwas seht, auf das Ihr die Lichtstrahlen eines Spiegels habt fallen lassen. Diese Ge-

*) Zwei berühmte indische und chinesische Aerzte.

schicklichkeit, falsches Geld auf den ersten Blick zu erkennen, war das Resultat einer gründlichen Kenntniß des echten Geldes. Nachdem sie einmal diese Schule durchgemacht hatten, versahen sich die Lehrlinge, wie man mir gesagt hat, während ihres ganzen Lebens nicht wieder. Ich weiß nicht, ob dies buchstäblich wahr ist, aber gewiß ist es, daß dies Geldwechslerprincip sich vortrefflich auf moralische Belehrung anwenden läßt. Es ist eine sehr sichere Lehrmethode. Zugleich aber hat man mir auch gesagt, daß ein Mensch, der auf die besagte Weise es gelernt hat, falsches von gutem Gelde zu unterscheiden, nachher aber wieder ein halbes oder ganzes Jahr lang ein anderes Gewerbe betreibt und die Behandlung des Geldes aufgiebt, dann gerade so wieder wird, wie jeder andere unerfahrene Mensch, unfähig das Gute vom Schlechten zu unterscheiden.

Ich bitte Euch, denkt darüber einmal nach. Wenn Ihr Euch einmal mit der Natur des unverdorbenen Herzens vertraut gemacht habt, so werdet Ihr von da an sofort Euch der kleinsten Hinneigung zur Selbstsucht bewußt sein. Und warum? — Weil das natürliche Herz erleuchtet ist. Wenn ein Mensch einmal das Vollkommene kennen gelernt hat, so wird er nie das Unvollkommene annehmen wollen. Aber wenn er nach Erlangung dieser Kenntniß doch sein natürliches Herz wieder aus dem Gesichte verliert und allmählig vergißt, das Vollkommene zu erkennen, so findet er sich wieder im Dunkeln und vermag das falsche Geld vom echten nicht mehr zu unterscheiden.

Ach ich bitte Euch, seid auf Eurer Huth! Wenn ein Mensch üble Gewohnheiten annimmt, so kann er die Verschiedenheit zwischen dem guten Impulse seines natürlichen Herzens und den bösen Regungen seines verdorbenen Herzens nicht mehr unterscheiden. Mit diesem verfinsterten Herzen, als dem Ausgangspunkte aller seiner Handlungen, kann er kaum seine Absicht durchführen und er wird seufzend und wieder seufzend seine Achseln zucken. Ein elendes, wahrhaft bedauernswerthes Geschöpf! Dabei verliert er alles Selbstvertrauen, so daß er, obgleich es für ihn viel besser wäre, seinen Mund zu halten und gar nicht darüber zu sprechen, doch hingeht und Jedem, dem er begegnet, die Verkehrtheit seines Herzens bekennt, wenn er nur das geringste Mißgeschick erfährt oder sich in einer sehr unbedeutenden Verlegenheit befindet. O! wie trostlos ist dieser Zustand für einen Menschen! Daher bitte ich Euch, doch ja recht gründlich das echte Silber des Herzens zu erkennen, damit Ihr mit der falschen Münze nicht in Schaden kommt. Mein Gebet ist, daß Ihr und ich während unseres ganzen Lebens nie den Weg der guten Grundsätze verlassen mögen.

In Beziehung darauf habe ich Euch eine amüsante Geschichte zu erzählen, wenn Ihr so gut sein wollt, zuzuhören:

Die guten Freunde, welche das Gebrüll der Hirsche belauschen wollten.

Einstmals in einer Jahreszeit, da die Herbstnächte schon anfingen, kühl zu werden, kamen fünf oder sechs Freunde, wohlhabende Kaufleute, zusammen, um ein wenig mit einander

zu plaudern, und nachdem sie ihre Picknickbüchse fertig und ihre Weinflasche gefüllt hatten, machten sie sich auf den Weg zu einem Tempel im Gebirge, wo ein ihnen befreundeter Priester wohnte, um dort das Gebrüll der Hirsche zu belauschen. In dieser Absicht machten sie dem Priester einen Besuch und mietheten ein Gastzimmer in dem benachbarten Kloster.*)

Und wie sie da so saßen, auf den Ruf der Hirsche wartend und lauschend, da fingen Einige aus der Gesellschaft an, Verse zu machen. Einer schrieb einen Vers auf Chinesisch, ein Anderer schrieb einen Vers von siebzehn Silben. Und während sie die Weintasse kreisen ließen, kam die Zeit des Sonnenuntergangs heran. Aber noch hatte kein Hirsch einen Laut von sich gegeben. Die achte Stunde kam und die zehnte, und nicht ein einziger Hirsch ließ sich hören.

„Was kann das nur bedeuten?" sagte Einer der Freunde. „Das Wild sollte um diese Zeit doch schreien." —

Aber trotz alles ihres Wartens blieben die Hirsche stumm. Endlich wurden die Freunde schläfrig, und da sie es überdrüssig wurden, Gesänge und Verse zu schreiben, fingen sie an zu gähnen und gaben es auf, über die Leiden und Sorgen des Lebens zu schwatzen. Und als sie endlich Alle ganz stille waren, erhob sich Einer von ihnen, ein guter Fünfziger, that dem Kreisen der Weintasse Einhalt und sagte:

„Gut, gewiß! Ihr Herren! wir haben den Abend mit

*) Alle Tempel in China und Japan haben Gastzimmer, die man für eine Kleinigkeit haben kann, sei es für lange oder kurze Zeit. Es ist eine falsche Ansicht, wenn man glaubt, daß diese geheiligten Räume dadurch, daß man sie als Gasthaus benutzt, entweiht würden. Es ist eben Landessitte.

Eurem Beistande in sehr vergnüglicher Conversation verbracht. Aber obgleich ich mich in dieser Weise ganz prächtig unterhalte, so werden doch meine Leute zu Hause ängstlich werden, und ich denke, wir sollten unser Trinkgelage jetzt aufheben."

„Warum denn das?" fragten die jetzt Andern.

„Nun, ich will es Euch sagen. Ihr wißt, daß der einzige Sohn, den ich habe, dieses Jahr zweiundzwanzig Jahre alt ist. Und Sorgen genug macht er mir auch. So lange ich zu Hause bin, hilft er mir ein wenig im Laden, aber recht verdrießlich. Und sowie er kein Stück von meinem Schatten mehr sieht, hißt er die Segel auf und steuert nach irgend einem unrechten Hafen, wo er zecht und allerlei Streiche ausführt. Obgleich alle unsere Bekannten und Verwandten ihm immer predigen, so machen doch ihre Worte keinen größeren Eindruck auf ihn, als der Wind, der in eines Pferdes Ohr bläst. Wenn ich daran denke, daß ich mein Vermögen einem solchen Burschen hinterlassen soll, so macht das mein Herz ganz klein, in der That! Obgleich ich, Dank Denen, die ich beerbt habe, keinen Mangel leide, so vergieße ich doch, wenn ich an meinen Sohn denke, blutige Thränen Tag und Nacht."

Und nachdem dieser so seufzend gesprochen hatte, da erhob sich ein Anderer, ein Mann von einigen fünf oder sechsundvierzig Jahren, und sagte:

„Nein, nein! Obgleich Ihr Euch so viel aus Eurem Mißgeschicke macht, so ist doch Euer junger Sohn im Grunde nur ein wenig unbesonnen. Ihr habt nicht so große Ursache zum Klagen und Grämen. Da habe ich von mir weit Aergeres

zu berichten. In den letzten Jahren haben meine Ladendiener mich in Schulden gebracht, indem sie dafür hielten, daß fünfzig oder sechzig Unzen mehr oder weniger nichts zu bedeuten hätte. Meine Handlungsbücher sind bei ihrer Wirthschaft ganz in Unordnung gerathen. Stellt Euch vor, was das sagen will. Seitdem sie kleine Kinder waren, so klein, daß sie sich noch nicht einmal die Nase putzen konnten, habe ich diese Burschen in meinem Hause gehabt, und jetzt, da sie im Laden etwas nützlich sein könnten, machen sie Schulden und sind nun ihrem Brodherrn zum größten Schaden. Du verlierst Dein Geld doch nur an Deinen eigenen Sohn."

Dann sagte ein dritter der Herren:

„Nun ja, ich denke, daß es gerade nicht so hart ist, Geld auf seine Handlungsdiener zu verthun. Aber in welche Verlegenheiten bin ich seit einiger Zeit gerathen! Ich kann aus meinen Kunden keinen Pfennig herauskriegen. Der Eine ist mir fünfzehn Unzen schuldig, der Andere fünfundzwanzig. Das ist wirklich genug, um einem Manne das Gefühl zu geben, als ob sein Herz ganz aufgerieben würde."

Als dieser mit Sprechen geendigt hatte, sagte ein alter, ihm gegenüber sitzender Herr, indem er seinen Fächer hin und her bewegte:

„Gewiß, meine Herren, Eure Klagen sind nicht ganz ohne Grund und Ursache. Doch, beständig um etwas Geld angesprochen zu werden, für Verwandte und Bekannte, heute eine Quittung ausschreiben, morgen einen Wechsel decken zu müssen, einen ganzen Haufen Anhänger zu haben, die Einen mit tau-

senderlei Bitten plagen, wie das mit mir der Fall ist, das ist ein noch viel ärgerer Fall."

Aber bevor der alte Herr noch halb ausgesprochen hatte, rief sein Nachbar laut aus:

„Ach! Ihr, meine Herren, lebt alle im Luxus im Vergleich mit mir. Bitte, hört, was ich zu leiden habe. Ich habe eine Frau und eine Mutter im Hause, die über nichts einig werden können. Den ganzen Tag über streiten sie sich wie zwei Kühe, die mit ihren Hörnern auf einander losgehen. Mein Haus ist mir dadurch so unerträglich geworden, als wenn es ganz voll von dickem Rauch wäre. Ich denke oft, es wäre am besten, mein Weib zu ihrem Geburtsorte zurückzuschicken. Aber ich habe zwei kleine Kinder, die sie füttern und erziehen muß. Wenn ich mich drein menge und für meine Frau spreche, so wird meine Mutter ganz mißmuthig. Wenn ich meine Frau zurechtsetze, dann sagt sie, ich behandle sie deswegen so brutal, weil sie nicht von meinem Fleische und Blute sei, und wirft Haß auf mich. Meine Marter und Pein sind über alle Beschreibung. Ich bin wie ein Pfosten mitten zwischen den beiden Stoßenden und Streitenden."

Und auf diese Weise schwatzten und schrien sie Alle im Chorus laut durch einander, Jeder über sein eigenes Mißgeschick. Endlich stand Einer unter ihnen sich besinnend und sammelnd auf und sagte:

„„Nun, meine Herren, jetzt sollten die Hirsche doch wohl schreien. Aber wir sind so eifrig bei unserer Conversation ge-

wesen, daß wir nicht wissen, ob wir ihr Gebrüll verpaßt haben oder nicht."

Mit diesen Worten stieß er die Schiebethür der Veranda zurück und blickte in's Freie hinaus, und siehe da! Ei! schaut doch! da stand ein großer Hirsch vollkommen still und ruhig am Rande des Gartens.

„Hallo!" sagte der Mann zum Hirsche: „Was ist das? Da Du die ganze Zeit über hier gewesen bist, warum hast Du denn nicht gebrüllt?"

Darauf antwortetete der Hirsch mit einer ganz langmüthigen und unschuldigen Miene:

„Ah, mein Herr, als ich hier ankam, hörte ich Euch laut klagen und da habe ich Eurem Geschrei gelauscht!"

Ist das nicht eine drollige Geschichte?

Alte oder junge Leute, Männer und Frauen, Reiche und Arme, sie hören Alle nicht auf, vom Morgen bis zum Abend über ihr Mißgeschick zu knurren. Und doch ist das Alles nur die Wirkung eines erkrankten Herzens. Kurz! wegen einer ganz unbedeutenden Neigung oder wegen eines selbstsüchtigen Wunsches thun sie Unrecht, um Unmögliches möglich zu machen. Das ist purer Mangel an Urtheilskraft und bringt allerlei Kummer über die Welt. Wenn Ihr einmal den Besitz eines vollkommenen Herzens erlangt habt, und einseht, daß das Unmögliche unmöglich ist, und erkennt, daß das Schwierige schwierig ist, so werdet Ihr es nicht versuchen, Euch überflüssigen

Kummer zu bereiten. Was sagt das Tschin-jo?*) Der weise Mann, den sein Loos unter die Reichen oder unter die Armen, unter die Barbaren oder sonst in Sorge gebracht hat, wird immer vermittelst seines natürlichen Instincts seine Lage begreifen. Wenn ein Mensch dies nicht begreift, so denkt er, daß die Ursachen seiner Freuden und Leiden in seinem leiblichen Verhalten und seinen äußeren Umständen stecken. Indem sie ihr Herz als Nebensache betrachten, streben sie nur nach leiblicher Behaglichkeit, verfallen dabei in Ausschweifungen, die dann in Geiz und Habsucht ausarten. Statt Freunde zu gewinnen, ist Kummer ihr Loos, und sie verbringen ihr Leben mit Jammern und Weinen.

Auf eine oder andere Art hängt in dieser Welt Alles vom Herzen ab. Ich beschwöre Jeden von Euch, zu sorgen, daß nicht Thränen sein Loos werden!

*) Das zweite Buch des Confucius.

V.

Harakiri.

Ein Bericht über das Harakiri.

(Aus einem seltenen japanischen Manuscripte.)

„Seppuku" (Harakiri) ist die Art der Selbsttödtung, welche unter den Samurai's in Gebrauch ist, und der sie sich unterziehen, wenn sie nicht umhin können, den Tod zu wählen. Einige führen diesen Selbstmord unter gewissen Umständen aus freiem Entschlusse aus. Andere dagegen, die irgend ein strafwürdiges Verbrechen begangen haben, werden dazu verurtheilt, ihrem Leben selbst ein Ende zu machen. Es ist durchaus nöthig, daß die Hauptperson bei diesem Acte, ihre Secundanten und die Zeugen, die bei der Sache betheiligt sind, alle dabei zu beobachtenden Ceremonien genau kennen.

Vor längerer Zeit lud einmal ein Daimio mehre Personen, die mit den mannigfaltigen Ceremonien ganz vertraut waren, zu sich ein, um ihm die verschiedenen Förmlichkeiten auseinanderzusetzen, welche von den öffentlichen Zeugen bei der Inspicirung und Verificirung des Kopfes ꝛc. ꝛc. beobachtet werden müssen, und dann um ihn über das Verfahren bei dem Act der Selbsttödtung zu unterrichten. Und darnach be-

Ein Bericht über das Harakiri.

(Aus einem seltenen japanischen Manuscripte.)

„Seppuku" (Harakiri) ist die Art der Selbsttödtung, welche unter den Samurai's in Gebrauch ist, und der sie sich unterziehen, wenn sie nicht umhin können, den Tod zu wählen. Einige führen diesen Selbstmord unter gewissen Umständen aus freiem Entschlusse aus. Andere dagegen, die irgend ein strafwürdiges Verbrechen begangen haben, werden dazu verurtheilt, ihrem Leben selbst ein Ende zu machen. Es ist durchaus nöthig, daß die Hauptperson bei diesem Acte, ihre Secundanten und die Zeugen, die bei der Sache betheiligt sind, alle dabei zu beobachtenden Ceremonien genau kennen.

Vor längerer Zeit lud einmal ein Daimio mehre Personen, die mit den mannigfaltigen Ceremonien ganz vertraut waren, zu sich ein, um ihm die verschiedenen Förmlichkeiten auseinanderzusetzen, welche von den öffentlichen Zeugen bei der Inspicirung und Berificirung des Kopfes ꝛc. ꝛc. beobachtet werden müssen, und dann um ihn über das Verfahren bei dem Act der Selbsttödtung zu unterrichten. Und darnach be-

lehrte er seinen Sohn und alle seine Vasallen über diese herkömmlichen Gebräuche. Eine andere Person hat gesagt, daß, weil diese Förmlichkeiten, welche der Prinzipal (der zum Harakiri Verurtheilte), seine Secundanten und die Zeugen durchmachen müssen, sehr wichtige Dinge sind, Jedermann sich mit dieser schrecklichen Sache bekannt machen sollte, damit wenn die Zeit für ihn kommen sollte, darin eine Rolle zu spielen, er nicht in Verlegenheit geriethe.

Die Zeugen müssen kommen, um die Selbsttödtung anzusehen und zu verificiren. Zu „Secundanten" hat man Männer nöthig, die sich schon im Kriegsdienst ausgezeichnet haben. In den alten Tagen wußte das Jeder. Aber heutzutage ist es Mode, von solchen Gebräuchen nichts zu wissen, und wenn es sich einmal trifft, was selten geschieht, daß ein Verbrecher einem Daimio zur Bewachung überliefert wird, mit dem Auftrage, daß er Harakiri vollziehen solle, so trifft es sich oft, daß zur Zeit des Actes unter allen den Vasallen des Fürsten sich Keiner findet, der competent und unterrichtet genug ist, um als Secundant agiren zu können, in welchem Falle dann zum Abschneiden des Kopfes des Verbrechers in aller Eile von irgendwoher ein Mensch beordert wird, der dann für den Tag ein Vasall des Fürsten wird und seinen Namen ändert. Und dabei achtet man denn gar nicht darauf, ob dieser Mensch aus den mittleren oder auch aus den niedrigsten Classen ist. Man übergiebt ihm die Sache, um über die Schwierigkeit hinwegzukommen, und betrachtet das nicht als eine Schande.

Es ist ein arger Verstoß gegen das Decorum, wenn der

Secundant, dem beim Harakiri ein so wichtiges Amt zufällt, im Beisein der vom Gouvernement gesandten Zeugen sich versieht, z. B. den Kopf nicht mit einem einzigen Schlage trennen kann. Eben daher sollte man immer nur eine sehr geschickte und geübte Person anstellen. Jeder Samurai sollte im Stande sein, eines Menschen Kopf abzuschlagen. Wenn man daher einen Fremden beauftragt, den Secundanten zu machen, so läuft man Gefahr, große Unkenntniß mit dem Waffenhandwerk an den Tag zu legen, und man wird nur ärgerlichen Anstoß damit geben. Junge Leute, die immer leichtsinnig ihrem jugendlichen Eifer trauen, sind namentlich nicht sorgfältig genug und machen gewiß irgend einen Mißgriff.

Einige Menschen giebt es, die zwar bei gewöhnlichen Veranlassungen geschickt genug sind, doch vor dem Publikum bei öffentlichen Actionen ihre Geistesgegenwart verlieren und sich da nicht so tüchtig zeigen, wie sie sein sollten. Es ist daher sehr wichtig, daß Menschen, die möglicher Weise zu Zeugen oder Secundanten bei einem Harakiri aufgerufen werden könnten, sich beständig in der Handhabung des Schwertes üben, und daß sie sich alle dabei herkömmlichen Gebräuche geläufig machen sollten, damit sie sich, wenn die Zeit kommt, die Fassung bewahren.

Einer großen alten Autorität zufolge gab es zwei Arten der Todesstrafe: Geköpft und strangulirt werden. Später wurde auch noch die Ceremonie des Harakiri hinzugefügt für den Fall, daß eine zur Kriegerclasse gehörende Person zum Tode verurtheilt war. Dies wurde zuerst in den Tagen der

Aschikaga-Dynastie*) angeordnet. Zu dieser Zeit war das Land in einem Zustande äußerster Verwirrung, und viele Menschen wurden zu Gefangenen gemacht, die, obwohl sie gekämpft hatten, doch nicht als des Hochverraths oder der Untreue gegen ihre Lehnsherren schuldig angesehen werden konnten. Solche Männer als Verbrecher gebunden hinauszuführen und zu enthaupten, wäre unerträglich grausam gewesen. Man dachte daher auf feierliche Ceremonien bei der Selbsttödtung durch Leibaufschneiden, um die geschiedene Seele zu trösten. Auf diese Weise kam die Ceremonie des Harakiri in Schwung, und so werden denn auch jetzt noch, wenn es nöthig wird, einen Mann zu Tode zu bringen wegen einer eines Samurai's nicht unwürdigen That, am Tage der Hinrichtung Zeugen in's Haus geschickt, und der Verurtheilte, nachdem er sich gebadet und neue Kleider angezogen hat, macht selbst seinem Leben ein Ende, verliert aber dabei nicht seinen Rang als Samurai. Das ist ein Gesetz, für welches in Wahrheit die Menschen dankbar sein sollten.

Ueber die Zubereitung des Schauplatzes für das Harakiri.

In alten Tagen pflegte die Ceremonie des Harakiri in einem Tempel ausgeführt zu werden. Im dritten Jahre der

*) Die dritte oder Aschikaga-Dynastie der Schogune blühte von 1336 bis 1568 n. C. G. Die Ausübung der Selbsttödtung durch Aufschneidung des Leibes ist in Japan ein uralter Gebrauch. Zu der bezeichneten Zeit wurden die begleitenden Ceremonien umständlich festgestellt.

Periode, welche „Kan-jei" genannt wird (1626 n. Chr. G.) erging an eine gewisse Person, welche man des Hochverraths schuldig befunden hatte, der Befehl, sich am vierzehnten Tage des ersten Monats im Tempel von Kitschijoji zu Komagomé in Jedo zu entleiben.

Achtzehn Jahre später tödtete der Vasall eines Daimio einen Seemann, der zu den Küstenfahrzeugen von Osaka gehörte und mit dem er einen Disput gehabt hatte, und nachdem der Gouverneur von Osaka die Sache gründlich untersucht hatte, wurde dem Mörder anbefohlen, Harakiri auszuführen am zwanzigsten Tage des sechsten Monats in dem Tempel genannt Sokusanji in Osaka.

Während der Periode „Schoho" (Mitte des siebzehnten Jahrhunderts) vollzog ein Mann, der eines sehr gehässigen Verbrechens schuldig befunden war, Harakiri in dem Tempel gegenannt Schimpukuji in der Kojistraße in Jedo.

Am vierten Tage des fünften Monats des zweiten Jahres der Periode „Meireki" (1656 n. Chr. G.) entleibte sich auf Befehl ein Mann, der auf dem Platze Schimidsudani in der Kojistraße den Tod des Gemahls seiner Cousine gerächt hatte, in dem Tempel genannt Honseiji. —

Am sechsundzwanzigsten Tage des sechsten Monats des achten Jahres der Periode „Jempo" (1680 n. Chr. G.) bei der Feier der Begräbnißceremonie, die zu Ehren des Jahrestages des Todes Genjuin Sama's, eines früheren Schogun, angestellt wurden, tödtete Naito Idsumi no Kami, der eine Ursache zu Haß und Rache gegen Nagai Schinano no Kami zu haben

glaubte, diesen mit einem kurzen Schwerte auf einen Schlag in der Haupthalle des Tempels genannt Sôjôji (dem Begräbnißorte der Schogun's von Jedo). Idsumi no Kami wurde von den gegenwärtigen Offizieren verhaftet und führte am folgenden Tage Harakiri aus in Kiridoschi, in dem Tempel genannt Seiriuji.

In neuerer Zeit ist die Ceremonie gewöhnlich des Abends vollzogen, entweder in dem Palaste oder in dem Garten eines Daimio, dem der Verurtheilte zur Gefangensetzung überantwortet war. Ob es im Palaste oder im Garten statt haben soll, hängt von dem Range des Individuums ab. Daimio's und Hotomato's und die höherern Beamten des Schogun entleiben sich selbstverständlich in dem Palaste. Vasallen von niederem Range müssen es im Garten thun. Bei Vasallen großer Lehnsherren sollten, je nach dem Range ihrer Familien, Diejenigen, welche über dem Grade eines Capitäns stehen, und den Stab führen*), ihr Harakiri im Palaste selbst, alle Andern im Garten ausführten.

Im Fall die Personen, welche bei der Ceremonie betheiligt sind, wenn die Zeit kommt, in Zweifel sind über die Regeln, welche sie zu befolgen haben, sollten sie, um die Frage zu entscheiden, bei competenten Personen anfragen.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts während der Periode „Genroku", als Asano Takumi no Kami im Palast eines

*) Ein Stab mit einer Quaste von Papierstreifen, der gebraucht wird, um in Kriegszeiten Zeichen und Befehle zu geben.

Daimio, genannt Tamura, sich entleibte*), wurde, da die ganze Affaire sehr plötzlich und unerwartet kam, der Garten mit Matten bedeckt, und auf diese Matten wurde ein Teppich gelegt, und die Sache so abgemacht. Aber einige Leute behaupteten damals, daß es unrecht gewesen wäre, einen Daimio so zu behandeln, als ob er ein gewöhnlicher Samurai wäre. Doch wird gesagt, daß in alten Zeiten es herkömmlich war, die Ceremonie auf einem im Garten ausgebreiteten Teppich von Leder ausführen zu lassen, und ferner behauptet man, daß der richtige Platz dafür ein Gehege von durch Bänder verbundenen Pfählen im Garten sei. Die Personen, welche nur mit einer Form der Ceremonie bekannt sind, haben mithin Unrecht, den Daimio Tamura anzuklagen, daß er damals unrichtig gehandelt habe. Sollte jedoch seine Absicht nur gewesen sein, sein Haus vor der Befleckung mit Blut zu bewahren, dann könnte man ihn allerdings wohl eines bösen Willens zeihen. Denn die richtige Wahl und Zubereitung des Platzes ist bei dieser Gelegenheit von großer Bedeutung.

Früher war es vorgeschrieben, daß für Personen von hohem Range der Platz innerhalb des Pfahlzaunes sechsundbreißig Fuß im Quadrat haben solle. Ein Eingang wurde auf der Südseite gemacht, und ein zweiter auf der Nordseite. Die südliche Thür hieß „Schugijomon" („das Thor der Tugenbübung"). Die Thür im Norden wurde „Umbanmon"

*) Siehe hierüber die Geschichte von den „siebenundvierzig Ronin's".

(„das Thor des warmen Baſſins“ *) genannt. Zwei Matten mit weißen Borten wurden in der Form eines Hammers zurechtgelegt, die eine im rechten Winkel über der andern. Ein Stück weißen Seidenzeuges, ſechs Fuß lang und vier Fuß breit, wurde über der Matte ausgebreitet. An den vier Ecken wurden vier Pfoſten für Vorhänge befeſtigt. In Front der beiden Matten wurde ein Portal errichtet, acht Fuß hoch und ſechs Fuß breit, in der Geſtalt der Portale vor den Tempeln, von einer feinen Sorte von Bambus und in weiße Seide **) gehüllt. Weiße Vorhänge, vier Fuß breit, wurden an den vier Ecken aufgehängt und darüber vier Flaggen, ſechs Fuß lang, auf welche vier Sprüche aus den heiligen Büchern geſchrieben waren. Dieſe Flaggen wurden, wie man ſagt, gleich nach Beendigung der Ceremonie zu dem Grabe geſchafft. Zur Nachtzeit wurden auf jede Seite der beiden Matten zwei Lichter geſtellt. Dieſe Lichter waren in Näpfchen auf die Spitze von Bambusleuchtern geſtellt. Dieſe Leuchter waren vier Fuß hoch und in weiße Seide eingeſchlagen. Die Perſon, welche Harakiri vollziehen ſollte, trat durch die Nordthür in das Gehege ein und ließ ſich auf der weißen Seide der Matte ſo nieder, daß ſie ihr Geſicht gegen Norden wandte. Einige haben jedoch behauptet, daß ſie gegen Weſten blicken müſſe, und wenn man dies annimmt, muß der ganze Platz darnach eingerichtet werden. Die Secundanten treten in demſelben Augenblicke, wo ihr Prinzipal

*) Keiner der Japaner von Autorität, die ich befragen konnte, vermochte mir eine Erklärung dieſes ſonderbaren Namens zu geben.

**) Weiß iſt in China und Japan die Farbe der Trauer.

in der Nordthür erscheint, durch die Südthür in das Gehege ein, und sie nehmen auf der Matte Platz, die kreuzweise gelegt ist, wie es auf dem beigefügten Plan zu sehen ist.*)

Heutiges Tages wird, wenn ein Harakiri stattfinden soll, entweder innerhalb des Gartens oder sonst in einem unbewohnten Raume des Hauses ein Platz für den Zweck zubereitet. Nur wenn der Verbrecher gleich an dem Tage, wo er überliefert ist, sterben soll, dann wird die Ceremonie der Dringlichkeit wegen in dem Empfangszimmer selbst ausgeführt. Aber auch wenn zwischen der Verhaftung des Gefangenen und seiner Hinrichtung hinreichend Zeit bleibt, so ist es doch besser, daß die Ceremonie in einem schon vorhandenen anständigen Zimmer des Hauses ausgeführt werde, als an einem dafür zurechtgemachten Platze.

Wenn man hört, daß ein Mann aus Besorgniß, sein Haus möge mit Blut befleckt werden, einen aparten Platz dafür hat herrichten lassen, so wird man ihn deßhalb tadeln. Es kann sicherlich dem Hause eines Kriegers nicht zur Schande gereichen, daß ihm befohlen wurde, einem Samurai, der durch Harakiri starb, die letzten Pflichten zu leisten. Seinen Feind zu erschlagen, gegen den er gerechte Ursache zum Hasse hat, und dann sich selbst zu tödten, um dem Gesetze genug zu thun, das ist die Sache eines edlen Samurai. Und es ist ganz verkehrt, den Platz, wo er sich entleibt hat, als befleckt ansehen zu wollen.

*) Dieser Plan fehlt bei unserem Werke. D. U.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts vollzogen siebzehn Diener des Asano Takumi no Kami das Harakiri in dem Garten eines Palastes zu Schirokané in Jedo. Als es vollendet war, riefen die Leute des Palastes die Priester einer Secte, genannt Schugenja, herbei, den Platz zu reinigen; aber als der Herr des Palastes das hörte, befahl er den Platz so zu lassen, wie er sei. Denn warum sollte es nöthig sein, einen Platz zu reinigen, auf dem edle treue Samurai's durch ihre eigene Hand gestorben waren? In andern Palästen, in welchen andere von den Dienern und Vasallen Takumi no Kami's abgeliefert waren, wurden, wie es heißt, die Plätze wirklich gereinigt. Aber die Menschen jener Zeit priesen laut den Fürsten von Higo, Kumamoto Ko, dem jener Palast von Schirokané gehörte. Es ist eine ganz verkehrte und gemeine Denkweise, den Tod in der Schlacht oder beim Harakiri als eine Befleckung ansehen zu wollen. Das mag man sich wohl merken!

In neuerer Zeit ist der Platz zum Harakiri in allen Fällen 18 Fuß im Gevierte. In der Mitte ist eine Vorrichtung zum Sitzen, und der Verurtheilte wird dahin gesetzt, mit seinem Gesicht gegen die Zeugen gewendet. In einigen Fällen wenden die Secundanten den Zeugen den Rücken. Doch bleibt es fraglich, ob dies nicht ein Fehler gegen die Etiquette sei. Die Zeugen sollten darüber zu Rathe gezogen werden. Wenn die Zeugen nichts dawider haben, so sollte der Verurtheilte ihnen gerade gegenüber placirt werden. Doch sollte der Platz, wo die Zeugen ihren Sitz nehmen, 12 oder 18 Fuß von

dem Verurtheilten entfernt sein. Der Ort, von welchem das Urtheil verlesen wird, sollte auch nahe dabei sein.

Findet das Harakiri in einem Zimmer statt, so muß ein fünf Ellen breites Tuch von weißem Baumwollenstoffe oder eine eben so große Bettdecke hingelegt werden. Man sagt, daß auch Matten zubereitet werden sollen. Da indessen Matten schon ohnedies im Zimmer vorhanden sind, so sind ja besondere Matten nicht nöthig. Zwei rothe Decken von grober Wolle, eine über die andere zusammengenäht, sollten über das Ganze ausgebreitet werden. Denn wenn blos die weiße Baumwolle allein genommen würde, so würde das Blut bis auf die Matten durchsickern.

Am dreiundzwanzigsten Tage des achten Monats des vierten Jahres der Periode „Jenkijo" (1740 n. Chr. G.) wurde beim Harakiri einer gewissen Person ein weißes Tuch, acht Fuß im Quadrat, hingelegt, und auf dasselbe eine Bettdecke von hellgrüner Baumwolle, sechs Fuß im Quadrat, auf diese ein Tuch von weißem Hanf, sechs Fuß im Quadrat, und auf diese die beiden grobwollenen Teppiche. Am dritten Tage des neunten Monats des neunten Jahres der Periode „Tempo" (1838 n. Chr. G.) wurde bei einem Harakiri, wie man sagt, ein großes doppeltes Tuch von weißer Baumwolle hingelegt, und auf dasselbe zwei grobwollene Teppiche. — Aber von diesen beiden Arten des Verfahrens sollte die erste zum Muster genommen werden wegen der großen dabei beobachteten Sorgfalt.

Wenn das Harakiri in der Nacht statt hat, so müssen an jeder der vier Ecken Leuchter von weißem Holze aufgestellt

werden, damit die Secundanten bei ihrem Werke nicht durch Dunkelheit behindert werden. Bei der Stelle, wo die Zeugen zu sitzen kommen, sind gewöhnliche Leuchter aufzustellen. Aber eine gar zu helle Erleuchtung ist auch nicht schicklich. Zwei mit weißem Papier bedeckte niedrige Wandschirme müssen aufgestellt werden, in deren Schatten man den Dolch auf einem Präsentirteller, einen Eimer für den Kopf, nachdem er abgeschnitten ist, ein Weihrauchgefäß, einen Eimer mit Wasser und ein Waschbecken hinsetzt.

Die obigen Vorschriften gelten in gleicher Weise für ein Harakiri, das in einem Garten ausgeführt werden soll. Im letzteren Falle wird der ganze Platz mit einem weißen Vorhange umhangen, der aber nicht neu für die Gelegenheit zu sein braucht. Wenn die Hinrichtung im Garten bei der Nacht statt hat, so werden an den vier Ecken Laternen von weißem Papier an Bambusstäben aufgehängt.

Nachdem das Urtheil innerhalb des Hauses verlesen ist, begeben sich die bei der Sache betheiligten Personen zum Platze der Hinrichtung. Doch kann, wenn Umstände es wünschenswerth machen, das Urtheil auch auf diesem Platze selbst verlesen werden. In dem oben erwähnten Falle von Asano Takumi no Kami wurde das Urtheil im Hause verlesen und er vollzog hinterdrein das Harakiri im Garten. — Am dritten Tage des vierten Monats des vierten Jahres der Periode „Tenmei" (1784 nach Chr. G.) entleibte sich ein Hatamoto, Namens Sano, nachdem er den Urtheilsspruch im obersten Gerichtshause empfangen hatte, im Garten dem Gefängnisse gegenüber. Wenn

die Ceremonie im Garten ſtatt hat, dann muß man auf dem ganzen Wege zu dem Platze hin Matten ausbreiten, ſo daß es nicht nöthig iſt, Sandalen anzulegen. Dies hat man ſo angeordnet mit Rückſicht auf den Umſtand, daß den Perſonen, die ſich bei einer ſo aufregenden Sache betheiligen, zuweilen, wenn ſie etwas nervös ſind, das Blut zu Kopfe ſteigt, ſo daß ihnen die Sandalen wohl von den Füßen abfallen können, ohne daß ſie es gewahr werden. Und da das ſehr häßlich ausſehen würde, ſo iſt es beſſer, gar keine Sandalen anzulegen und Matten auszubreiten. Man muß auch darauf achten, daß da, wo zwei Matten auf einander treffen, ein kleiner Zwiſchenraum bleibe, weil die Leute ſonſt über die zuſammenſtoßenden Matten ſtolpern könnten. —

Wenn irgend eine Auslaſſung oder Abkürzung bei den Ceremonien und Veranſtaltungen beliebt wird, ſo ſollte Alles wenigſtens doch ſo gut und vollſtändig gemacht werden, wie die Umſtände es erlauben. Aſano Takumi no Kami wurde in der Stunde des Affen (zwiſchen drei und fünf Uhr Nachmittags) in den Palaſt des Fürſten Tamura Sama geſchafft. Dort nahm er ſein Hofkleid ab, genoß eine Schüſſel Suppe und fünf Gerichte, trank darnach zwei Taſſen warmen Waſſers und entleibte ſich in der Stunde des Hahns (zwiſchen fünf und ſieben Uhr Abends). Ein Fall dieſer Art erfordert viel Sorgfalt uud Aufmerkſamkeit. Denn man muß Sorge tragen, daß die Zurüſtungen ohne die Kenntniß des Prinzipals gemacht werden. Wenn ein temporäres Zimmer ausdrücklich für die Gelegenheit gebaut wurde, um Befleckung des Palaſtes

zu vermeiden, so sollte das in der Stille geschehen. Denn es könnte den Hinzurichtenden, wenn er es mit ansehen müßte, in Aufregung versetzen.

Es ereignete sich einmal, daß ein Verurtheilter in dem Palaste eines Edelmannes aufgenommen wurde, und daß seine Leute, als sie dabei waren, ein temporäres Gemach für die Ceremonie zu bauen, an einige der betheiligten Personen schrieben, um ihre Meinung zu hören. Der Brief lautete so:

„Das Haus, welches wir inne haben, ist sehr klein und in jeder Beziehung unzulänglich. Wir haben der Wache befohlen, unsern Gefangenen mit allem Respecte zu behandeln. Aber unsere Dienstleute sind aus Mangel an Raum allerlei Unbequemlichkeiten ausgesetzt. Dazu ist der Raum so eng, daß wenn Feuer ausbrechen oder sich sonst etwas Außerordentliches begeben sollte, es sehr schwer sein würde, herauszukommen. Wir denken daher dem alten Hause ein neues Gemach hinzuzufügen, damit die Wache zu allen Zeiten frei aus- und eingehen könne. Wir bitten Euch, über diesen Punkt nachzudenken."

Wenn ein Samurai auf Befehl seines eigenen Lehnsherrn Harakiri vollführen soll, so sollte die Ceremonie in einem der geringeren Paläste des Clans statt haben. Einstmals ließ ein Fürst des Inujé-Clans seinen Haushofmeister, Namens Ischikawa Tosajémon, gegen den er eine gerechte Ursache zur Klage hatte, und den er strafen wollte, in seinem Hauptpalaste zu Kanbabaschi in Jedo das Harakiri verrichten. Als man dies dem Schogun berichtete, wurde dem Fürsten

befohlen, seinen geringeren Palast zu Asakusa dazu zu benutzen, weil es eine Mißachtung der Privilegien der Stadt sein würde, den Hauptpalast dazu zu nehmen. Nun ist zu bemerken, daß das Harakiri zwar eigentlich nicht eine Hinrichtung genannt werden kann, daß es aber doch von einer gewöhnlichen Hinrichtung nur dadurch verschieden ist, daß bei dieser die Ehre eines Samurai nicht betheiligt ist. Es ist eine Frage des Grades. Es ist eine Sache der Ceremonie. Wenn der Hauptpalast des Fürsten*) ziemlich weit von dem Schlosse des Schogun's entfernt ist, dann mag das Harakiri dort ausgeführt werden. Dagegen aber, daß es in einem geringeren Palaste abgehalten werde, kann überhaupt gar nichts eingewendet werden. Wenn heutzutage ein Mann von seinem Daimio zum Harakiri verurtheilt wird, so hat die Ceremonie gewöhnlich in einem der kleinen Paläste statt. Der Platz, den man in der Regel dazu ersieht, ist ein offener Raum neben der Rennbahn für die Pferde, und die Vorkehrungen, die ich oben beschrieben habe, werden dabei oft nach den Umständen abgekürzt.

Wenn ein Dienstmann plötzlich, z. B. auf einer Reise auf Befehl Harakiri auszuführen hat, so sollte ein Tempel oder eine Kapelle am Wege für die Gelegenheit gemiethet werden.

*) Die Hauptpaläste der großen Edelleute, die „Jaschikis", sind meistens ganz nahe bei dem Schlosse des Schoguns, in derjenigen Stadtgegend, welche „das officielle Quartier" genannt wird. Ihre Nähe bei dem Palaste des Souverains verbietet es, daß sie zu Schauplätzen von Hinrichtungen gemacht werden.

Bei solchen plötzlichen Vorfällen kann man auch gewöhnliche grobe Matten gebrauchen, wenn sie nur mit etwas feinen Matten eingefaßt sind. Wenn der Verurtheilte von so hohem Range ist, daß er seine eigene Waffenträger haben darf, sollte ihm ein Pelzteppich, sofern ein solcher zur Hand ist, untergelegt werden. Die Riemen am Kopfende des Pelzes sollten einem alten Gebrauche zufolge so angebracht sein, daß die Haare des Pelzes rückwärts zeigen. In alten Tagen wurde auch immer bei den in einem Garten erfolgenden Hinrichtungen ein Pelz ausgebreitet. Daß man für ein plötzlich auf der Reise angeordnetes Harakiri einen Tempel miethete, ist häufig vorgekommen. Es ist zweifelhaft, ob dies auch jetzt noch geschehen darf. Solche Fragen, wie diese, sollten immer vorher irgend einer competenten Person zur Entscheidung vorgelegt werden, damit man bei der Anordnung keinen Fehler begehe.

In der Periode „Kambun" (1661—1673 n. Chr. G.) miethete ein Fürst Sakai, der durch das Bischiu-Territorium reiste, einen am Wege liegenden Tempel für einen seiner Dienstmänner zur Entleibung, und die Sache wurde auf diese Weise rasch beendigt.

Ueber die Ceremonien, welche bei dem Harakiri einer Person beobachtet werden müssen, die einem Daimio zur Bewachung übergeben wurde.

Wenn einem Mann von der Regierung befohlen wird, sich zu entleiben, so schreiben die öffentlichen Censoren, welche beauftragt worden sind, als Zeugen zu agiren, an den Fürsten, dem der Verurtheilte zur Bewachung übergeben wurde, um ihn zu benachrichtigen, daß sie in officiellem Auftrage zu seinem Palast kommen wollen. Diese Botschaft wird direct an den Fürsten selbst addressirt und ihm durch einen der Censoren überreicht, dem eine angemessene Antwort zu Theil wird.

Vor der Ceremonie senden die Zeugen einen der Censoren, um den Platz zu inspiciren und einen Plan des Hauses einzusehen, und zugleich von allen den Personen, die gegenwärtig sein sollen, eine Liste aufzusetzen. Dieser Censor hat auch eine Besprechung mit den „Kaischakus" oder Secundanten, die er über die Art und Weise der Ausführung der Ceremonien examinirt. Wenn alle Vorbereitungen getroffen sind, holt er die anderen Censoren, und sie begeben sich alle zusammen auf den Hinrichtungsplatz, angethan mit ihren aus Hanf gewebten Feierkleidern. Die Dienstleute des Palastes sind versammelt, um bei dem Eingangsthore die ankommenden Censoren mit Kniebeugung zu empfangen, und der Herr des Palastes, dem der Gefangene anvertraut wurde, geht den Censoren bis zum Thorbogen entgegen und führt sie selbst in das vordere Empfangszimmer.

Der Hauptcensor kündigt alsdann dem Palastherrn an, daß er gekommen sei, den Urtheilsspruch vorzulesen, durch welche Der und Der zum Harakiri verdammt worden, und daß die andern Censoren gekommen seien, die Ausführung des Spruchs mit anzusehen. Der Palastherr fragt alsdann, ob man von ihm erwarte, daß er selbst in Person der Hinrichtung beiwohne, und ob er, wenn die Mitglieder der Familie des Verurtheilten sich seinen Leichnam ausbitten sollten, ihrem Verlangen entsprechen dürfe. Darnach kündigt er den Censoren an, daß er Befehl geben wolle, Alles in Bereitschaft zu setzen, und verläßt das Zimmer.

Nun werden den Censoren Thee, ein Feuerbecken zum Rauchen und Süßigkeiten vorgesetzt. Aber sie weisen die Annahme solcher Gastfreundlichkeiten bis zur Beendigung ihres Geschäfts zurück. Die Gehülfen geringeren Grades befolgen dieselbe Regel. Wenn die Censoren den Wunsch äußern, den Hinrichtungsplatz zu inspiciren, so zeigen ihnen die Dienstleute des Palastes den Weg, und auch der Palastherr selbst begleitet sie wohl. Doch kann er sich dabei auch von einem seiner „Karos" oder Räthe vertreten lassen. Wenn sie zurück sind, lassen die Censoren sich in dem Empfangszimmer nieder. Darnach führt sie der Herr des Hauses zu der Stelle, wo der Urtheilsspruch verlesen werden soll, und dabei behalten sie sowohl ihr Schwert als auch ihren Dolch.*) Der Palastherr nimmt auf der einen Seite Platz. Die geringeren Censoren

*) Ein Japaner legt beim Eintritt in ein Haus sein Schwert in der Regel ab und behält blos seinen Dolch bei sich.

sitzen auf beiden Seiten auf niedrigen Sitzen. Auch die Räthe und andern Beamten des Palastes nehmen die ihnen zukommenden Sitze ein. Einer der gegenwärtigen Räthe des Fürsten wendet sich, ohne von seinem Platz aufzustehen, an die Censoren mit der Frage, ob er den Gefangenen herbeibringen solle.

Ehe dies geschieht, gehen indeß einige Dienstleute des Palastes in das Zimmer, in welchem der Gefangene sitzt, und melden ihm, daß die Censoren da sind, und daß er nun seine Kleidung wechseln müsse. Die Diener bringen auf einem großen Präsentirbrett die nöthigen Kleider herbei. Nachdem er seine Toilette beendigt hat, gehen die Zeugen fort und nehmen in der angezeigten Ordnung Platz.

Darauf wird „der Prinzipal" hereingeführt. Vor ihm her schreitet ein Mann, der von dem Range eines Monogaschira (Dienstmann des vierten Grades) sein sollte, und der einen Dolch, aber kein Schwert trägt. Sechs Männer agiren als Gehülfen. Diese sollten vom fünften und sechsten Range sein. Sie schreiten zu beiden Seiten des Prinzipals. Ihnen folgt ein Mann, der den Rang eines Jonin (fürstlichen Rathes zweiter Classe) haben muß. Wenn sie am Platze angekommen sind, geht der anführende Mann auf die eine Seite und setzt sich, und die sechs Gehülfen setzen sich auf beiden Seiten des Prinzipals. Der diesem folgende Offizier nimmt hinter ihm Platz und nun liest der Hauptcensor den Urtheilsspruch vor.

Nachdem das Urtheil verlesen ist, verläßt der Prinzipal das Zimmer und wechselt wieder die Kleider. Und der Haupt-

censor verläßt dann augenblicklich den Palast, ohne daß ihn jedoch der Palastherr bis zur Thür geleitet. Der zweite Censor kehrt zum Empfangszimmer zurück, bis der Prinzipal die Kleider gewechselt hat.

Nachdem der Prinzipal auf dem Hinrichtungsplatze seinen Sitz eingenommen hat, kündigen die Palasträthe dem zweiten Censor an, daß Alles fertig sei. Er begiebt sich dann, mit Dolch und Schwert angethan, zu dem Platze. Der Palastherr, ebenfalls mit Dolch und Schwert an der Seite, nimmt seinen Sitz auf einer Seite. Die geringeren Censoren und Räthe sitzen dem Censor gegenüber. Sie tragen nur ihren Dolch.

Der assistirende Secundant bringt alsdann auf einem Präsentirbrett einen Dolch herbei und zieht sich, nachdem er denselben vor den Prinzipal hingelegt hat, zurück. In dem Augenblick, wo der Prinzipal seinen Kopf vorwärts beugt, haut der Hauptsecundant diesen ab. Der Kopf wird sogleich dem Censor vorgehalten, der ihn besieht und identificirt, indem er dem Hausherrn sagt, daß er zufrieden gestellt sei und ihm zugleich für alle seine Bemühung danke. Der Körper bleibt eine Zeit lang liegen und wird durch einen weißen Schirm, den man um ihn herumstellt, verborgen. Auch wird Weihrauch herbeigebracht. Die Zeugen verlassen den Platz. Der Herr des Hauses begleitet sie bis zur Eingangsthür, bei welcher seine Dienstleute im Hofe sich wieder niederwerfen, wie vorher.

Die Dienstleute des Palastes, die auf dem Hinrichtungsplatze zugegen sein sollten, sind: ein oder zwei Räthe (Karo),

— zwei oder drei zweite Räthe (Jonin), — zwei oder drei Monogaschira, — ein Haushofmeister (Rusui), — sechs Aufwärter, — ein Hauptsecundant, — zwei assistirende Secundanten, — und endlich ein Mann, den Weihrauch zu tragen, der aber keine Person von Rang zu sein braucht, jeder Samurai paßt dazu. Diese letzteren besorgen auch die Aufstellung des weißen Schirmes.

Die Pflicht zur Beerdigung des Körpers und Reinigung des Platzes fällt vier Männern zu. Diese werden aus der mittleren oder niederen Classe der Samurai gewählt. Währen der Verrichtung ihrer Pflicht hefteln sie ihre Hosen auf und tragen weder Schwert noch Dolch. Ihre Namen werden vorher dem Censor, der als Zeuge agirte, überschickt, und auch den jüngeren Censoren, wenn sie es verlangen sollten.

Vor der Ankunft des Hauptcensors werden alle Feuerlösch-Geräthschaften bereit gehalten, auch Feuerwächter engagirt*) und einige Beamte machen beständig die Runde, um gegen Feuer Wache zu halten. Von dem Augenblick an, in welchem der Hauptcensor in das Haus kommt, bis zu dem, wo er es wieder verläßt, darf Niemand dasselbe betreten. Die Diener, welche bei der Haupteingangsthür die Wache haben, müssen ihre Feierkleider von Hanf anhaben. Alle Verrichtungen im Palaste müssen dann mit dem größten Decorum vorgenommen

*) In Japan, wo Feuersbrünste alltägliche Ereignisse sind, bilden Feuereimer und andere Löschgeräthschaften einen Theil der Gallaausrüstung der Häuser der Personen von Rang.

und in allen Dingen muß die stricteste Aufmerksamkeit beobachtet werden.

Wenn Jemand zum Harakiri verurtheilt wird, wäre es zu empfehlen, daß man zu dem Palaste des Fürsten von Higo ginge, um zu erfahren, was Alles bei der Hinrichtung der Ronins des Asano Takumi no Kami vorgenommen wurde. Ich will einen Plan von dieser Begebenheit beifügen: Ein Vorhang wurde vor dem Empfangszimmer rings um den Garten herum angebracht. Drei Matten wurden hingelegt und über diese ein weißes Tuch ausgebreitet. Die verurtheilten Männer wurden in dem Empfangszimmer beisammen gehalten und dann Einer nach dem Andern herausgerufen. Zwei Männer, auf jeder Seite Einer, begleiteten sie. Der Secundant folgte hinterher, und so schritten sie vor zu dem Hinrichtungsplatze. Nachdem die Hinrichtung eines Jeden beendigt war, wurde der Körper durch einen weißen Schirm vor den Blicken des Hauptzeugen verborgen, in weißes Zeug eingewickelt auf eine Matte niedergelegt, von zwei Fußsoldaten nach hinten zurückgetragen und dann in einen Sarg gepackt. Der blutbefleckte Boden wurde mit Sand bestreut und dann rein gefegt, frische Matten darauf ausgebreitet und der ganze Platz von Neuem zugerüstet, worauf alsdann der nächste Mann aufgefordert wurde, herbeizukommen.

Ueber gewisse Dinge, welche die Zeugen zu beachten haben.

Wenn einem Geschlechtsgenossen von seinem Lehnsherrn befohlen wird, Harakiri zu verrichten, so muß das Urtheil von dem Censor des Clans gelesen werden, der dann zugleich auch als Zeuge agirt. Er muß seinen Platz dem Verurtheilten gegenüber nehmen, in einer Entfernung von zwölf Fuß. Nach einigen Büchern sollte die Entfernung achtzehn Fuß sein, und nach ihnen sollte er dem Verurtheilten schief, nicht gerade gegenüber sitzen. Eigentlich soll er sein Schwert neben sich niederlegen, doch kann er es allenfalls auch, wenn er will, im Gürtel stecken lassen. Er muß die Sentenz bis zu Ende deutlich vorlesen, auch wenn sie ein sehr langes Document sein sollte. Im Anfange mit sehr lauter Stimme zu lesen und dann gegen das Ende die Stimme fast bis zu einem Geflüster fallen zu lassen, würde ihm den Anschein von Schwachmuth geben. Aber es durchweg mit einer leisen Stimme lesen, ist auch schlimm. Es sollte, wie gesagt, recht deutlich und vernehmlich bis an's Ende vorgetragen werden. Es ist die Pflicht des Hauptzeugen, den andern Personen, die bei der Hinrichtung betheiligt sind, ein Beispiel von Entschlossenheit und Stärke zu geben.

Nachdem der Secundant sein Werk vollbracht hat, trägt er den Kopf zu dem Hauptzeugen, der nach Inspicirung laut erklären muß, daß er ihn identificirt habe. Er muß dann sein

Schwert nehmen und den Platz verlassen. Es reicht aber auch hin, daß der Kopf blos abgeschlagen wird, ohne zu dem Hauptzeugen gebracht zu werden. In diesem Fall muß aber der zweite Zeuge zuvor gehörig instruirt werden. Wenn der Hauptzeuge sich erhebt, sollte er zuerst mit dem linken Fuße ausschreiten und sich auch links wenden. Wenn die Ceremonie außer dem Hause statt hat, sollte der Hauptzeuge mit Schwert und Dolch auf einem Kasten sitzen. Er muß sein Feierkleid von Hanf anhaben; seine Hosen mag er ein wenig aufkrämpeln; je nach seinem Range mag er sein volles Hofcostüm tragen, auch Flügel über demselben. Es ist eine Pflicht des Hauptzeugen, die Secundanten und alle Andern über ihre Pflichten zu belehren und auch für den Fall, daß sich irgend ein Unfall ereignen sollte, vorher Maßregeln zu verabreden.

Wenn, während die verschiedenen bei der Ceremonie betheiligten Personen ihre Rüstungen putzen und sich für das Ereigniß vorbereiten, ein Fremder hereintreten sollte, so müssen sie sogleich mit ihrer Conversation über das bevorstehende Harakiri einhalten. Denn da man von Personen vom Range eines Samurai annimmt, daß sie pflichtgemäß mit allen Details des Harakiri bekannt sind, so würde es den Anschein von Unwissenheit auf sie werfen, wenn man sie darüber, was sie im Fall, daß etwas verkehrt ginge, thun sollten, discutiren sähe. Sollte aber der Eintretende ein intimer Freund sein, so könnte man ihn lieber offen zu Rathe ziehen, statt ihm etwas zu verbergen, welches letzteren doch Allen nur peinlich sein würde.

Nachdem das Urtheil vorgelesen ist, wird der Verurtheilte

wahrscheinlich noch einige letzte Worte an den Hauptzeugen zu richten wünschen. Es muß von der Art dessen, was er zu sagen hat, abhängen, ob er damit zugelassen werden solle oder nicht. Fängt er an, in einer confusen oder aufgeregten Weise zu sprechen, so wird er nicht beachtet. Der Secundant sollte ihn dann gleich abführen, sei es auf eigenen Antrieb oder auf ein Zeichen von dem Hauptzeugen.

Wenn der Verurtheilte eine Person ist, die vom Gouvernement einem Fürsten zur Bewachung übergeben wurde, sollte der Fürst nach der Verlesung des Urtheils seine Dienstleute zu dem Gefangenen senden und ihm ankündigen lassen, daß die Beschlüsse des Gouvernements unabänderlich seien, daß sie aber, wenn er einige letzte Wünsche vorzutragen habe, sie von ihrem Herrn beauftragt wären, dieselben zu empfangen. Wenn der Gefangene eine Person von sehr hohem Range ist, so sollte der Herr des Palastes selbst kommen und die Wünsche in Person anhören.

Der Verurtheilte sollte in folgender Weise antworten:

„Mein Herr! Ich danke Ihnen für Ihre rücksichtsvolle Aufmerksamkeit. Aber ich habe nichts, was ich zu sagen wünschte. Ich bin Ihnen für die große Güte, welche ich hier genossen habe, seitdem ich unter Ihrer Aufsicht war, sehr verpflichtet. Ich bitte Sie, Ihrem Herrn und allen Herren Ihres Clans, die mich so gut behandelt haben, meinen Respect vermelden zu wollen." — Oder er kann auch sagen: „Meine Herren, ich habe nichts zu sagen. Da Sie aber so gütig sind, mich zu fragen, so würde ich Ihnen sehr verpflichtet sein,

wenn Sie mir die und die Botschaft an die und die Person ausrichten wollten". — Das ist die für die Gelegenheit geeignete und angemessene Weise zu sprechen. —

Wenn der Gefangene die Dienstleute mit irgend welchen Aufträgen betraut, so sollten sie dieselben in einer Art und Weise aufnehmen, daß sie sein Gemüth darüber beruhigten. Sollte er um Schreibmaterialien bitten, um einen Brief zu schreiben, so sollten sie ihm erklären, daß dies durch das Gesetz verboten sei und daß sie ihm seine Bitte nicht gewähren könnten Doch sie müssen fühlen, daß es sehr peinlich ist, die Bitte eines sterbenden Menschen abzuschlagen, und sie müssen ihr Bestes thun, es ihm leicht zu machen. Sie müssen jede statthafte Höflichkeit und Güte erschöpfen, wie dies gethan wurde in der Periode „Genroku", in dem Fall der Ronins des Asano Takumi no Kami. Der Fürst von Higo ließ damals nach dem Verlesen des Urtheilsspruchs Papier und Schreibmaterialien auf ihr Zimmer bringen. Wenn der Gefangene sehr aufgeregt ist, so nützt es nichts, ihn mit Schreibmaterialien zu versehen. Es muß das von den Umständen abhängen. Aber wenn ein Mann einen Andern getödtet hat und bereit ist alle Folgen geduldig zu ertragen, dann sollte die Hinrichtung eines Solchen mit allen Ehren ausgeführt werden. Wenn ein Mann einen Andern in einem Anfall unbändiger Leidenschaft auf der Stelle tödtet und dann über seine That ganz verwirrt und krank ist, so braucht man sich nicht so viel Mühe dabei zu geben, die Sache so übertrieben pünktlich und ängstlich genau durchzuführen. Wenn der Gefangene überhaupt

ein gewissenhafter Mann ist, so wird er schon, gleich nachdem er gefangen gesetzt wurde, bei Zeiten eine Gelegenheit ergriffen haben, seine Wünsche kund zu geben. Die Güte so weit zu treiben, daß man Schreibmaterialien und Aehnliches anbietet, ist nicht obligatorisch. Wenn man über den Punkt einen Zweifel hegen sollte, so muß der Hauptzeuge zu Rathe gezogen werden.

Nachdem die Ronins des Asano Takumi no Kami in dem Palast des Matsudaira Oki no Kami das Urtheil angehört hatten, ging dieser Fürst selbst hin, nahm Abschied von ihnen, und den Oischi Tschikara*), den Sohn ihres Anführers, zu sich rufend, sagte er zu ihm: „Ich habe gehört, daß Deine Mutter zu Hause in Deiner Heimath weilt. Wie traurig sie sein wird, wenn sie von Deinem Tode und von dem Deines Vaters hört, das kann ich mir denken. Wenn Du irgend eine Botschaft an sie hast, so sage es mir ohne Weiteres. Ich werde sie ihr unverzüglich ausrichten". Für einige Zeit hielt Tschikara seinen Kopf niederwärts gegen den Boden gebeugt, endlich richtete er sich ein wenig auf und seinen Kopf erhebend, sagte er: „Ich danke Eurer Herrlichkeit ganz ergebenst für das, was es Ihnen gefallen hat, mir anzubieten. Mein Vater warnte mich von vornherein, daß unser Verbrechen so groß wäre und daß ich nicht vergessen müßte, daß selbst, wenn es vielleicht eine Wahrscheinlichkeit für unsere Begnadigung gäbe,

*) Oischi Tschikara war von seinem Vater getrennt, welcher Einer von den Siebzehn war, die dem Fürsten von Higo zur Bewachung übergeben waren.

gegen dieſe eine hundert Millionen Wahrſcheinlichkeiten dafür wären, daß wir Harakiri vornehmen müßten, und daß, wenn ich ſeine Worte mißachtete, ſein Haß mich noch nach dem Tode verfolgen würde. Mein Vater prägte mir dies in dem Tempel Sengakuji ein, und darnach noch einmal, als ich von ihm getrennt wurde, um zu dem Palaſte des Fürſten Sengoku abgeführt zu werden. Nun ſind wir, mein Vater und ich, nach dem Wunſche unſerer Herzen zum Harakiri verurtheilt worden. Dennoch kann ich nicht aufhören an meine Mutter zu denken. Als ich in Kijoto von ihr Abſchied nahm, ſagte ſie mir, daß wir uns wohl auf ſehr lange trennten, und ſie bat mich, kein Feigling zu ſein, wenn ich an ſie dächte. Da ich nun damals ſchon auf ſehr lange Zeit Abſchied von ihr nahm, ſo habe ich ihr jetzt weiter keine Botſchaft zu ſenden". — Als er ſo ſprach, wurden Oki no Kami und alle ſeine Dienſtmänner, die um ihn herum ſtanden, zu Thränen gerührt vor Bewunderung ſeines heroiſchen Sinnes.

Obgleich es recht iſt, daß der Verurtheilte ein Bad nehmen und etwas Wein und Speiſen genießen ſollte, ſo muß doch auf dieſe Dinge nicht zu viel Gewicht gelegt werden. Selbſt wenn er dieſe Gunſt ſich ausbäte, muß es doch von ſeinem Betragen abhängen, ob ihm das zugegeben oder verweigert werden ſoll. Man ſollte ihn ſo ſchnell wie möglich ſterben laſſen. Sollte er wünſchen, etwas Waſſer zu trinken, ſo ſoll man ihm das geben. Wenn er ſich in Geſpräch und Benehmen als ein edler Samurai kund giebt, muß bei ſeiner Hinrichtung alle Sorgfalt und Rückſicht erſchöpft werden. Uebrigens

wird, ein so tüchtiger Mann er auch sein mag, doch, wenn der Tod heranrückt, sein gewöhnliches Betragen einige Aenderung erleiden. Wenn die Hinrichtung sich lange hinzieht, wird aller Wahrscheinlichkeit nach der Muth des Gefangenen doch ein wenig wanken. Daher sollte die Hinrichtung, sobald das Urtheil verlesen ist, rasch zu Ende geführt werden. Dies ist wieder ein Punkt, dessen der Hauptzeuge sich wohl erinnern muß.

Ueber die Secundanten (Kaischaku).

Wenn der Verurtheilte vom Gouvenement einem Fürsten zur Bewachung übergeben wurde, so werden sechs Begleiter oder Gehülfen angestellt. Wenn die Hinrichtung dagegen innerhalb des Clans stattfindet, genügen zwei oder drei Gehülfen. Die Anzahl derselben muß übrigens von dem Range des „Prinzipals" (des Verurtheilten) abhängen. Zu Gehülfen müssen immer Männer von großer Geistesgegenwart und Stärke erwählt werden. Sie müssen bei der Verrichtung ihres Amtes ihr hanfenes Feierkleid tragen und ihre Beinkleider aufgeschürzt haben. Sie dürfen durchaus nicht ihr Schwert und ihren großen Dolch tragen, haben aber einen kleinen Dolch im Busen verborgen. Dies sind die Beamten, welche den Verurtheilten bedienen, wenn er seine Kleider wechselt, und die während der Verlesung des Urtheilsspruchs ihm zur Linken und

Rechten sitzen, um ihn zu bewachen. In dem Falle, daß irgend eine Unregelmäßigkeit vorfallen sollte, z. B., wenn der Verurtheilte es etwa versuchte, zu entfliehen, schlagen sie ihn nieder, und sollte er nicht im Stande sein, aufrecht zu stehen oder zu gehen, so halten sie ihn aufrecht.

Wenn die Gehülfen den Prinzipal zum Hinrichtungsplatze begleiten, und wenn es ihrer sechs sind, setzen sich zwei von ihnen dicht zu ihm hin, während die andern sich in einiger Entfernung niederlassen und die Reservewache bilden. Sie müssen wissen, daß sie, im Fall sich etwas Unrechtes ereignen und der Verurtheilte durchzubrechen versuchen sollte, verpflichtet sind, ihn niederzuwerfen und ihm mit ihrem Dolche den Kopf abzuschneiden, oder ihn sonst zu Tode zu bringen.

Auch dann, wenn der Secundant ein Pfuscher ist, mi dem Abschneiden des Kopfes nicht fertig werden kann, und wenn der Prinzipal dabei sich zu erheben versucht, ist es wieder die Pflicht der andern Gehülfen, zuzugreifen und ihn aus dem Leben zu schaffen. Sie müssen auch dabei helfen, ihm die oberen Kleider abzunehmen und seinen Nacken zu entblößen. In neueren Zeiten hat es jedoch Beispiele gegeben, daß die oberen Kleider nicht entfernt wurden. Das hängt von den Umständen ab. Die Aufstellung des weißen Schirms und die Einsargung des Leichnams sind Pflichten, welche, obwohl sie auch von andern Beamten übernommen werden können, ursprünglich den sechs Gehülfen zufielen. Wird ein gemeiner Mensch hingerichtet, so wird er mit Stricken gebunden auf den Platz geführt. Aber ein Samurai trägt sein Feierkleid,

erhält dazu eine Waffe, und damit angethan, stirbt er. Daß ein Samurai einen Versuch zur Flucht machen sollte, ist nicht zu fürchten. Dennoch aber sollten, da man gar nicht vorher wissen kann, was sich bei solchen aufregenden Gelegenheiten ereignen mag, nur solche Männer, die ihr Geschäft gründlich verstehen, zu Gehülfen erwählt werden.

Der Secundanten sind drei: der Hauptsecundant, — der assistirende Secundant — und der Untere Secundant. Solche drei Männer sind immer da, wenn die Hinrichtung mit vollständiger Feierlichkeit durchgeführt wird. Sonst sind ein Haupt- und ein assistirender Secundant hinreichend. Sind ihrer drei, so haben sie folgende Pflichten zu erfüllen:

Der Hauptsecundant schlägt den Kopf ab, das ist sein Amt. Er ist der wichtigste Beamte bei der ganzen Ceremonie des Harakiri.

Der assistirende Secundant bringt die Schüssel herbei, auf welcher der Dolch liegt. Das ist seine Pflicht. Er muß sich dabei so aufmerksam und rasch benehmen, daß der Hauptsecundant in seinem Werk nicht behindert werde. Der assistirende Secundant ist der zweitwichtigste Offiziant beim Harakiri.

Der dritte oder Untere Secundant überbringt den Kopf dem Hauptzeugen zur Identificirung. Auch soll er wissen, daß er, wenn etwas passirt, was die beiden andern Secundanten an ihren Verrichtungen verhindert, bereit sein muß, als ihr Substitut zu agiren. Sein Amt ist auch von großer Be-

deutung, und eine sehr geeignete Person muß erwählt werden, dasselbe zu erfüllen.

Obgleich von keinem Kaischaku (Secundanten) die Rede sein kann, als nur in einem Falle von Harakiri, so wurden in alten Zeiten doch alle Arten von Wächtern und Assistenten Kaischaku genannt. Der Grund dafür ist, weil der Kaischaku oder Secundant zum Beistande des Prinzipals dient. Wenn der Prinzipal in dem verhängnißvollen Augenblicke ein Versehen machen sollte, so würde dies ein Schimpf für seinen todten Leib sein. Und eben um solche Versehen zu vermeiden, wird der Kaischaku oder Secundant angestellt. Der Kaischaku muß dies als seine vornehmste Pflicht betrachten.

Wenn ein Mann dazu ersehen wird, einem Andern als Secundant zu dienen, was soll man dann von ihm denken und sagen, wenn er diesen Antrag mit lächelndem Gesichte annimmt? Er ist ein ungebildeter Mensch! Aber er muß den Antrag auch nicht mit einem mißmüthigen und unglücklichen Gesicht annehmen. Es wäre eben so gut, sich ganz und gar zu entschuldigen und von der Erfüllung der Pflicht zu dispensiren. Es ist gerade kein Heroismus, einem Andern den Kopf abzuschneiden, aber es ist eine Schande, es in einer stümperhaften Weise zu thun. Doch muß sich Jeder hüten, seinen Mangel an Geschick vorzuschützen, um sich der Pflicht zu entziehen. Denn es wäre eines Samurai ganz unwürdig, die Geschicklichkeit nicht zu besitzen, die dazu nöthig ist, um einen Mann zu köpfen. Einem Andern die Sache zuschieben zu wollen, ist ganz ungehörig und hieße nur so viel, als sich

als einen Feigling erweisen. Wenn Einige gern junge Leute als Secundanten anstellen wollen, so sollten sie doch bedenken, daß die Hände derselben noch ungeübt sind.

Wenn ein Mann aufgefordert wird, die Rolle eines Secundanten bei einem Harakiri zu übernehmen, so sollte er einfach und entschlossen seine Bereitwilligkeit erklären, daß er sein Bestes thun wolle. Er muß sich dabei eines Schwertes bedienen. Der Dolch kann auch wohl angewandt werden, doch ist das Schwert die geeignetste Waffe. Der Secundant sollte sich dazu das Schwert des Prinzipals selbst borgen. Wenn das aus irgend einer Ursache nicht thunlich ist, so sollte er von seinem Lehnsherrn ein Schwert dazu empfangen. Sein eigenes Schwert sollte aber der Secundant nicht gebrauchen.

Nachdem die Secundanten alle drei ernannt sind, müssen sie sich unter einander über die Beschaffenheit des Hinrichtungsplatzes berathen und sich über alle Details des Actes unterrichten lassen. Wenn, nachdem sie sorgfältig Alles nachgefragt und untersucht haben, doch noch etwas zweifelhaft bleiben oder nicht in Ordnung sein sollte, so müssen sie an ihre Oberen appelliren und sich von ihnen die nöthigen Instructionen für ihr Verhalten erbitten.

Wenn der Verurtheilte ein vom Gouvernement zur Bewachung überlieferter Verbrecher ist, so tragen die Secundanten ihre Feierkleider. Ist er nur Einer aus ihrem eigenen Clan, so ist es genug, daß sie die Beinkleider der Samurai anlegen. In alten Tagen, sagt man, waren sie gerade so gekleidet, wie der Prinzipal, und einige Autoritäten versichern, daß die Se-

cundanten bei dem Harakiri eines Edelmannes von hohem Rang weiß gekleidet sein sollten und daß auch der Handgriff des Schwertes mit weißer Seide geschmückt sein müßte. Wenn die Hinrichtung im Hause statt hat, sollten sie ihre Beinkleider nur ein wenig aufkrämpeln, wenn im Garten, so sollten sie sie ganz und gar aufknüpfen.

Die Secundanten müssen den Prinzipal anreden und etwa Folgendes sagen: „Mein Herr, wir sind beauftragt worden, Ihnen als Secundanten beizustehen. Wir bitten Sie, die Fassung nicht zu verlieren," und in dieser Weise weiter. Aber Alles muß dabei von dem Range des Verurtheilten abhangen. Wenn der Prinzipal einen letzten Wunsch aussprechen will, so sollten die Secundanten denselben anhören und empfangen, und sie sollten ihn überhaupt mit möglichster Hochachtung und Höflichkeit behandeln, um seine Angst zu mindern.

Wenn der Prinzipal sich einen alten Freund zu seinem Secundanten erwählt, oder gewünscht hat, daß irgend ein besonderer Dienstmann des Palastes als sein Secundant agiren möchte, so sollte die auf diese Weise erwählte Person dem Prinzipal dafür höflich danken, daß er sich einen so unwürdigen Menschen ausersehen habe. Zuvor muß der Erwählte auch seinen Lehnsherrn um die Erlaubniß zur Uebernahme des Secundantenamtes angehn. Auch sollte er gleich bei dieser Gelegenheit sich seines Prinzipals Schwert ausbitten, etwa mit folgenden Worten: „Da ich die Ehre haben soll, Euer Secundant zu sein, so möchte ich hierzu gern Euer Schwert bor-

gen. Es mag Euch wohl zu einigem Troste gereichen, durch Euer eigenes Schwert, das Euch so lieb und vertraut ist, zu sterben". — Sollte der Prinzipal diese Bitte abschlagen und sollte er es vorziehen, mit seines Secundanten Schwert hingerichtet zu werden, so muß man ihm das zugestehen. Wenn der Secundant mit seinem eigenen Schwerte einen ungeschickten Hieb oder Schnitt macht, so ist das schimpflich für ihn. Es wäre für ihn dann besser, eines Andern Schwert zu borgen, damit der Tadel auf das Schwert und nicht auf den Schwertmann falle. Obgleich dies Regel ist, und obgleich jeder Samurai ein zum Köpfen geeignetes und tüchtiges Schwert haben sollte, so muß es doch, wenn der Prinzipal ausdrücklich gebeten hat, mit dem eigenen Schwerte seines Secundanten hingerichtet zu werden, so geschehen, wie er es verlangte.

Es ist wahrscheinlich, daß der Verurtheilte sich bei seinen Secundanten erkundigen wird, welche Vorrichtungen für die Hinrichtung getroffen seien. Der Secundant muß daher darauf sehen, daß er im Stande sei, alle solche Fragen gehörig zu beantworten. Als einmal ein Verurtheilter seinen Secundanten fragte, ob sein Kopf in demselben Momente, in welchem man den Dolch auf dem Präsentirteller herbeibrächte, abgeschnitten würde, antwortete der Secundant: „Nein! in dem Augenblicke, in welchem Du Dich mit dem Dolche erstichst, wird Dein Kopf abgeschnitten werden". Bei der Hinrichtung eines gewissen Sano sagte dieser seinem Secundanten, daß er, nachdem er sich den Dolch in den Leib gestoßen habe, gewiß aufschreien würde, und bat ihn, doch beim Kopfabschneiden

recht kühl und besonnen zu bleiben. Der Secundant antwortete, daß es seinem Wunsche gemäß geschehen solle, bat ihn aber auch, einstweilen den Präsentirteller mit dem Dolche der Vorschrift gemäß, in Empfang zu nehmen. Und als Sano die Hand ausstreckte, um den Präsentirteller zu nehmen, hieb ihm der Secundant mit einem raschen Streiche den Kopf vom Rumpfe. Obgleich dies nun nicht gerade richtig war, so handelte doch der Secundant, der seinem Prinzipal einige Aengstlichkeit angemerkt hatte, in guter Absicht so, nämlich in der Absicht, einen Samurai vor der Schande, daß er das Harakiri in unschicklicher Weise (nämlich mit Schmerzensschrei) vollführt hätte, zu bewahren und darüber, daß er so rücksichtsvoll und gütig handelte, kann der Secundant nicht getadelt werden.

Wenn der Prinzipal dringend bittet, daß man ihm erlauben möchte, sich selbst den Leib aufzuschneiden, so muß seinem Wunsche, wenn sonst keine andern Umstände und Verhältnisse dagegen sprechen, gewillfahrt werden. Doch darf man dann keine Zeit verlieren, ihm den Kopf abzuschneiden. Die Gewohnheit, den Kopf herunter zu schneiden und den Gefangenen nur anscheinend das Leibaufschneiden vornehmen zu lassen, datirt aus der Periode „Jempo" (ungefähr vor 190 Jahren).

Wenn der Prinzipal seinen Platz eingenommen hat, entblößt der Secundant die rechte Schulter und läßt sein Feierkleid rückwärts herunterfallen, und indem er das Schwert zieht, legt er die Scheide behutsam bei Seite, indem er sich sorgfältig davor hütet, daß dem Prinzipal das blitzende Schwert

in die Augen falle. Dann postirt er sich zur Linken des Prinzipals ganz dicht hinter ihm. Der Prinzipal sollte so sitzen, daß er das Gesicht nach Westen kehrt, und der Secundant sollte es gegen Norden gewendet haben, und in dieser Stellung sollte er den Hieb ausführen. Wenn der Hauptsecundant gewahrt, daß der Assistirende den Präsentirteller mit dem Dolche hervorbringt, so muß er sich zusammennehmen, seine Nerven stählen und das Herz unter seinem Nabel zur Ruhe bringen. Wenn der Präsentirteller hingesetzt ist, muß er sich in die Position zum Ausholen bringen. Er sollte dabei zuerst mit dem linken Fuße ausschreiten und dann schnell wechseln, und den rechten Fuß nach vorne bringen. Das ist die Position, die er beim Schlage einnehmen muß. Er mag aber auch die Stellung seiner Füße ändern. Wenn der Prinzipal seine oberen Kleider zurückschiebt, muß der Secundant das Schwert wuchten, und wenn der Prinzipal seine Hand ausstreckt den Präsentirteller zu sich heranzuziehen, wobei er seinen Kopf etwas vorwärts und herabbeugt, so ist das der rechte Moment für den Secundanten zum Zuschlagen. Doch giebt es hierüber sehr verschiedene Ueberlieferungen. Einige behaupten, daß der Prinzipal den Präsentirteller mit dem Dolche ergreifen, respectvoll zu seinem Kopfe erheben und dann wieder niedersetzen müsse, und daß erst dies der rechte Moment zum Zuschlagen sei.

Im Ganzen giebt es drei Regeln für die Zeit des Abschneidens des Kopfes.

Die erste sagt, es solle geschehen, nachdem der Dolch auf

den Präsentirteller gelegt ist. Die zweite, wenn der Prinzipal auf die linke Seite seines Leibes blickt, bevor er den Dolch hineinstößt. Die dritte, wenn er den Dolch einstößt. Wenn man die Momente alle drei unbenutzt entschlüpfen läßt, so wird es ein sehr schweres Ding sein, den Kopf richtig zu treffen; so sagt die Ueberlieferung. —

Verschiedene andere Traditionen setzen dafür vier Momente fest. Erstens den Augenblick, wenn der assistirende Secundant, nachdem er den Präsentirteller, auf welchem der Dolch war, bei Seite gelegt hat und sich zurückzieht, — zweitens, wenn der Prinzipal den Präsentirteller zu sich heranzieht, — drittens, wenn er den Dolch in seine Hand nimmt, — viertens, wenn er den Schnitt in seinen Leib macht. Obgleich alle diese vier Weisen des Verfahrens von einigen Autoritäten approbirt werden, so ist doch der erste Augenblick zu bald, die letzten drei aber kann man als richtig zulassen. — Dann sollte dabei aber das Zuschlagen ohne allen Verzug erfolgen.

Nachdem der Secundant den Kopf mit einem Hiebe ohne Fehl abgeschlagen hat, muß er sich hüten, das Schwert hoch zu halten. Er muß es vielmehr mit der Spitze abwärts sinken lassen, sich dann ein wenig zurückziehen und die Waffe knieend reinigen. Dazu sollte er eine hinreichende Menge weißes Papier im Busen oder Gürtel bei sich haben, um das Blut abzuwischen und das Schwert blank zu putzen. Nachdem er alsdann das Schwert wieder in die Scheide gesteckt hat, muß er seine oberen Kleider wieder in Ordnung bringen und seinen Sitz im Hintergrunde einnehmen.

Nachdem der Kopf gefallen ist, muß der jüngere Secundant hereintreten, den Kopf aufnehmen und ihn dem Hauptzeugen zur Inspection präsentiren. Wenn kein jüngerer oder assistirender Secundant da ist, dann sollte der Hauptsecundant selbst, sobald er den Kopf abgeschnitten hat, sein Schwert umgekehrt mit der Linken haltend, den Kopf in die Rechte nehmen, ihn bei dem Mittelknoten des Haares in die Höhe heben, zum Hauptzeugen vorschreiten, indem er dabei zur Rechten des Rumpfes vorübergeht, und den Zeugen das rechte Profil des Kopfes zeigen, indem er dabei das Kinn des Kopfes auf dem Gefäß des Schwertes ruhen läßt und sich auf seinem linken Knie niederläßt. Alsdann zurückkehrend und zur Linken des Rumpfes herumgehend, läßt er sich auf sein linkes Knie nieder und zeigt den Zeugen nun das linke Profil des auf dem Degengefäß ruhenden Kopfes. — Es wird auch als eine andere Regel angenommen, daß der Secundant, nach Niederlegung des Schwertes, aus dem Busen seines Gewandes Papier hervorziehen, den Kopf in die Fläche der linken Hand legen, mit der Rechten ihn an dem Knoten des Haarschopfes fassen, und ihn auf das Papier legen, und ihn auf diese Weise zur Inspection präsentiren soll. Beide Weisen mögen wohl richtig sein.

Nach Inspicirung und Identificirung des Kopfes ist die Ceremonie zu Ende.

Den Kopf auf dickes Papier zu legen, beweist, daß man disponirt ist, dem Kopf Respect zu zeigen. Ihn auf die Schneide des Schwertes zu legen, wäre eine Beleidigung. Das dabei einzuschlagende Verfahren hängt von dem Range der

Person ab. — Soll die Ceremonie abgekürzt werden, so mag sie gleich mit der Abschneidung des Kopfes ein Ende nehmen. Doch muß dies im Voraus in einer Besprechung mit den Zeugen festgestellt werden. — In dem Fall, daß der Secundant einen Fehler macht und den Kopf nicht mit einem Hieb herunterbringt, muß er ihn abschneiden. Sollte er ganz verkehrt zielen und den Delinquenten aus Versehen in die Schulter treffen, und sollte dieser dann auffahren und schreien und sich winden, so sollte er ihn niederdrücken und ihn erdolchen, und darnach den Kopf abschneiden. Dabei sollten auch die assistirenden Secundanten, die hinterwärts sitzen, helfen, hervorkommen und ihn niederhalten, während der Hauptsecundant den Kopf abschneidet. Wenn der Körper nicht gleich zusammenfällt, welcher Fall, wie man sagt, zuweilen eintritt, so muß ihm der Secundant die Füße unterweg stoßen und ihn so zum Niederfallen bringen.

Einige behaupten, daß es für den Secundanten das vollkommenste Verfahren sei, nicht mit einem Hiebe auf einmal den ganzen Nacken durchzuhauen, sondern vielmehr etwas von der Haut undurchschnitten zu lassen und dann, wenn der Kopf an dem Reste der Haut hängt, ihn beim Schopf zu fassen, abzuschneiden und so zur Inspection zu präsentiren. Dies soll man, wie sie behaupten, deswegen thun, damit die Ceremonie nicht mit einer gewöhnlichen Hinrichtung verwechselt werde. Den alten Autoritäten zufolge ist dies das geeignete und respectvollste Verfahren. Nach Absonderung des Kopfes pflegen die Augen noch wohl zu blinzeln und der Mund sich

zu bewegen und in den Sand und die Kieſelſteine zu beißen. Da dies bei einer für einen Samurai ſo wichtigen und feierlichen Veranlaſſung ſehr ſtörend und häßlich anzuſehen iſt, ſo iſt es am beſten den Kopf nicht zu Boden fallen zu laſſen, ſondern beim Ausholen und Ausführen des Schlages ein wenig zurückzuhalten. Es mag dies ganz richtig ſein. Aber es iſt doch ſehr ſchwer, ſo zuzuſchlagen, daß der Kopf noch an einem Stückchen Haut hängen bleibt, und darin beſteht die Gefahr des ganzen Fehlſchlagens des Hiebes, und da jeder mißrathene Hieb ſehr widerwärtig anzuſehen iſt, ſo wäre es in der Regel wohl am beſten, immer gleich mit einem Hiebe Alles durchzuhauen. Andere ſagen, daß ſelbſt wenn der Kopf auf einen Schlag getrennt wird, man doch hinterdrein noch ſo thun müßte, als ſchnitte man ihn nachträglich ganz ab. Doch iſt dies jedenfalls nicht durchaus nöthig.

Drei Methoden, das Schwert zu tragen, werden von den im Waffenhandwerk Kundigen vorgeſchrieben. Wenn der Prinzipal einen höheren Rang hat, wird das Schwert hoch getragen. Wenn Prinzipal und Secundant im gleichen Range ſtehn, wird das Schwert in der Mitte des Körpers getragen; wenn der Prinzipal von niedrigem Range iſt, läßt man das Schwert ganz herunterhängen. Die angemeſſenſte Stellung für den Secundanten beim Zuſchlagen iſt das Niederlaſſen auf ein Knie. Aber es ſchadet auch nicht, wenn er aufrecht ſteht. Andere ſagen, daß der Secundant, wenn die Ceremonie innerhalb des Hauſes ſtatt hat, knieen ſolle, daß er aber ſtehen könne, wenn ſie im Garten ausgeführt wird. Dies ſind aber

Punkte, auf die man nicht zu eigensinnig bestehen sollte. Ein Mann sollte eigentlich immer in der ihm selber bequemsten Stellung zuschlagen.

Die Hauptpflicht des assistirenden Secundanten ist es, den Präsentirteller mit dem Dolche hereinzubringen. Er sollte ihn, nachdem der Prinzipal sich gesetzt hat, sehr ruhig präsentiren und ihn so halten, daß der Verurtheilte seine Hand etwas weit ausstrecken muß, um ihn zu erreichen. Einige sagen, er sollte ihn in einem Abstande von drei Fuß halten. Der assistirende Secundant kehrt darnach an seinen Platz zurück. Nur wenn er bemerkt, daß der Verurtheilte große Aufregung zeigt, muß er zur Stelle bleiben, um dem Hauptsecundanten beistehen zu können, daß der Kopf richtig getrennt werde. Es ereignete sich einst, daß der Verurtheilte, nachdem er den Präsentirteller mit dem Dolche vom assistirenden Secundanten empfangen hatte, ihn lange Zeit vor sich in die Höhe hielt, ohne ihn niederzusetzen, und daß Die, welche ihm nahe standen, ihn wiederholt antreiben mußten, den Teller herunterzulassen. Es kommt auch wohl vor, daß der Delinquent seine Hand gar nicht nach dem Teller ausstreckt, um den Dolch zu nehmen. Dann muß der assistirende Secundant ihn dazu auffordern und drängen. Der Prinzipal verlangt auch wohl, daß der Teller ihm ein wenig näher gerückt werde, und diesen Wunsch kann man ihm zugestehen. Es mag auch geschehen, daß der assistirende Secundant den Präsentirteller in der linken Hand behält und mit der Rechten dem Delinquenten den Dolch reicht, der sich vorüber lehnt, ihn hinzunehmen. Welche von allen diesen Weisen die

beste ist, bleibt ungewiß. Die Hauptabsicht läuft dabei darauf hinaus, daß der Delinquent sich vorwärts beuge und den Hals ausstrecke, um den Schlag zu empfangen. Ob und wann der assistirende Secundant sich zurückziehen kann, muß ganz und gar von dem Benehmen und der Attitude abhängen, die der Verurtheilte annimmt.

Wenn der Gefangene ein heftiger und unlenksamer Mensch ist, sollte anstatt eines Dolches ein Fächer auf den Präsentirteller gelegt werden. Und wendete er dagegen etwas ein, so sollte man ihm sagen, daß es ein alter Gebrauch sei, statt des Dolches einen Fächer hinzulegen. Dergleichen mag zuweilen vorkommen. Man sagt, daß einstmals in dem Palaste eines Daimios eine gewisse muthvolle Matrone einen Mann ermordet habe, und daß, als man ihr erlaubt hätte, mit allen Ehren des Harakiri zu sterben, bei der Ausführung der Ceremonie ihr ein Fächer statt des Dolches hingelegt und ihr Kopf dann abgeschnitten worden sei. Das mag ganz recht und passend sein. Wenn der Verurtheilte geneigt scheint, unruhig und heftig zu werden, sollten alle Secundanten, ohne ein Zeichen von Aufregung von sich zu geben, an seine Seite eilen und ihn zur Schnelligkeit und zum Fertigwerden drängen, und ihn auf seinem Platze festhalten. Der Hauptsecundant sollte schleunig sein Schwert ziehen, sich zum Zuschlagen in Position setzen und den Delinquenten antreiben, so rasch wie möglich die Ceremonie des Empfangs des Präsentirtellers zu beenden, und überhaupt seine ganze Pflicht fest und unerschrocken durchführen.

Ein Fürst, Namens Kato, der einen seiner Räthe zum Tode verurtheilt hatte, wohnte der Ceremonie hinter einem Vorhange aus Bambusstreifen bei. Der Rath, dessen Name Katajama war, wurde gebunden und während dessen blickte er wüthend nach dem Vorhange und zeigte nicht die geringste Spur von Furcht. Sein Hauptsecundant war ein Mann Namens Jihei, der gewohnt war, den Rath Katajama immer mit großem Respect zu behandeln. Jihei, das Schwert in der Hand, sagte zu Katajama: „Mein Herr! Ihr letzter Augenblick ist gekommen. Sein Sie so gut, Ihre Backe herumzudrehen, damit Ihr Kopf gerade stehe". Als Katajama dies hörte, antwortete er: „Bursche, Du bist impertinent!" und indem er sich mit diesen Worten umwandte, hatte er für den Secundanten gerade die rechte Position und Jihei vollführte auf der Stelle den verhängnißvollen Streich. — Der Fürst Kato fragte den Jihei hinterdrein, warum er so verfahren habe, und dieser antwortete, er habe wahrgenommen, daß der Gefangene auf etwas Böses sinne, und daher habe er sich sofort entschlossen, ihn auf der Stelle zu tödten, um seinem rebellischen Geiste Einhalt zu thun. — Dies ist für andere Secundanten ein Muster, das sie vor Augen haben sollten. —

Die Pflicht des jüngeren Secundanten, den Kopf beim Schopf zu nehmen und ihn zur Identificirung zu präsentiren, ist schon oben erwähnt. Wenn es ein Kahlkopf sein sollte, so muß er mit dem Stilett, das in der Scheide seines Dolches steckt, das linke Ohr durchstechen und ihn so zur Identificirung herbringen. Er muß aber auch immer einen Vorrath dicken

Papiers in dem Busen seines Gewandes bei sich führen. In diesem Papiere muß er einen Sack mit Asche und Reiskleie gefüllt eingewickelt haben, damit er den Kopf, ohne vom Blute befleckt zu werden, forttragen könne. Nach der Identificirung des Kopfes muß der jüngere Secundant ihn in einen Eimer legen.

Wenn sich etwas ereignen sollte, was den Hauptsecundanten an der Verrichtung seines Amtes hindern könnte, muß der zweite an seine Stelle treten. Es begab sich einmal, daß bei einer Hinrichtung der Hauptsecundant nervös und kraftlos wurde. Den Kopf schnitt er zwar noch ohne Schwierigkeit ab. Als es aber dazu kam, das blutige und grinsende Haupt aufzuheben und inspiciren zu lassen, da nahm seine Nervenschwäche so zu, daß er beinahe krank und ohnmächtig wurde. — Dies ist ein Ding, gegen welches Personen, die als Secundanten agiren sollen, sehr auf ihrer Hut sein müssen. —

Als einen Beleg zu der obigen japanischen Schilderung der beim Harakiri zu beobachtenden Formalitäten mag ich hier beispielsweise die Schilderung einer solchen Execution, der ich als officieller Zeuge beiwohnte, hinzufügen. Der Verurtheilte war ein Offizier des Fürsten von Bisen, Namens Taki Sensaburo, welcher bei dem auch in europäischen Zeitungen mehrfach besprochenen Tumulte in dem Hafen von Kobé im Monat Februar 1868 den Befehl zum Feuern auf die Fremden gab.

Bis zu dieser Zeit hatte noch kein Europäer einem Harakiri beigewohnt und Manche betrachteten die ganze Sache noch als eine Fabel.

Die Ceremonie wurde diesmal von dem Mikado, der den Fremden Genugthuung geben wollte, selber angeordnet und sie fand in dem Tempel des Seifukuji, dem Hauptquartier der Satsumatruppen in Hiogo statt. Von jeder der europäischen Gesandtschaften wurde dazu ein Beamter als Zeuge gesandt. Wir waren unserer sieben Europäer. —

Wir wurden von den Offizieren der Fürsten von Satsuma und Tschoschiu zum Tempel geführt. Obgleich die Ceremonie einen ganz privaten Charakter haben sollte, bewiesen uns doch die zahlreichen Gruppen des Volkes vor dem Eingange zum Tempel und die Aeußerungen, welche wir in den Straßen gelegentlich vernahmen, daß die Sache für das japanische Publikum eine Angelegenheit von höchstem Interesse sei. Der Tempelhof bot einen äußerst pittoresken Anblick dar. Er war mit Soldaten gefüllt, die in Gruppen um große Feuer standen, und die flackernden Flammen warfen ein unstätes Licht auf das schwerfällige Gebälk der heiligen Bauwerke.

Wir wurden in ein inneres Zimmer geführt, wo man uns zu warten bat, bis die Vorbereitungen für die Ceremonie beendet seien. In dem anstoßenden Zimmer waren die hohen japanischen Beamten versammelt. Nach einer langen Pause, welche das tiefe Stillschweigen umher doppelt lang zu machen schien, trat Ito Schunské, der Gouverneur von Hiogo, bei uns ein und schrieb unsere Namen nieder, indem er uns zu-

gleich benachrichtigte, daß sieben „Kenschi" (Zeugen oder Sheriffs) von Seiten der Japaner beiwohnen würden. Er und ein anderer Beamter repräsentirten den Mikado, zwei Capitäne von Satsuma's Infanterie und zwei andere von Tschoschiu's Armee, mit einem Abgesandten des Fürsten von Bisen, dem Clan des verurtheilten Mannes, vervollständigten die Zahl, welche wahrscheinlich so bemessen war, um der Anzahl der Fremden zu entsprechen. Ito Schunské fragte uns ferner, ob wir auch einige Fragen an den Gefangenen zu richten wünschten, was wir verneinten.

Nach einer abermaligen kleinen Pause wurden wir eingeladen, den japanischen Zeugen oder Sheriffs in das „Hondo" oder den Hauptraum des Tempels, wo die Ceremonie vor sich gehen sollte, zu folgen. Es war ein imposanter Anblick. Eine große weite Halle mit einem Dache, welches von Pfeilern von dunklem Holze getragen wurde, eröffnete sich vor uns. Von der Decke hing eine Fülle von jenen vergoldeten Lampen und anderen Ornamenten herab, die den buddhistischen Tempeln eigen sind. Vor dem Hochaltar, wo der Boden zu einer Art von niedriger Tribüne drei bis vier Zoll erhöht und mit schönen weißen Matten bedeckt war, lag eine grobe wollene Decke von scharlachrothen Filzen darüber ausgebreitet. Lange brennende Kerzen, die in regelmäßigen Abständen umher aufgestellt waren, gaben ein schwaches, mysteriöses Licht von sich, das zur Erkennung aller Vorgänge eben hinreichte. Die sieben Japaner nahmen auf der linken Seite der Bodenerhöhung

Platz, die sieben Fremden zur Rechten. Sonst war Niemand zugegen.

Nach einigen Augenblicken ängstlicher Spannung trat der Verurtheilte Taki Sensaburo in die Halle, ein kräftiger Mann, zweiunddreißig Jahre alt, mit edlen Mienen, — in sein Festtagsgewand gehüllt, mit den eigenthümlichen Kleiderflügeln aus hänfenem Gewebe, welche von den Japanern bei großen Gelegenheiten angelegt werden. Er war von seinem „Kaischaku" und von drei Offizieren begleitet, welche den Kriegsmantel mit goldgestickten Verbrämungen trugen.

Das Wort „Kaischaku" ist mit unserm „Scharfrichter" nicht ganz gleichbedeutend. Das mit ihm bezeichnete Amt ist das eines Edelmannes und wird in vielen Fällen von einem Freunde oder Verwandten des Verurtheilten übernommen, und das Verhältniß zwischen Beiden ist nicht sowohl das eines Henkers und seines Opfers als vielmehr das zwischen einem Secundanten und seinem Prinzipal. In unserem Falle war der „Kaischaku" ein Zögling des Taki Sensaburo und war von den Freunden des Letzteren aus ihrer Zahl wegen seiner großen Geschicklichkeit in der Handhabung des Schwertes ausgewählt worden.

Mit dem „Kaischaku", seinem befreundeten Henker, zur Linken schritt Taki Sensaburo langsam auf die japanischen Zeugen zu, die er und sein Begleiter höflich begrüßten. Dann näherten sich Beide auch uns, den Fremden, und verbeugten sich vor uns in derselben Weise, vielleicht mit noch etwas mehr

Ehrerbietung. In beiden Fällen wurden die Grüße mit ceremoniösem Anstande erwidert.

Langsam und mit großer Würde stieg der verurtheilte Mann auf die Bodenerhöhung oder Tribüne vor dem Altar, warf sich vor diesem zweimal nieder und setzte sich dann mit dem Rücken gegen den Altar auf die rothe Filzdecke, während sein „Kaischaku" ihm zur Linken kauerte. In dieser Position verblieb er bis zu seinem Tode. Darauf kam einer der assistirenden Beamten hervor und trug ein solches Tischchen herbei, wie es in den Tempeln für Darbringung von Opfern gebräuchlich ist. Auf demselben lag in Papier gewickelt der „Wakisaschi", der Dolch, 9½ Zoll lang, mit einer Spitze und einer Schneide so scharf wie ein Rasirmesser. Diesen überreichte er, sich auf die Kniee werfend, dem Verurtheilten, der ihn ehrerbietig entgegennahm, mit beiden Händen zu seiner Stirn emporhob und dann vor sich hinlegte.

Nach einer abermaligen tiefen Verbeugung sprach dann Taki Sensaburo mit einer Stimme, die gerade so viel innere Bewegung und zaubernde Unsicherheit verrieth, wie es bei einem Manne, der ein trauriges Bekenntniß zu machen hatte, erwartet werden mochte, aber mit keiner Spur von Furchtsamkeit in seiner Stimme, Folgendes:

„Ich und ich allein gab gesetzwidriger Weise den Befehl, auf die Fremden in Kobé zu feuern, und ließ auch zum zweiten Male auf sie feuern, als sie zu entfliehen versuchten. Für dieses Verbrechen werde ich mir jetzt den Leib aufschneiden und

ich bitte alle Anwesenden, mir die Ehre anzuthun, diesen Act als Zeugen anzuschauen."

Indem er sich noch einmal verbeugte, ließ der Sprecher seine Oberkleider bis zum Gürtel herabfallen und blieb dann bis zur Taille nackt dasitzen. Dem Gebrauche gemäß stopfte er seine Aermel sorgfältig unter die Kniee und befestigte sie dort, um zu verhindern, daß er im Todeskampfe rückwärts falle. Denn ein japanischer Edelmann muß sterbend immer vorwärts fallen. Entschlossen und mit fester Hand ergriff er alsdann den vor ihm liegenden Dolch. Er blickte gedankenvoll, ich möchte fast sagen sehnsüchtig und liebäugelnd auf ihn hin. Für einen Augenblick schien er zum letzten Male seine Gedanken zu sammeln und dann stieß er sich den Dolch unter der Taille auf der linken Seite tief in den Leib, zog ihn langsam durch bis auf die rechte Seite und gab ihm, indem er ihn in der klaffenden Wunde umdrehte, einen kleinen Ruck nach oben.

Während dieser peinlichen und ergreifenden Operation bewegte sich keine Muskel in seinem Angesichte. Als er den Dolch herauszog, beugte er sich nach vorn über und streckte seinen Hals aus; dabei flog zum ersten Male ein Ausdruck von Schmerz über sein Antlitz. Dennoch gab er keinen Laut von sich. In demselben Augenblicke sprang der Kaischaku, der, immer an seiner Seite kauernd, jede seiner Bewegungen scharf überwacht hatte, auf die Füße und wuchtete sein Schwert für eine Secunde in der Luft. Dann kam ein Blitz, ein

schwerer dumpfer, häßlicher Stoß und ein polternder Fall. Mit einem Hiebe war der Kopf vom Körper getrennt.

Ein tiefes Stillschweigen erfolgte nun, nur unterbrochen von dem häßlichen Geräusch des Blutes, welches aus dem entseelten, vor uns liegenden Rumpfe, der soeben noch ein braver, ritterlicher Mann gewesen war, herausrieselte. — Es war schauerlich!

Der Kaischaku machte eine tiefe Verbeugung, wischte sein Schwert mit einem dazu bereit gehaltenen Papier ab und zog sich von der Tribüne zurück. Der befleckte Dolch wurde feierlich weggetragen, als ein blutiges Beweisstück der geschehenen Hinrichtung.

Darauf erhoben sich die beiden Repräsentanten des Mikado, verließen ihre Plätze und forderten, indem sie zu uns herüberkamen, uns auf, zu bezeugen, daß das Todesurtheil über Taki Sensaburo getreulich und richtig ausgeführt worden sei. Da die Sache nun zu Ende war, so verließen wir den Tempel.

Die Ceremonie, welcher der heilige Platz und die nächtliche Stunde der Hinrichtung noch eine besonders ergreifende Feierlichkeit gegeben hatte, war in Allem durch die äußerste Würde und die ungemeine Pünktlichkeit im ganzen Verfahren charakterisirt, welche allen Handlungen und Proceduren japanischer Edelleute eigen zu sein pflegt, und dies in's Auge zu fassen, war wichtig, weil es den Beweis lieferte, daß der todte Mann wirklich jener vornehme Offizier war, der das Verbrechen begangen hatte, und nicht etwa ein Untergeschobener. Während wir von der furchtbaren Scene tief erschüttert waren

fühlten wir uns doch zugleich auch von Bewunderung ergriffen für das männliche und feste Betragen des Dulders und für die Energie, mit welcher der Kaischaku seinem Herrn und Freunde die letzte Pflicht erfüllt hatte.

Nichts konnte stärker den Einfluß der Erziehung bethätigen. Der japanische „Samurai" (Edelmann von der Kriegerkaste) lernt es von seiner Kindheit an, auf das Harakiri als auf eine Ceremonie zu blicken, bei welcher er einmal, sei es als Hauptacteur oder als Secundant, eine Rolle zu übernehmen berufen werden mag. In den alten Familien Japan's, welche an den Traditionen des Ritterthums festhalten, wird schon das Kind in dem herkömmlichen Ritus des Harakiri unterrichtet und mit der Idee desselben als einer ehrenvollen Abbüßung eines Vergehens oder als einer Vertuschung von Schande vertraut gemacht. So ist der junge Mann für die Stunde, wenn sie kommt, vorbereitet und schreitet muthig zu einem Gottesgerichte, welchem zeitige Gewöhnung schon die Hälfte seiner Schrecken genommen hat. In welchem anderen Lande der Welt lehrt man es einem Manne, daß der letzte Liebesdienst, den er einem Freunde zu leisten hat, der ist, daß er das Amt seines Henkers übernehme?

Später brachte ich auch noch in Erfahrung, daß Taki Sensaburo, bevor er in die verhängnißvolle Tempelhalle eingetreten war, alle Mitglieder seines Stammes, die bei der Hand waren und von denen mehrere seinen Befehl zum Feuern ausgeführt hatten, um sich herum berufen und versammelt hatte. In einer kurzen Anrede an sie hatte er die Gehässig-

keit seines Vergehens und die Gerechtigkeit des über ihn ausgesprochenen Urtheils bekannt und sie schließlich in nachdrücklicher Weise vor Wiederholungen solcher Angriffe auf die Fremden gewarnt. Sie waren auch von den Beamten des Mikado angeredet und von ihnen aufgefordert worden, in Bezug auf das Schicksal ihres Clangenossen keine Rachegefühle gegen die Fremden zu nähren. Sie hatten darauf erklärt, daß sie sich solchen Gefühlen nicht überlassen wollten.

Man hat hinterdrein die Ansicht aufgestellt, daß es für die fremden Repräsentanten vielleicht politischer gewesen wäre, im letzten Augenblicke für die Erhaltung des Lebens Taki Sensaburo's und für seine Begnadigung einzuschreiten. Diese Frage soll auch unter den Gesandten selber besprochen worden sein. Mein eigener Glaube ist, daß Gnade, obwohl sie vielleicht auf die schon civilisirten Clans den gewünschten Eindruck gemacht haben möchte, doch von jenen wilderen Völkerschaften Japan's, welche die Fremden noch nicht aus eigener Anschauung und Erfahrung kennen, nur als Schwäche und Furcht ausgelegt worden wäre. Die Beleidigung — ein Angriff auf die Flaggen und Unterthanen aller Tractatmächte, welchen nur ein Mangel an Geschick, nicht an bösem Willen daran verhinderte, zu einem allgemeinen Blutbade auszuarten, — war das schwerste Vergehen, das an Fremden seit ihrer Anwesenheit in Japan bisher begangen worden war. Der Tod des Schuldigen war ohne Zweifel ganz verdient und die für ihn gewählte Form und Art der Strafe war in den Augen der Japaner gnädig, rücksichtsvoll und auch zugleich gerecht. Das

Verbrechen hätte zu einem Kriege führen und Tausenden das Leben kosten können. Ich glaube, daß die Art und Weise des Verfahrens sowohl im Interesse Japan's als auch in dem der Europäer ein weises gewesen ist, und ich freute mich sehr, zu finden, daß einer der gescheitesten japanischen Staatsmänner, mit dem ich die Angelegenheit besprach, derselben Ansicht war.

Die beim Harakiri beobachteten Ceremonien scheinen in den verschiedenen Provinzen Japan's in ihren Details ein wenig zu variiren; aber das folgende Memorandum über diesen Gebrauch, wie er während der Regierung der Taikune in Uebung war, erweist deutlich seinen gerichtlichen Charakter. Ich übersetzte es aus einer Schrift, die ein Japaner, welcher im Stande war, über Das, was er selbst gesehen hatte, deutlich zu sprechen, für mich niederschrieb. Drei verschiedene Arten von Ceremonien wurden darin beschrieben:

1) Ceremonie, die beim Harakiri eines gefangen gesetzten Hatamoto (kleinen Edelmanns vom Hofe des Taikun) beobachtet werden. — Dies Harakiri wird mit großem Geheimniß ausgeführt. Sechs Matten werden in einem großen Gehöfte des Gefängnisses ausgebreitet. Ein Ometsuké (Oberaufseher), dem zwei andere Ometsuké's von der zweiten oder dritten Classe adjungirt sind, agirt als Kenschi (Scheriff oder Zeuge) und sitzt vor den Matten. Der Verurtheilte, angethan mit seinen Feierkleidern und mit seinen Flügeln von hanfenem Linnen, nimmt auf der Mitte der Matten Platz. Bei jeder der vier Ecken der Matten sitzt ein Gefängnißbeamter. Zwei Offiziere des Gouverneurs der Stadt agiren als Kaischakus

(Secundanten oder Scharfrichter) und stellen sich Einer zur Rechten, der Andere zur Linken des Verurtheilten auf. Der Kaischaku zur Linken, nachdem er seinen Vor- und Geschlechtsnamen angekündigt hat, sagt mit einer Verbeugung: „Ich habe die Ehre, Euch als Kaischaku zu dienen. Habt Ihr mir einige Wünsche anzuvertrauen?" Der Verurtheilte dankt ihm und nimmt sein Anerbieten entweder an oder nicht, wie es ihm eben recht ist. Er verneigt sich dann vor dem Scheriff und ein hölzerner Dolch von $9\frac{1}{2}$ Zoll Länge wird in Papier gewickelt auf einem solchen Brette, wie man es für die Darbringung von Opfern in den Tempeln hat, im Abstande von drei Fuß vor ihm niedergelegt. In dem Augenblick, in welchem er die Hand vorwärts streckt, um den hölzernen Dolch zu ergreifen, zieht der Kaischaku zur Linken das Schwert und schlägt ihm den Kopf ab. Der Kaischaku zur Rechten nimmt den Kopf auf und zeigt ihn dem Scheriff. Der Körper wird den Verwandten des Todten zur Beerdigung überliefert. Sein Eigenthum wird confiscirt.

2) Die Ceremonien, welche bei dem Harakiri des Vasallen oder Dienstmannes eines Daimio beobachtet werden. — Wenn der Dienstmann eines Daimio zum Harakiri verurtheilt ist, werden vier Matten in einem Hofe des Jaschiki (Palastes) ausgebreitet. Der Verurtheilte mit seinen Feierkleidern und hanfenen Flügeln sitzt in der Mitte. Ein Beamter des Daimio agirt als Hauptzeuge, mit einem zweiten Zeugen unter ihm. Zwei andere Beamte, die als Kaischakus agiren, sitzen zur Rechten und Linken des Verurtheilten, und vier Beamte

zur Abschaffung des Harakiri gemacht und der sich auch noch durch andere aus seiner Bewunderung unserer westlichen Civilisation hervorgegangene Propositionen ausgezeichnet hatte, nicht lange nach der Abstimmung über jene Besprechung ermordet wurde.

Es werden viele Geschichten von dem außerordentlichen Heroismus erzählt, den japanische Edelleute beim Harakiri bewiesen haben. Der Fall eines jungen zwanzigjährigen Mannes aus dem Choschiu-Clan, der mir von einem Augenzeugen beschrieben wurde, verdient als ein merkwürdiges Beispiel von Entschlossenheit noch erwähnt zu werden. Nicht damit zufrieden, sich bei seinem Harakiri den einen nothwendigen Schnitt zu geben, schlitzte er sich drei Mal horizontal und zwei Mal vertikal über den Leib. Darnach stach er sich den Dolch tief in die Kehle, bis er auf der andern Seite mit der scharfen Seite nach vorne, wieder herauskam. Seine Zähne mit einer letzten Anstrengung zusammenbeißend, trieb er das Messer mit beiden Händen noch einmal vorwärts durch die Kehle und fiel darauf entseelt hin. —

Noch eine Geschichte und dann sei es genug. Als der Taikun während der Revolution, auf allen Seiten geschlagen, schimpflich nach Jedo floh, da soll er sich entschlossen haben, gar nicht mehr zu fechten, sondern Alles, was man von ihm verlangen möchte, zuzugestehen. Ein Mitglied seines zweiten Rathes kam da zu ihm und sagte: „Herr, es giebt für Euch jetzt nur ein Mittel, die Ehre der Familie von Tokugawa wiederherzustellen. Ihr müßt Harakiri ausführen, und um Euch

zu beweisen, daß ich ganz aufrichtig und uninteressirt spreche, erkläre ich mich bereit, mich selbst in Gemeinschaft mit Euch zu entleiben". — Der Taikun wurde über diese Rede sehr aufgebracht, sagte, daß er von einem so unsinnigen Vorschlage nichts hören wolle, und verließ das Zimmer. Sein getreuer Vasall aber zog sich in einen andern Theil des Schlosses zurück und vollzog daselbst, zum Beweise seines ehrenhaften Sinnes, Harakiri.

VI.

Ueber verschiedene japanische Gebräuche und Ceremonien.

Verschiedene Feierlichkeiten, Ceremonien und Gebräuche der Japaner.

1. Hochzeitsgebräuche.

Aus dem „Schorei Hikki". (Verzeichniß der Ceremonien.)

„Der bei Heirathen zu beobachtenden Ceremonien giebt es mehre, und es ist nicht recht für einen Mann, mit Nichtachtung seiner Lebensstellung die Regeln, welche darüber gegeben sind, zu verletzen.

Nachdem der Mittelsmann die Präliminarien des Heirathsvertrages zwischen den beiden Parteien geordnet hat, bringt er das becomplimentirende Geschenk, welches zur Zeit der Verlobung verheißen wurde, vom Bräutigam zu der ihm bestimmten Braut. Wenn dieses Geschenk angenommen wird, kann die Familie der Braut ihr Versprechen nicht mehr zurücknehmen. Das ist der Anfang des Contracts.

Die gewöhnlichen Verlobungsgeschenke bestehen in Folgendem: Personen der höheren Classe senden ein Kleid von weißer Seide; — ein Stück Goldstickerei für einen Gürtel; —

Verschiedene Feierlichkeiten, Ceremonien und Gebräuche der Juden.

1. Hochzeitsgebräuche.

Aus dem „Schorei Hittr". Verzeichniß der Ceremonien.

„Der bei Heirathen zu beobachtenden Ceremonien sind mehre, und es ist nicht recht für einen Mann, in seiner Lebensstellung die Regeln, welche darüber [illegible] zu verletzen.

Nachdem der Mittelsmann die Präliminarien des Vertrages zwischen den beiden Parteien geordnet hat, das becomplimentirende Geschenk, welches zur Verlobung verheißen wurde, von Bräutigam an die stimmten Braut. Wenn dieses Geschenk angenommen kann die Familie der Braut ihr Versprechen zurücknehmen. Das ist der Anfang des Contracts.

Die gewöhnlichen Verlobungsgeschenke [illegible] der höheren Classe [illegible] Stück Goldstücken [illegible]

ein Stück Seidenzeug; — ein Stück weißer Seide mit einem Muster von Rauten, — und noch andere Seidenstoffe, die zu einem großen Ballen von drei verschiedenen Lagen verpackt werden; — vierzehn Fässer Wein und sieben Arten eingemachter Delicatessen.

Personen der mittleren Classe senden: ein Stück weißen Seidenzeuges; — ein Stück Goldstickerei für einen Gürtel; — ein Stück weißer Seide mit Rautenmuster und andere Seidenstoffe, die in einen Ballen von zwei Lagen verpackt sind; — zehn Fässer Wein und fünf Arten Eingemachtes.

Die niedrigen Classen senden: ein weißes Seidenkleid, ein Gewand von gefärbter Seide in einem Ballen von einer Lage, mit sechs Fässern Wein und dreierlei Eingemachtes.

Dem zukünftigen Schwiegervater wird ein Schwert gesandt mit einer Scheide zum Anhängen, so wie man es in Kriegszeiten trägt, zugleich mit einer Liste der Geschenke. Die Schwiegermutter erhält ein seidenes Gewand, mit etwas Wein und Eingemachtem.

Obgleich alle diese Geschenke für die Gelegenheit geeignet und richtig bemessen sind, so können sie doch je nach den Mitteln der betreffenden Personen gemehrt oder gemindert werden. Der zukünftige Schwiegervater sendet seinem Schwiegersohn Gegengeschenke von gleichem Werthe. Aber die erwählte Braut macht ihrem künftigen Gatten kein Gegengeschenk. Das Geschenk vom Schwiegervater darf auf keine Weise unterbleiben; wenn er aber unbemittelt ist, braucht er blos Wein und Eingemachtes zu schicken.

Beim Absenden der Geschenke muß man sich hüten, die seidenen Kleider zu falten und zu knicken. Die beiden Seidenkleider, die man am Hochzeitsabend schickt, müssen in einer ganz besonderen Weise mit den Halskragen aneinander geheftet werden.

Die Ceremonien bei der Uebersendung der Sänfte, um die Braut am Hochzeitabend zu holen, sind folgende: Bei vornehmen Familien wird von beiden Seiten einer der Hauptdienstleute beauftragt und abgeschickt, die Braut zu empfangen und zu geleiten. Vor der Hauptthür des Hauses der Braut sind Matten ausgebreitet, auf welche die Sänfte der Braut gestellt wird, während die beiden Hauptdienstleute sich gegenseitig gratuliren und die Abgesandten des Bräutigams von denen der Braut die Sänfte in Empfang nehmen. Wenn ein Eimer mit Venusmuscheln, um die Hochzeitsbrühe zu machen, von der Braut gesendet wurde, muß derselbe von einer vornehmen Person empfangen und getragen werden. Nahe bei der Thür wird zur Rechten und zur Linken ein Feuer angezündet. Diese Feuer werden „die Gartenfackeln" genannt. Auf dem Corridor, längs dessen die Sänfte passirt, stellen zwei Männer und zwei Frauen paarweise zwei Mörser auf, in welchen sie Reis stampfen. Wenn die Sänfte vorüberkommt, wird der linksseitige Reis zur Rechten hinübergeführt und beide werden miteinander zu einer Masse vermischt. Dies wird „die Vermischung des Reismehls" genannt.*)

*) Vergleiche Gibbon über Hochzeiten der Römer, in seinem „Decline and Fall of the Roman Empire" Vol. IV. p 345: Die beiden con-

Auch zwei Kerzen werden angezündet, eine auf der rechten, eine auf der linken Seite des Corridors. Nachdem die Sänfte vorüber ist, wird das linksseitige Licht auf die rechte Seite gebracht und nachdem die beiden Dochte zusammen vereinigt sind, werden die Lichter ausgelöscht. Diese drei letzten Ceremonien haben nur bei Hochzeiten von Personen von hohem Range statt. Bei Hochzeiten gewöhnlicher Leute werden sie nicht beobachtet.

Die Braut bringt zu ihres Gatten Haus als Geschenke: zwei seidene Gewänder, die in einer besonderen Weise zusammengeheftet sein müssen, ein Festtagskleid mit Flügeln von hänfenem Gewebe, einen oberen und einen untern Gürtel, einen Fächer, entweder fünf oder sieben Taschenbücher, ein Schwert. Und diese sieben Geschenke werden auf ein langes lackirtes Brett gelegt. Ihr Werth muß von den Mitteln der Familie abhängen.

Das Hochzeitsgewand der Braut ist ein weißes Seidenkleid mit Rautenmuster, über einem ebenfalls weißseidenen Unterkleide. Ueber ihrem Kopfe trägt sie einen Schleier von weißer Seide, den sie, wenn sie sich hinsetzt, wie einen Mantel um sich herum herabfallen läßt.

Alle Effecten und Hausgeräthschaften der Braut werden an einem Tage vor der Hochzeit für sie durch ihre weiblichen

---

trahirenden Parteien saßen bei den Römern auf demselber Schaffelle. Sie aßen zusammen einen gesalzenen Kuchen von „Far" (Spelt), dem Hauptgetreide der alten Italer, und diese „Confarreatio" diente als ein Symbol ihrer Vereinigung in Geist und Leib.

Dienstboten von ihrem Hause aus in Ordnung gebracht und ebenso werden des Bräutigams Effecten von einem Frauenzimmer seines Haushalts geordnet.

Wenn die Braut mit ihrem Auserwählten in dem Zimmer, wo die Verwandten versammelt sind, zusammentrifft, nimmt sie für das eine Mal ihren Sitz auf dem Ehrenplatze, während ihr Gatte auf einem niedrigeren Platze sitzt, ihr nicht gerade gegenüber, sondern schräg in der Diagonale, dabei vorsichtig und bescheiden die Blicke ihrer Augen meidend.

Auf einer erhöhten Stelle des Zimmerbodens sind im Voraus zwei Präsentirteller hingestellt, Zurüstungen zu einem Festmahle, ferner ein Tisch mit zwei Bachstelzen*), ein zweiter Tisch mit einer bildlichen Vorstellung des Elysiums, mit zwei Weinflaschen, Geflügel, Fisch und zwei Sorten warmen Weins. Die Damen gehen der Braut entgegen und führen sie in ein Toilettenzimmer. Nachdem sie ihre Kleider in Ordnung gebracht

*) Der Gott, welcher Japan schuf, heißt Kunitodatschi no Mikoto. Nach seiner Zeit lebten Isanagi no Mikoto und Isanami, der erste ein Gott, die zweite eine Göttin. Als diese beiden göttlichen Wesen auf der schwimmenden Himmelsbrücke standen, kamen zwei Bachstelzen geflogen und die beiden Götter erfanden, indem sie die Liebkosungen der beiden Vögel belauschten, die Kunst der Liebe. Von ihrer auf diese Weise eingeleiteten und geweihten Verbindung entsprangen die Gebirge, die Flüsse, das Gras, die Bäume, die übrigen Götter und die Menschheit. — Eine andere Mythe erzählt, daß wie die beiden Götter auf der schwimmenden Brücke standen, Isanagi no Mikoto seinen himmlischen mit Edelsteinen gezierten Speer ergriff und die See damit umrührte. Die Tropfen, welche von der Spitze seines Speeres herabfielen, verdichteten sich und wurden eine Insel, genannt Onokoro—jima, auf welcher die beiden Götter, vom Himmel herabsteigend, ihren Wohnsitz aufschlugen.

hat, führen sie sie in den Saal und die Braut und der Bräutigam setzen sich auf die für sie bestimmten Plätze. Die beiden großen Präsentirteller werden dann hereingebracht, und die Kammerzofen reichen mit höflichen Anreden und Complimenten eben solche getrocknete Fische und Seekräuter, wie sie Geschenke zu begleiten pflegen, herum und überreichen dem Brautpaar getrocknete Kastanien. Zwei verheirathete Damen nehmen dann jede eine der Weinflaschen und stellen sie in dem niedrigen Theile des Zimmers auf. Zwei Dienstmädchen, die als Mundschenken agiren, bringen die Kessel und stellen sie zu den Flaschen in dem niedrigen Theile des Zimmers. An eine der beiden Weinflaschen wird ein männlicher, an die andere ein weiblicher Schmetterling geheftet. Der weibliche Schmetterling wird auf den Rücken gelegt und der Wein aus der Flasche in den Kessel gegossen. Dann nimmt man den andern Schmetterling, legt ihn auf den weiblichen und der Wein wird auch aus dieser Flasche in denselben Kessel gegossen. Alsdann transportirt man das Ganze mit gehöriger Feierlichkeit zu einem andern Kessel von verschiedener Gestalt, den die Mundschenken vor sich hinstellen. Das Zusammengießen des Weines am Hochzeitsabend soll auf die Verbindung, welche man schließen will, symbolisch anspielen. Kleine niedrige Speisetische, jeder auf eine Person berechnet, werden vor Braut und Bräutigam hingestellt, und auch vor der Kammerfrau der Braut. Eine der weiblichen Mundschenken nimmt drei Weintassen und stellt eine über der andern vor den Bräutigam. Der Bräutigam trinkt erst zwei Tassen Wein und dann auch die dritte und

schüttet etwas Wein aus dem vollen Kessel in den leeren. Dann trinkt auch die Braut drei Tassen*) und gießt auch etwas Wein aus dem einen Kessel in den andern, wie der Bräutigam es that. Die Tassen werden dann wieder in einander gesteckt, zu dem erhöhten Theile des Zimmers gebracht und dort in der vorigen Ordnung aufgestellt. Dies Trinken aus den drei Tassen wiederholt sich drei Mal. Darnach wird Eingemachtes auf de rechte Seite eines kleinen Tisches hingestellt, worauf sich der Bräutigam von seinem Platze erhebt und eine Weile pausirt. —

Unterdessen wird den Kammerfrauen der Braut und den Dienstmädchen Fischsuppe und Wein servirt. Diese erhalten Wein in einer irdenen Tasse, die auf einem kleinen viereckigen Präsentirteller hingestellt wird. Auch wird von der Küche ein Weinkessel mit allen Arten von Conserven herbeigebracht.

Nachdem dieser Theil des Festes vorüber ist, wird das Zimmer wieder in Ordnung gebracht, und Braut und Bräutigam nehmen ihren Sitz wieder ein. Nun werden Suppe und Reisgerichte aufgetragen und zwei versilberte und vergoldete Porzellantassen werden auf einen Präsentirteller gestellt, auf welchen ein Bild der Insel Takasago**) gemalt ist. Diesmal werden

*) Jede japanische Weintasse faßt nur einen Schluck.

**) Auf der Insel Takasago in der Provinz Harima steht ein Tannenbaum, genannt „die Tanne des beiderseitigen hohen Alters". In der Nähe der Wurzel ist der Baum nur einfach. Aber weiter hinauf gegen die Mitte theilt er sich in zwei Stämme, beide sehr alt. Kleine Modelle von dieser Tanne werden bei Trauungen als ein Symbol, daß das glückliche Paar zusammen ein hohes Alter erreichen soll, verwendet. Das immergrüne Laub

Schmetterlinge von Gold- und Silberpapier an die Kessel geheftet. Der Bräutigam trinkt wieder ein oder zwei Tassen und die Aufwärterinnen bieten dem Paare noch mehr Delicatessen an. Reis, mit heißem Wasser übergossen, und Karpfensuppe werden hereingebracht und lackirte Tassen werden aufgesetzt, um heißen Wein zu fassen. Und nun fängt die Festmahlzeit erst eigentlich recht an. (Bisher geschah das Essen und Trinken nur pro forma). Zwölf Schüsseln mit Süßigkeiten und Thee werden servirt und das Diner besteht aus drei Gängen, einer dieser Gänge aus sieben Gerichten, einer aus fünf und einer aus drei Gerichten, oder sonst auch zwei Gänge aus fünf und einer aus drei Gerichten, je nach den Mitteln der Familie. —

Die obigen Vorschriften gelten jedoch blos für die Familien von höchstem Range, und sind auf keine Weise passend für die geringeren Classen, welche die gehörigen Grenzen ihrer Stellung nicht überschreiten müssen.

Eine volksthümliche Sage behauptet, daß bei dem festlichen Weintrinken an dem Hochzeitstage die Braut zuerst trinken und dann die Tasse dem Bräutigam überreichen müsse. Aber, obgleich es auch einige Autoritäten giebt, die diese Ansicht unterstützen, so ist dies doch ohne allen Zweifel ein grober Irrthum. In der „Abhandlung über Feierlichkeiten" von Confucius steht geschrieben: „Der Mann steht in Bezug auf

dieser Tanne ist ein Emblem der unveränderlichen Beständigkeit des Herzens. Die unter dem Baume beigefügten Figuren eines alten Mannes und einer alten Frau sind die Geister der alten Tanne.

Wichtigkeit vor dem Weibe. Es ist das Recht des Starken über den Schwachen. Der Himmel geht der Erde vor. Der Fürst hat einen höheren Rang als sein Minister. Dies Gesetz der Ehre gilt durchweg". — Wiederum steht in dem „Buche der Geschichte" von Confucius geschrieben: „Die Henne, welche des Morgens kräht, bringt Unglück". In unserer eigenen japanischen Literatur heißt es in dem „Juscho" (dem Buche von den Göttern): Als die Göttinnen die Götter zum ersten Male sahen, waren jene die ersten, welche ausriefen: „O! was für schöne Männer sind das!" Den Göttern aber mißfiel dies sehr und sie sagten: „Wir, die wir so stark und mächtig sind, sollten von Rechtswegen zuerst gesprochen haben. Wie kommt es nun, daß im Gegentheil diese Weiber zuerst reden? Das ist in der That pöbelhaft!" — Und wiederum steht geschrieben: „Als die Götter den Krüppel Hiruko hervorbrachten, sagte der Herr des Himmels, daß sein Unglück eine Strafe für die Göttinnen sei, die es sich herausgenommen hätten, zuerst zu sprechen". — Dieselbe Regel gilt daher in China und Japan, und es wird für unheilvoll gehalten, wenn das Weib vorangehen will. Das sollten sich die Leute zur Warnung dienen lassen und sollten sorgfältig jeden Bruch der gesetzmäßigen Etiquette vermeiden, wenn er auch vom Pöbel gutgeheißen würde.

Bei den Hochzeiten der geringeren Classen stellen die Braut und ihre Frauenzimmer ein Festmahl an, der Bräutigam aber nicht. Und nachdem das Fest der Braut zu Ende ist, wird der Bräutigam hereingerufen und es wird ihm die Weintasse

der Braut gereicht. Da aber die dabei beobachteten Formalitäten sehr gemein sind, so lohnt es sich nicht der Mühe die Regeln, durch welche sie geordnet werden, anzugeben. —

Weil der Hochzeitsabend nur für das verheirathete Paar wesentliche Bedeutung hat, so haben einige Autoren über Ceremonien festgesetzt, daß es nicht nöthig sei, für die Frauenzimmer der Braut ein eigenes Fest zu veranstalten, und meiner Meinung nach haben sie ganz recht. Denn wenn Mann und Frau bei der Eröffnung ihres Umgangs gleich wieder getrennt werden, und wenn die Braut allein fetirt wird wie ein gewöhnlicher Gast, so scheint dies ein Unheil verkündender Anfang zu sein. — Hiermit hätte ich denn zwei üble Gebräuche von bösem Omen bezeichnet, welche man vermeiden muß.

Die Ceremonien, welche bei Hochzeiten von Personen gewöhnlichen Ranges beobachtet werden, sind folgende:

Die Zubereitungen zu dem Feste richten sich nach den Mitteln der Individuen. Drei Weintassen müssen auf Präsentirteller hingesetzt werden. Die Ceremonie des dreimaligen Weintrinkens muß so, wie sie oben beschrieben wurde, durchgemacht werden. Nach ihrer Beendigung wechselt die Braut die Kleider, und eine Mahlzeit von drei Gängen wird aufgetischt, — zwei Gänge von fünf Gerichten und einer von drei Gerichten, oder auch ein Gang von fünf Gerichten, einer von drei und einer von zwei, je nach den Mitteln der Familie. Ein Präsentirteller mit einem Bilde, das die Insel Takasago darstellt, wird herbeigebracht und der Wein gewärmt. Auch werden Süßigkeiten von fünf oder sieben verschiedenen Sorten

in kleinen Büchsen oder auf Porzellantellern aufgetischt, und wenn der Thee herbeikommt, steht der Bräutigam auf und rastet ein wenig. Sind die Weinkessel nur von Zinn, so müssen sie nicht in dem Zimmer ausgestellt werden. Man muß sie von der Küche hereinbringen. Auch werden in diesem Falle die Schmetterlinge nicht an ihnen befestigt.

In alten Zeiten pflegten Braut und Bräutigam während der Feierlichkeit drei oder fünfmal die Kleider zu wechseln. In jetziger Zeit findet der Kleiderwechsel, nachdem die neun Tassen Wein in der oben angegebenen Weise getrunken sind, nur einmal statt. Die Braut legt das seidene Gewand an, das sie vom Bräutigam empfangen hat, während er sich mit dem Festkleide schmückt, das ihm von der Braut dargebracht wurde.

Nachdem diese Ceremonien vollführt sind, wird die Braut von ihren Frauen zu den Zimmern der Schwiegereltern geführt. Sie nimmt dahin seidene Kleider mit sich, zu Geschenken für ihre Schwiegereltern, Schwager und Schwägerinnen. Ein Präsentirteller mit drei Weintassen wird vor die Braut und die Schwiegereltern hingestellt. Der Schwiegervater trinkt drei Tassen und reicht die Tassen der Braut hin, die dann, nachdem sie zwei Tassen getrunken hat, von ihrem Schwiegervater ein Geschenk erhält. Darauf trinkt sie die dritte Tasse, giebt die Tasse dem Schwiegervater zurück, der nun seinerseits drei Tassen trinkt. Darauf wird Fisch herbeigebracht und in den gewöhnlichen Häusern auch ein Reisgericht. Hierauf ergreift die Schwiegermutter die zweite Tasse, trinkt drei Tassen und reicht die Tasse der Braut, welche zwei Tassen trinkt und von

der Schwiegermutter ein Geschenk empfängt. Sie trinkt dann eine dritte Tasse und giebt die Tasse der Schwiegermutter zurück, die abermals drei Tassen trinkt. Eingemachtes wird servirt und in gewöhnlichen Häusern Suppe, worauf die Braut noch einmal aus der dritten Tasse trinkt und dieselbe dann ihrem Schwiegervater giebt, der dreimal trinkt. Darauf trinkt die Braut noch zweimal und dann die Schwiegermutter dreimal. So haben Braut und Schwiegereltern zusammen neunmal getrunken. Wenn Schwäger und Schwägerinnen vorhanden sind, so werden eingemachte Sachen und Suppe servirt und eine Weintasse von Porzellan wird auf einem Präsentirteller vor sie hingesetzt und sie trinken auf das befehlende Wort des Schwiegervaters. Daß dabei Suppe servirt werde, ist nicht unbedingt nöthig. Wenn die Eltern des Bräutigams schon todt sind und die obige Ceremonie daher ausfallen muß, so führt der Bräutigam seine Braut zu einer Schreibtafel, die man aufgehängt hat und auf welcher die Namen seiner Eltern geschrieben stehen, damit sie vor derselben ihre Reverenz mache.

In alten Tagen pflegte der Bräutigam, nach Beendigung der oben beschriebenen Ceremonien, den Eltern der Braut eine feierliche Visite zu machen. Heutzutage wird diese Visite aber schon vor dem Hochzeitstage gemacht, und obgleich die Formalitäten bei derselben denen der alten Zeit ähneln, so weichen sie doch ein wenig davon ab, und es wird gut sein, daß wir diese alten Gebräuche hier kurz angeben:

Die beiden Präsentirteller, welche bei dem Hochzeitsfeste

gebraucht waren, pflegte man mit hübsch arrangirtem Geflügel, Fisch und Eingemachtem, beladen in einen langen Kasten zu setzen und zu dem Hause des Schwiegervaters zu senden. Auch wurden fünfhundert und achtzig Reiskuchen in lackirten Büchsen überschickt. Das neumodige Verfahren, die Reiskuchen in einem Eimer zu schicken, ist durchaus gegen die Etiquette. Wie viele lackirte Kästchen für diesen Zweck auch immer verlangt werden sollten, sie müssen beschafft werden, denn sie sind die für Uebersendung der Kuchen allein geeigneten Dinge. Auch werden drei, fünf, sieben oder zehn Trachten von Geschenken, so viel ein Mann tragen kann, dargebracht. Der Schwiegersohn giebt seinem Schwiegervater ein Seidengewand und seiner Schwiegermutter ein seidenes Kleid, so wie er auch seinen Schwägern und Schwägerinnen Geschenke macht. Die dabei stattfindende Ceremonie des Weintrinkens geht in derselben Weise vor sich, wie zwischen der Braut und ihren Schwiegereltern, nur mit sehr geringen Variationen. Der Bräutigam erhält keine Geschenke von seiner Schwiegermutter, und nachdem die dritte Tasse getrunken ist, trinkt der Schwiegersohn vor seinem Schwiegervater. Die Eltern der Braut statten dem Bräutigam eine Dankvisite ab, bei welcher ähnliche Feierlichkeiten beobachtet werden.

Bei den Hochzeiten der Großen besteht die Brautkammer aus drei Zimmern, die zu einem vereinigt werden*), und die man für die Gelegenheit neu decorirt. Sind nur zwei Zimmer

*) Da die Abtheilungen einer Reihe von Zimmern in Japan blos mit beweglichen Schirmen von Papier gemacht werden, so kann je nach der Größe

vorhanden, so wird ein drittes hinzugebaut. Die oben erwähnten Geschenke werden auf zwei großen Präsentirbrettern ausgestellt, und die Kleider der Braut werden an Kleidergestellen aufgehängt. Die Matratze und die Bettücher werden in einem Nebencabinet ausgelegt. Die Effecten der Braut müssen alle von den Frauen, die den Tag zuvor für diesen Zweck hergesandt sind, geordnet und aufgestellt werden; doch mag dies auch gethan werden, während die Braut ihre Kleider wechselt.

Für jeden der verschiedenen Gegenstände des Hausgeräths ist ein Platz bestimmt. Der Altar für das Bild des Familienheiligen wird auf einen Sims in der Nähe des Schlafzimmers gestellt. Das „Kajoké"*) wird auf den erhöhten Theil des Fußbodens gestellt. Aber wenn keine solche Bodenerhöhung vorhanden ist, wird es in einem Cabinet placirt, dessen Thüren immer offen stehen, so daß es in die Augen fällt. Die Bücher werden auf einem Bücherbrett in Ordnung aufgestellt, oder auch in einem besonderen Cabinet. Ist weder ein Bücherbrett noch ein Cabinet für sie vorhanden, so werden sie auf den erhöhten Theil des Zimmerbodens hingelegt. Die Kleider der Braut werden an einem Kleidergestell aufgehängt. In Familien von hohem Range werden sieben Kleider an dem Gestell aufgehängt. Fünfe von diesen werden nach einiger Zeit wieder weggenommen und durch andere ersetzt, und

---

des Hauses jede beliebige Anzahl von Zimmern auf der Stelle zu einem vereinigt werden.

*) Ein Kajoké ist eine Art lackirten Beckens für das Waschen der Hände und des Gesichts.

wiederum werden drei weggenommen und durch andere ersetzt. Es sind entweder zwei oder drei Kleidergestelle da. Das Gestell für die Handtücher wird an einem ehrenvolleren Platze angebracht, als das für die Kleider. Wenn kein besonderes Toilettenzimmer vorhanden ist, so werden die Betttücher der Braut und ihr ganzer Toilettenapparat in dem Schlafzimmer untergebracht. Keine Schirme werden in der Brautnacht aufgestellt, aber am folgenden Tage wird ein geeigneter Platz für sie aufgesucht. — Alle diese Ceremonien müssen im Verhältniß zu den Mitteln der Familie mit mehr oder weniger Luxus durchgeführt werden".

Anmerkung.

Der Autor des Buchs Schorei Hikki erwähnt nicht den Gebrauch des Abrasirens der Augenbrauen und des Schwärzens der Zähne, das die Frauen, wenn sie sich verheirathen, zum Erweise ihrer ehelichen Treue vornehmen. In den oberen Classen schwärzen die jungen Damen ihre Zähne gewöhnlich, bevor sie ihres Vaters Haus verlassen und in das ihres Gatten eintreten, und sie vervollständigen diesen Act durch das Wegrasiren ihrer Augenbrauen unmittelbar nach der Hochzeit, oder doch jedenfalls nicht später als bei Gelegenheit ihrer ersten Schwangerschaft.

Der Ursprung dieses Gebrauchs ist dunkel. Zum Beweise, daß er schon vor dem elften Jahrhundert n. Chr. G. existirte,

citirt ein merkwürdiges Buch, betitelt „Tejô Sakki", oder „die vermischten Schriften des Tejô", das Tagebuch der Murasaki Schikibu, einer Tochter Taméfoki's, eines Dienstmannes des Hauses Etschisen, einer Hofdame und berühmten Dichterin, der Verfasserin des Buches, genannt: „Gendschi-mono-gatari" und anderer Werke. In den Tagebüchern dieser Dame steht geschrieben, daß sie am letzten Abend des fünften Jahres der Periode „Kankô" (1008 n. Chr. G.), um ihre Toilette für den Neujahrstag zu machen, sich in ihr Privatcabinet zurückzog und die Mängel ihrer persönlichen Erscheinung ausbesserte, indem sie ihre Zähne schwärzte und auch noch sonst ihr Aeußeres schmückte. Auch in dem „Jeiga-mono-gatari", einem alten Buche von derselben Verfasserin wird der Gebrauch schon erwähnt.

Auch der Kaiser und die Edelleute seines Hofes haben die Gewohnheit, sich die Zähne zu schwärzen; doch stirbt bei ihnen dieselbe allmählig aus. Man sagt, daß sie in Schwung gebracht sei durch einen gewissen Hanasono Arischito, der den Rang eines Sa Daijin oder „Ministers zur Linken" hatte, im Anfange des zwölften Jahrhunderts, unter der Regierung des Kaisers Toba. Dieser Minister, der ein Mann von sehr raffinirtem Geschmack und von großer Sinnlichkeit war, rupfte sich die Augenbrauen aus, rasirte seinen Bart, schwärzte seine Zähne, puderte sein Gesicht weiß und schminkte seine Lippen roth, in der Absicht, sich einer Frau möglichst ähnlich zu machen. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts schwärzten sich alle Edelleute des Hofes, wenn sie in den Krieg zogen, die Zähne,

und seit dieser Zeit wurde es allgemeine Sitte am Hofe. Die Anhänger der Häupter der Hojo-Dynastie schwärzten sich auch die Zähne, als ein Emblem der Treue. Und das wurde „die Odawara-Mode" genannt, nach der Residenzstadt jener Familie. So wurde endlich eine Sitte, die zuerst aus der Liebe zum Vergnügen und zur Sinnlichkeit hervorgegangen war, zuletzt als das Zeichen eines guten und treuen Geistes genommen.

Die Mode des Zähneschwärzens legt ihren Anhängern keine geringen Unbequemlichkeiten auf, denn die Farbe muß jeden Tag, oder doch jeden zweiten Tag erneuert werden. So sonderbar und abstoßend die Sache Einem zuerst erscheint, so lernt es das Auge doch bald, ohne Abscheu auf ein gut geschwärztes und glänzend polirtes Gebiß zu blicken. Aber wenn die Farbe sich abnutzt und in ein stumpfes Grau mit schwarzen Strichen verwandelt, dann wird der Mund allerdings sehr häßlich. —

Ich füge hier ein Recept zum Zähneschwärzen bei, welches mir von einem sehr fashionablen Chemiker und Droguisten in Jedo geliefert wurde:

„Nimm drei Pinten Wasser, wärme es und gieße eine halbe Tasse Wein dazu. Lege in diese Mischung eine Quantität rothglühenden Eisens. Laß es fünf oder sechs Tage stehen, wonach sich oben auf der Mischung eine Haut oder ein Schaum bilden wird, der abgenommen und in einer Theetasse neben ein Feuer gesetzt werden muß. Wenn die Substanz warm ist, müssen pulverisirte Galläpfel und Eisenfeile hinzugethan und das Ganze wieder gewärmt werden. Die Flüssigkeit

wird dann mit einem weichen Federpinsel auf die Zähne gestrichen, und noch etwas gepulverte Galläpfel und Eisenfeile hinzugefügt, und wenn man dies einige Male wiederholt hat, wird die gewünschte Farbe da sein."

Man sagt, daß dies Verfahren ein gutes Präservativ für die Zähne ist, und ich habe Männer gekannt, welche beständig an Zahnweh litten und die schwarze Farbe auftrugen, wenn die Paroxysmen sehr heftig waren, indem sie das Martyrium der Häßlichkeit dem des Nervenschmerzes vorzogen. Ein Mann erzählte mir, daß er bei der Anwendung des Mittels sofort Linderung spüre, und daß er immer ganz frei von Schmerz sei, so lange er seine Zähne schwärze.

---

2. Ueber Geburt und Kindererziehung.

(Aus dem Schorei Hikki.)

„In dem fünften Monate der Schwangerschaft einer Frau wird für die Anlegung eines Gürtels aus weißer und rother Seide, gefaltet und von acht Fuß Länge, ein glückverheißender Tag bestimmt. Der Gatte zieht diesen Gürtel aus dem linken Aermel seines Kleides hervor und die Gattin empfängt ihn in dem rechten Aermel ihres Gewandes und legt ihn zum ersten Male an. Diese Ceremonie hat nur einmal statt.

Nach der Geburt des Kindes wird der weiße Theil des Gürtels himmelblau gefärbt mit einer besonderen Marke darauf, und daraus wird ein Kleid für das Kind gemacht. Dies sind

aber nicht die ersten Kleider, welche das Kind trägt. Dem Färber giebt man bei dieser Gelegenheit Wein und Eingemachtes, wenn ihm der Gürtel anvertraut wird. Gewöhnlich erbittet man sich dazu den Gürtel, den eine Frau, die sehr leicht entbunden wurde, während ihrer Schwangerschaft getragen hat, und diese Frau wird „die Gürtelmutter" genannt. Der geliehene Gürtel wird mit dem, welchen der Gatte gab, zusammengebunden, und die Gürtelmutter giebt und empfängt bei dieser Gelegenheit ein Geschenk.

Die Meublirung des Zimmers der Wöchnerin ist wie folgt: Zwei Zuber, um Unterröcke hineinzulegen, — zwei Zuber für die Nachgeburt, — ein niedriger Armstuhl ohne Beine für die Mutter, um sich darauf zu stützen*), — ein Schemel, der von der Geburtshelferin, welche die Lenden der zu entbindenden Frau umfaßt, um sie zu unterstützen, gebraucht wird, und den nachher die Hebamme beim Waschen des Kindes benutzt, — mehre Kissen von verschiedener Form und Größe, damit die Wöchnerin ihren Kopf nach Gefallen stützen könne, — neue Eimer, Becken und Löffel von verschiedener Größe. — Vierundzwanzig Kinderkleider, zwölf von Seide und zwölf von Baumwolle müssen, bereit gehalten werden. Die Säume dieser Kleider müssen safrangelb gefärbt sein. Es muß auch eine

*) Die Frauen in Japan werden in knieender Stellung entbunden, und nach der Geburt bleiben sie drei Wochen lang Nacht und Tag in kauernder Lage, indem sie sich rückwärts an eine Stütze lehnen. Darnach erst erlaubt man ihnen, sich auszustrecken. Man glaubt, daß eine liegende Stellung bis zu dieser Zeit einen gefährlichen Andrang des Blutes nach dem Kopfe verursachen könne.

Schürze für die Hebamme vorhanden ſein, damit dieſe das Kind, wenn es von hohem Range iſt, beim Waſchen nicht gleich auf ihre eigenen Knie legt. Dieſe Schürze ſollte von einem baumwollenen Schleiertuche gemacht ſein. Mit einem ſolchen feinen baumwollenen, nicht geſäumten Schleiertuche ſollte auch das Kind, wenn es aus dem warmen Waſſer genommen wird, abgetrocknet werden.

An dem fünfundſiebzigſten oder an dem hundertzwanzigſten Tage nach der Geburt legt das Kind die Säuglingslinnen ab, und dieſer Tag iſt ein Feiertag. Obgleich es eine Gewohnheit iſt, die Säuglinge mit verſchiedenen bunten ſeidenen Kleidern auszuſchmücken, ſo iſt dies doch verkehrt, weil zwei wichtige Lebensprincipien dadurch verletzt werden und das Kind ſich Krankheiten zuzieht. Und deswegen haben die Alten dieſen Gebrauch ſtreng verboten. In neueren Zeiten werden die Säuglinge mit ſchönen Kleidern angethan. Aber ihnen eine Mütze auf den Kopf zu ſetzen, um damit, wie man es thut, großen Staat zu machen, das iſt dem Kinde ſchädlich und muß unterbleiben. Es wäre ſehr gut, wenn reiche Leute mit Rückſicht auf die Geſundheit ihrer Kinder eine Gewohnheit aufgeben wollten, die jetzt leider ganz modig iſt.

Am hundert und zwanzigſten Tage nach der Geburt werden die Kinder, ſowohl männliche als weibliche, von der Mutterbruſt entwöhnt.*) Dieſer Tag iſt ein für allemal dazu feſtgeſetzt,

*) Dies iſt nur eine nominelle Entwöhnung. Die Kinder werden in Japan viel ſpäter als in Europa wirklich entwöhnt. Man ſieht es dort nicht ſelten, daß eine Mutter aus der ärmeren Claſſe ihren derben Jungen von

und es ist nicht nöthig dafür noch einen besonderen Glückstag auszusuchen. Wenn das Kind ein Knabe ist, wird es von einem Herrn der Familie, wenn ein Mädchen, von einer Dame aufgefüttert. Die dabei stattfindenden Formalitäten bestehen in Folgendem: Das Kind wird herbeigetragen und dem „Entwöhnungsvater" oder „-Pathen" übergeben. Dieser nimmt es auf sein linkes Knie. Ein kleiner Tisch wird in Bereitschaft gehalten. Der „Entwöhnungspathe", der nun die Pflicht hat, das Kind zu füttern, nimmt etwas von dem den Göttern geopferten Reis und legt es auf den Rand des neben ihn gestellten kleinen Tisches. Er taucht seine Gabeln (Eßstöckchen) dreimal in den Reis und steckt sie vorsichtig in den Mund des Kindes, um ihm etwas von dem Reissafte beizubringen. Fünf Reiskuchen werden auch auf die linke Seite des kleinen Tisches gelegt, und der Entwöhnungsvater steckt auch von diesen dem Kinde dreimal ein Pröbchen in den Mund. Nach dieser Ceremonie wird das Kind der Wärterin zurückgegeben und dann werden drei Weintassen auf einen Präsentirteller hingesetzt. Der Entwöhnungspathe trinkt selbst drei Tassen und präsentirt die Tasse auch dem Kinde. Nachdem man das Kind zwei Tassen hat kosten lassen, empfängt es von dem Pathen ein Geschenk, und man läßt es zum dritten Male an einer Tasse nippen. Darauf wird getrockneter Fisch hereingebracht und die Weintasse geht zu dem Pathen, der zum dritten Male trinkt. Noch mehr Fisch von einer anderen Sorte

fünf oder sieben Jahren an ihrer Brust säugt. Sie sagen, daß auf diese Weise die Kosten der Kinderernährung gemindert werden.

wird aufgetischt. Das Trinken wird wiederholt und der Entwöhnungspathe empfängt ein Geschenk von dem Kinde. Die Wärterin sollte den Regeln des Anstandes gemäß sich beständig in der Nähe des Kindes halten. Ein Gastmahl muß dann, so gut wie die Mittel der Familie es erlauben, zubereitet werden. Ist das Kind ein Mädchen, so muß eine „Entwöhnungsmutter" die Ceremonien übernehmen, und passende Geschenke müssen von beiden Seiten überreicht werden. Das Weintrinken macht man dabei eben so durch, wie es oben angegeben wurde.

Vom fünfzehnten Tage des elften Monats des dritten Altersjahres des Kindes, mag es ein Knabe oder ein Mädchen sein, an läßt man sein Haar wachsen. Bis zu dieser Zeit wurde der ganze Kopf geschoren. Nun läßt man drei Schöpfe stehen, einen auf jeder Seite, und einen am Hinterkopfe. Auch an diesem Tage wird wieder ein Pathe erwählt. Ein großer Präsentirteller, auf welchem eine Kanne, eine Scheere, eine Schnur von Papier, um das Haar zu einem Knoten zu binden, etwas Baumwolle und ein Stückchen getrockneten Fisches oder Seetangs, wie sie Geschenken gewöhnlich beigegeben werden, und sieben Reisstrohhalme liegen. Alle diese sieben Gegenstände müssen im Voraus in Bereitschaft gehalten werden.

Der Kopf des Kindes wird mit dem Gesichte gegen den Strich des Compasses gewendet, der für das laufende Jahr als im Glück vorherrschend gilt, und der Pathe nimmt, wenn das Kind ein Knabe ist, die Scheere und thut drei Schnitte in das Haar an der linken Schläfe, drei an der rechten Schläfe und drei in der Mitte. Er nimmt dann das Stückchen Baum-

wolle und breitet es über den Kopf des Kindes von der Stirne rückwärts aus, so daß es im Nacken herabfällt, und er befestigt das Stück getrockneten Fisches oder den Seetang und die sieben Strohhalme an dem Ende der Baumwolle und bindet Alles mit einer Papierschnur in zwei Schlingen zusammen, wie das Haar eines Mannes. Die Ceremonie des Weintrinkens hierbei ist dieselbe wie bei der Entwöhnung. Ist das Kind ein Mädchen, so agirt eine Dame als Pathe. Das Haarschneiden wird dann von der rechten Schläfe anstatt von der linken angefangen. Doch ist in den übrigen Theilen der Ceremonie keine Verschiedenheit.

Am fünften Tage des elften Monats des vierten Lebensjahres des Kindes wird ihm das Hakama oder das weite Beinkleid, das die Samurai tragen, angelegt. Auch bei dieser Gelegenheit wird wieder ein Pathe erwählt. Von ihm erhält das Kind ein Festkleid, auf welchem die Figuren von Störchen und Schildkröten (Emblemen eines langen Lebens)*), von Tannenbäumen (welche immergrüne und ihre Farbe nie wechselnde Bäume als Sinnbilder eines unveränderten tugendhaften Herzens gelten) und von Bambus (Symbole eines festen und aufrichtigen Gemüthes) mit Seide gestickt sind. Das Kind wird auf ein gewürfeltes Brett aufrecht hingestellt, mit dem Gesichte dem günstigen Compaßstrich zugekehrt, und angethan mit seinem Festkleide. Es wird ihm auch ein hölzernes Schwert

*) Vom Storch glauben die Japaner, daß er tausend Jahre lebe. Der Schildkröte geben sie zehntausend Jahre.

jungen Mann sehen zu lassen, was er thut, in die Tasche seines linken Aermels, und giebt sie, indem er das Zimmer verläßt, an die Aufseher oder Vormünder des jungen Mannes, welche sie in Papier wickeln und auf dem Altar der Familiengötter opfern. Aber das ist wieder verkehrt. Die Locke sollte in Papier eingewickelt sicher verwahrt und in dem Hause des Mannes bis zu seinem Tode aufbehalten werden, um ihm als eine Erinnerung an die vielen Liebesbeweise, die er von Vater und Mutter in seiner Kindheit erhalten hat, zu dienen. Bei seinem Tode sollte die Locke in seinen Sarg gelegt und mit ihm begraben werden. — Das Weintrinken und die Geschenke sind bei diesen Gelegenheiten eben so wie bei den früheren".

In dem „Schorei Hikki", dem Buche, aus welchem das Obige übersetzt ist, steht nichts über die Ceremonie der Namenertheilung an die Kinder. Das Folgende ist eine Uebersetzung aus einem andern japanischen Manuscripte:

„Am siebenten Tage nach seiner Geburt empfängt das Kind seinen Namen. Diese Ceremonie wird „die Gratulation der siebenten Nacht" genannt. An dem genannten Tage wählt einer der Verwandten der Familie, der entweder durch seinen Rang oder wegen seiner Tugenden ein großes Ansehen genießt, einen Namen für den Knaben, welchen Namen derselbe beibehält bis zu der Zeit des Abschneidens der Stirnlocke, wo er alsdann denjenigen Namen annimmt, den er als Mann

tragen soll. Der zweite Name heißt „Jeboschina"*), oder der „Haubenname" genannt, und wird gewöhnlich aus Sylben zusammengesetzt, die theils einem alten Namen der Familie, theils dem Namen des Pathen entnommen werden. Wenn der Pathe hinterdrein seinen Namen ändert, muß auch sein „Namenskind" den Namen ändern. So wurde der berühmte Krieger Minamoto no Joschitsuné in seiner Kindheit „Uschiwakamaru" genannt. Als er zu einem Manne herangewachsen war, wurde er „Kurô" genannt, und sein wirklicher Name war „Joschitsuné"."

Begräbnißgebräuche.

(Aus dem Schorei Hikki.)

„Bei dem Tode eines der Eltern werden die Trauerkleider aus grobem hanfenen Gewebe gemacht, und dieselben müssen während der ganzen Trauerperiode Nacht und Tag getragen werden. Da die Beerdigung der Eltern die wichtigste Ceremonie ist, die ein Mensch während seines ganzen Lebens zu bestehen hat, so muß er, wenn der Fall eintritt, damit er keinen Verstoß mache, eine geeignete Person berathen, die ihn über die hergebrachten und angemessenen Gebräuche belehre.

Ueber Alles tadelnswerth ist das Verbrennen der Todten. Sie sollten ohne Verbrennung begraben werden. Man sollte die bei einer Beerdigung zu beobachtenden Ceremonien von

*) Von „Jeboschi" = eine Hoshaube und „Na" = ein Name.

Rechtswegen genau kennen lernen, bevor ſich die Veranlaſſung zu ihrer Ausübung einſtellt. Wenn ein Mann weder Vater noch Mutter hat, ſo wird er doch gewiß andere Verwandte zu begraben haben, und daher darf er dies Studium nicht vernachläſſigen. Es giebt einige Autoritäten, welche wollen, daß man glückliche Tage und Stunden und glückliche Plätze für die Beerdigung der Todten wähle. Aber das iſt verkehrt; und wenn ſie behaupten, daß durch die Nichtbeachtung ſolcher Zeiten und Plätze auf die Nachkommenſchaft Unheil und Fluch herabgezogen werde, ſo befinden ſie ſich in großem Irrthum. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man einen günſtigen Tag wählen muß, inſofern Wind und Regen dabei vermieden werden müſſen, ſo daß die Menſchen ihre Todten in aller Ruhe und ohne daß ihre Gemüther geſtört und abgezogen werden, beſtatten mögen. Und es iſt auch wichtig, einen angemeſſenen Begräbnißort zu wählen, der nicht in Gefahr iſt von Waſſer beſchädigt zu werden, oder einen ſolchen, über den keine Fuß- und Fahrwege führen, oder der leicht in ein Ackerfeld verwandelt werden oder auf dem man bauen könnte.

Wenn ein Mann zu eines Freundes oder eines Nachbarn Begräbniß eingeladen iſt, ſo ſollte er es vermeiden, ſich mit bunten Feſttagskleidern herauszuputzen. Und wenn er dem Sarge folgt, ſollte er nicht mit lauter Stimme zu der neben ihm gehenden Perſon reden. Denn das iſt ſehr roh und gefühllos. Und bei der Rückkehr von der Beerdigung ſollte er, ſelbſt wenn man ihn dazu einlüde, es vermeiden, in Theehäuſer oder Weinſchenken einzukehren.

Die Liste der Personen, die bei dem Begräbniß zugegen sein sollen, muß auf Papierstreifen geschrieben und diese müssen fest zusammengebunden werden. Die Liste mag so wie jede andere Liste geschrieben werden. Nur muß man dabei nicht von der Rechten zur Linken schreiben, wie man es gewöhnlich thut, sondern von der Linken zur Rechten, wie es in den europäischen Schriften geschieht.

Am Tage der Beerdigung während des Trauergottesdienstes wird Weihrauch in dem Tempel vor der Tafel verbrannt, auf welche derjenige Name niedergeschrieben ist, unter welchem der Verstorbene zur Ewigkeit übergeht.*) Die Leute welche den Weihrauch verbrennen, treten einer nach dem andern in das Zimmer, wo die Tafel aufgestellt ist, und schreiten halbwegs zu der Tafel, das Gesicht ihr zugewendet, vor. Indem sie das Räucherwerk in Papier gewickelt aus dem Busen hervorziehen, halten sie es in der linken Hand, und nachdem sie mit der rechten Hand eine Prise herausgenommen haben, stecken sie das Päckchen in ihren linken Aermel. Wenn der Tisch, auf den die Tafel mit dem Namen gestellt wurde, hoch ist, so hebt sich der den Weihrauch opfernde Mann aus seiner kauernden Stellung halb hervor. Wenn der Tisch niedrig ist, bleibt er knieend und verbrennt den Weihrauch so. Darnach macht er drei Schritte rückwärts, mit Verbeugungen und Re-

*) Nach seinem Tode empfängt Jeder einen neuen Namen. So trat der berühmte Fürst Tokugawa Ijejasu in den Himmel ein unter dem Namen Gongen Sama. Dieser Name wird „Okurina" oder „der begleitende Name" genannt.